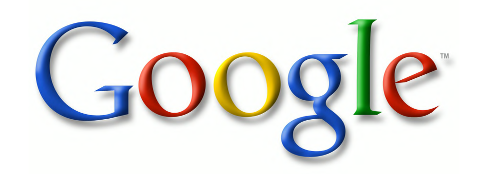





Library
of the
University of Wisconsin



Hermann Hagedorn.

Simplon, 12 Aug. 1907.

Walliser Sagen

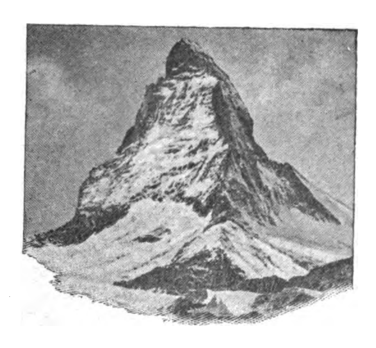
Walliser Sagen

Herausgegeben

von dem

Historischen Verein von Oberwallis

Erster Band



Brig
Buchdruckerei Tscherrig & Tröndle
1907

Selbstverlag des Historischen Vereins von Oberwallis

Vorwort

Motto: Die Sage schwebt mit Liedern alter Zeit
Aus stiller Gruft empor,
Und webt um Taten der Vergangenheit
Der Dichtung Nebelflor.
Dr. Friedrich Neßler.

Die Volkssagen, die seit einem halben Jahrhundert der Gegenstand reger Sammlung geworden sind, bieten dem Geschichtsschreiber Belege zur Charakteristik unserer Voreltern und einen Zeitenspiegel der Denk- und Handlungsweise unserer Vorfahren (Gottschalk), dem Freunde der Poesie aber einen reichen Schatz der echten Volkspoesie (Wyß).

Unser Oberwallis besitzt nun einen sehr reichen Sagenschatz, der auch die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich gezogen hat. Es ist das Verdienst der beiden Sagenfreunde Tscheinen und Ruppen, im Jahre 1872 die Sagen unseres Landes gesammelt und herausgegeben zu haben.

In der Ebene unserer Talsohle und namentlich in den Winkeln unserer Täler gab es noch manche schöne Sage, welche in der Sammlung nicht veröffentlicht war; zudem waren diese „Walliser-Sagen" (Sitten 1872) im Buchhandel vergriffen und nicht

mehr erhältlich. In einer Zeit, in der die offenen Tore des Simplons und des Lötschberges das Rhonetal der Außenwelt immer mehr erschließen, und die Aufklärungssüchtelei so gern die Sagenidee hinweglächeln und die Sagenpoesie des Volkes verwischen möchte, war es höchste Zeit, die alten Schätze der reichen Sagenwelt zu sammeln, bevor sie vergessen und begraben waren.

Zu diesem Zwecke hatte der historische Verein in seiner Versammlung zu Brig 1902 beschlossen, eine neue Sammlung, resp. Vervollständigung der Walliser-sagen zu veranstalten und hat einem Ausschusse, bestehend aus den Herren Pfarrer Brindlen, Tierarzt Amherd und Archivar Oggier, die Redaktion hierzu übergeben.

Herr Ruppen A., Pfarrer von Saas-Grund, als Inhaber der Auktorrechte der alten Walliser-Sagen hat die Rechte der Neuausgabe bereitwilligst an den historischen Verein von Oberwallis abgetreten, und hat sich zudem sehr tätig an der Redaktion der neuen Ausgabe beteiligt.

Dank der Mitarbeit so vieler Freunde der Volkssage, die an dem Sammelwerk rege mitgeholfen, können wir mit zwei Bändchen ausgewählter Proben, gesammelt aus dem reichen Schatze der Walliser Volkssage, vor das Publikum treten.

Unpassend wohl wäre es nun, wenn wir diese

unsere Sammlung mit einer längern wissenschaftlichen Einleitung über das Wesen der Walliser Sage versehen wollten, nein, es kann dies nicht in unserem Plane liegen, sondern wir begnügen uns einige charakteristische Seiten der Walliser Volkssage hervorzuheben.

Das Walliser Volk ist ein katholisches und tritt auch in seinen Sagen als solches auf; unzählige Male handelt es vom Fegfeuer, von der Sühnung jeden Makels, von der Hülflosigkeit der armen Seelen, von der Messe, von den Heiligen, vom Rosenkranzbeten und andern katholischen Gedanken. Die Idee (Notwendigkeit der Sühne u. a.) ist wahr, die Ausschmückung ist poetische Zutat. Es ist verfehlt, wenn einige irrtümlich meinen, es sei ein Stück Aberglaube dabei. Man verwechselt die Grundidee mit der Ausschmückung. Die Grundidee, der Glaube an ein Fegfeuer baut sich nicht auf Sagen auf, sein Fundament ist ein anderes, ein unerschütterlich feststehendes: es ist die an die Menschheit getragene Offenbarung Gottes, deren Existenz uns hinlänglich verbürgt ist. Das Volk hat seinen Glauben nicht aus der Sage gebildet, es hatte denselben vor der Sage. Aber die Grundidee, daß es einen Reinigungsort gibt zur Abbüßung der zeitlichen Sündenstrafen ꝛc., stimmt mit den Glaubenslehren überein. Nur hat das Volk seine Idee poetisch ausgemalt. Es glaubt an die

Sagenidee, hat Freude an der volkstümlichen Ausschmückung, schwört aber nicht auf die Wahrheit der Erzählung in dieser ausgeschmückten Form. Man muß es einem Volke lassen, seine Ideen in echter Volkspoesie darzustellen.

So ungefähr steht es mit den andern Sagenarten, die historischen ausgenommen, deren Kern auf geschichtlichem Hintergrunde ruht. Was ist eine Sage? Eine Erzählung („Erzelleta"), die seit undenklichen Zeiten im Munde eines ganzen Volkes lebt und teils der Wahrheit, teils der Dichtung angehört. Ihre äußere Hülle ist meistens sonderbar, geheimnisvoll, aber der innere Kern enthält oft die tiefsten Wahrheiten. (P. Am Herd.)

Die Sage ist die Wunderblume der Poesie, welche bei jedem Volke bald so bald anders aufblüht, welche sich zwar mit andern Zeitfarben immer wieder verjüngt, die aber auch verdient, daß man sie in der altmodischen Form vor dem Untergange rettet.

So wandern denn diese Sagenblätter hinaus in die frische Frühlingsluft unseres Volkes, wollen da und dort in stiller Stube unterhalten über alte längst entschwundene Zeiten, und bitten um freundliche Aufnahme.

Das Komitee des Histor. Vereins von Oberwallis.



Domherr Peter Jos. Ruppen

Domherr Peter Jos. Ruppen.

„Mit großer Freude habe ich endlich aus Ihrem letzten wertesten Schreiben die Vollendung des solange in Erwartung stehenden Sagendruckes vernommen. So habe ich das für mich so interessante Werkchen noch vor meinem Tode in Druck erblicken können und dies ist einzig Ihr Werk. Hätten Sie nicht mit solchem Ernst, mit solcher Unverdrossenheit, Beharrlichkeit, kluger Umsicht und begeisterter Liebe für das geschichtliche Altertum unseres Wallis die Sache an die Hand genommen und bis zur Vollendung mutvoll fortgesetzt, so wäre daraus nichts geworden und unsere Sagen wären in Manuskripten für immer begraben geblieben." So schrieb im Jahre 1872 Pfarrer M. Tscheinen an Domherr Ruppen. Er hatte vollständig Recht. Bevor die Walliser-Sagen im Druck erschienen, hatte der Herausgeber, und als solcher wird Domherr Ruppen von Pfarrer Tscheinen selbst immerfort genannt, ungeahnte Schwierigkeiten zu überwinden. Mancher hätte das kaum begonnene, patriotische Werk liegen lassen. Was aber Domherr Ruppen einmal begonnen, das mußte auch zu Ende geführt werden. Er besaß eine eiserne Willenskraft.

In erster Linie bereitete ihm die Drucklegung große Unannehmlichkeiten. Der Buchdrucker L. Schmid in Sitten, mit dem endlich ein Vertrag für 500 Exemplare abgeschlossen wurde, hatte guten Willen aber nicht immer die nötigen Mittel. Domherr Ruppen schreibt noch im August des

Jahres 1870 an seinen Freund in Grächen: „Wir werden mit unseren Sagen wohl noch weiter müssen, wenn sie in Druck erscheinen sollen." Und Tscheinen antwortet: „Ich will mich von ihm nicht mehr länger am Narrenseil herumführen lassen." Erst Ende 1870 konnte der erste Bogen gesetzt werden.

Von Unterstützung und Aufmunterung war, soweit ich aus der weitschichtigen Korrespondenz ersehen kann, keine Rede. Im Gegenteil. Man machte sich vielerorts über die Sagensammler lustig. „Hat der nun nichts Besseres mehr zu tun." Oder wie Pfarrer Tscheinen sagt: „Dum Duomherr Ruppu het aber gitroumt." Ein Einziger, soweit mir bekannt ist, machte eine ehrenwerte Ausnahme. Es ist Friedrich Staub in Fluntern, Zürich. Dieser um das schweizerische Idiotikon vielverdiente Gelehrte konnte die zwei fleißigen Sammler nicht genug aufmuntern, „die hochinteressanten Walliser-Sagen in Buchform herauszugeben."

Die anscheinlich größten Schwierigkeiten bereitete aber dem Herausgeber noch sein intimer Freund und treuer Mitarbeiter, ohne es natürlich zu beabsichtigen. Pfarrer Tscheinen, der eine ganz poetisch veranlagte friedfertige Natur war, scheute vor jedem Kampfe zurück. Er selbst fühlte es nur zu gut: „Ich danke für Ihre Aufmunterung, welche meine ängstliche Bedenklichkeit völlig zerstreute." Als Domherr Ruppen ihm am Anfang des Jahres 1870 den Antrag stellte, die schon gesammelten Sagen gemeinschaftlich herauszugeben, war er voll Begeisterung. In einem Briefe vom 14. März lese ich: „Ihr Schreiben hat mich sehr erfreut, weil der Inhalt desselben einen Gegenstand behandelte, für welchen ich schon von meiner Jugend an schwärmte und der noch immer meine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen im stande ist." Es sollte aber anders kommen. Schon

am 31. August 1870 verlangt er mit Ungestüm seine Sagen zurück und spricht davon, dieselben allfällig in einer illustrierten Zeitschrift von Berlin, redigiert von Dr. Kuhn, zu veröffentlichen. Am 11. Jänner 1871, als endlich der Druck begonnen, klagt er: „Wollte Gott es wäre keine einzige von meinen Sagen gedruckt — so groß ist meine Freude daran.“ Auch schrieb er noch am 19. Dezember 1871, als der Druck wieder ins Stocken geraten war: „was sagen Sie dazu, wenn durch Ihren Unternehmungsgeist die Monatsschrift wieder ins Leben gerufen würde?“ Domherr Ruppen wollte aber die Walliser-Sagen in Buchform haben und dabei blieb es. Die Walliser-Sagen wurden gedruckt, und wahr ist zum Teil geworden was Tscheinen am 2. Mai 1870 schon schrieb: „Außer der Ehre und Freude der erste und vielleicht der letzte Herausgeber von unseren alten, recht seltsamen Walliser-Sagen zu sein, haben Sie leider keinen Lohn für Ihre Mühe. Erst die Nachwelt wird Ihr patriotisches Wirken anerkennen.“

Domherr Peter Jos. Ruppen wurde am 28. Jänner 1815 zu Biedermatten, einem kleinen Dörflein der Gemeinde Balen, im Saastale, geboren. Seine Studien absolvierte er in Sitten mit Auszeichnung, indem er mit Herrn Henzen, dem nachherigen Studienpräfekten, stets die ersten Plätze teilte. Zum Priester geweiht wurde er 1838. Er diente von der Picke auf. Seine priesterliche Laufbahn begann er als Kaplan von Simpeln. Später siedelte er aber als Pfarrer nach Zeneggen und Törbel über. Da seine Gesundheit bedenklich litt, entließ ihn der hochwürdigste Bischof de Preux, der den jungen, talentvollen Priester hoch schätzte, auf das Familien-Rektorat nach Tannmatten. Hier verlebte er seine glücklichsten Jahre; auch wünschte und hoffte er, hier sein Leben beschließen zu kön-

nen. „Er wurde aber berufen auf die wichtigen und mühsamen Pfarreien von St. Niklaus, wo er ein durch das große Erdbeben von 1855 verschüttetes Gottes- und Pfarrhaus vorfand und mit Umsicht und Sachkenntnis restaurierte, und einige Jahre nachher nach Naters, wo er ebenfalls das Pfarrhaus sozusagen umänderte. Ueberall war er geachtet und geliebt, stellte aber auch überall vollauf seinen Mann.“ (Pfarrer Jos. Anton Ruppen).

In Würdigung seiner ungewöhnlichen Tätigkeit und Arbeitskraft wurde er im Jahre 1865 zum Domherrn und Prokuratoren und im Jahre 1879 in Anerkennung seiner vielen Verdienste zum Großsakristan des Kapitels erwählt.

„Er führte im ehrwürdigen Domkapitel und im bischöflichen Senate viele Jahre ein gewichtiges Wort und war so ziemlich tonangebend.“ (Pfarrer Jos. Anton Ruppen).

Domherr Ruppen, der über ein unverwüstliches Gedächtnis verfügte und besonders in der Liturgie und Rubrik als Auktorität galt, war sein ganzes Leben lang literarisch tätig. Schon als Student legte er sich ein Tagebuch an, in welches er bis in die letzten Lebensjahre, mit peinlicher Ausdauer und Genauigkeit, Tagesneuigkeiten und Beobachtungen aufzeichnete — eine interessante kleine Bibliothek von mehr als 40 Bänden! Im Druck erschienen sind nebst den Walliser-Sagen die geschätzte „Chronik des Thales Saas“ und die „Familienstatistik von St. Niklaus.“

In seiner Lebensweise war er äußerst einfach, genügsam und exakt, weshalb er auch von Manchen als Sonderling angesehen wurde. „Er war offen und gerade und, wenn man will, anscheinend barsch im Reden und in seinem ganzen Charakter, verbarg aber unter einer scheinbar rohen Hülle ein goldenes und grundlauteres Herz, bereit, aus seinem

großen Wissens- und Erfahrungsschatze Allen mit Rat und Tat beizustehen." (Pfarrer Jos. Ant. Ruppen).

Gestorben ist Domherr Ruppen in Sitten, am 19. November 1896 im Alter von beinahe 82 Jahren. Seine letzten Lebensjahre waren kaum glücklich zu nennen; er hatte sein Augenlicht fast ganz verloren und auch geistig war er gebrochen. Sein nicht unbedeutendes Vermögen teilte er bei Lebzeiten unter seine Verwandten oder verwendete es zu wohltätigen Zwecken.

Bis in sein hohes Alter war und blieb er ein großer und treuer Freund und Liebhaber der heimischen Sagenwelt. Als er vernahm, man gehe mit dem Gedanken um, eine neue Folge von Walliser-Sagen herauszugeben, freute er sich darüber wie ein Kind. Er sagte damals zu mir: „Es ist recht, das andere auch ein Opfer bringen unserem lieben Wallis. Sollte man die Sammlungen verschmelzen wollen, so bin ich damit einverstanden. Sonst kannst du meine Sagen wieder herausgeben. Korrigiere aber nicht zu viel daran; die Sage ist Volkspoesie und man muß sie so aufschreiben, wie das Volk denkt und spricht, nur dann hat sie einen bleibenden Wert. Meine Sagen werden immer Abnehmer finden."

Aloys Ruppen

Pfarrer von Saas-Grund.

I. Landes- und Ortssagen

1. Wallis ein See.

Bei St. Maurice schlossen vormals die Berge hoch hinauf das Wallis vollständig ab und versperrten der Rhone jeglichen Durchgang. Das ganze Land bis nach Lax bildete daher einen einzigen gewaltigen See. Schon zu dieser Zeit war aber das Wallis bewohnt und die Ansiedler fuhren mit Schiffen und Kähnen von Ufer zu Ufer. Noch heute weiß man manchen Ort zu nennen, wo starke Eisenringe in die Felsen eingelassen waren, um die Schiffe festzubinden, so unter Nax oberhalb Brämis, bei St-Maurice de Laques, bei Albenried im Hochberg, im Fintschuggen zwischen Visp und Eiholz, am Ebiberg bei Stalden, in den Driesten, in der Schratt und unter Hegdorn bei Naters und in der Tunetschfluh bei Mörel. In Außerberg heißt noch jetzt ein Ort Fischerbiel. Hier sollen Fischer gewohnt haben, als Wallis noch ein See war, und sie hatten das Recht, nach dem gegenüberliegenden Albenried zu schiffen. Gewaltige Naturereignisse sprengten dann mit der Zeit den starken Damm bei St. Maurice und verschafften dem einstigen See den nötigen Abfluß. **Rup. Wal. Sag. Nr. 1. Fr. Lagger.**

2. Das veränderte Klima im Wallis.

In früheren Zeiten herrschte im Walliser Lande ein viel milderes Klima als heutzutage. Hoch über das Joch unserer Berge, die nun ewiger Schnee und Gletscher deckt, führten bequeme Saumpfade und gut gepflasterte Straßen. An Orten, wo jetzt jeder Holzwuchs verschwunden, oder wo nur die wetterharte Lärche oder die knorrige Arve kümmerlich fortkommen, da blühten einst prächtige Obstbäume und reiften saftige Trauben. Stattliche Dörfer, ja selbst wohnliche Städte lagen inmitten grüner Weiden und blumenreicher Matten droben in den Alpen und Bergen; heute ist das alles verschwunden, und an den ausgetrockneten Hängen findet dort kaum das genügsame Schaf kärgliche Nahrung und in den mit Steingeröll überdeckten Mulden haust nur noch das flinke Murmeltier oder der scheue Grathase.

Der Sagen und Erzählungen gibt es gar viele, die uns von jenen besseren Zeiten Meldung tun.

Von Oberwald führt ein schwieriger und mühsamer Uebergang durch das Gerntal in das Val Bedretto. Früher war dieser Paß viel leichter zu begehen. Eine bequeme Straße, deren Spuren noch sichtbar sind, verband hier das Wallis mit dem Tessin. Durch das Münstiger- und auch durch das Bächital bei Reckingen konnte man ehemals auf gangbaren Pfaden in das Berner Oberland gelangen.

Ein besonders lebhafter Verkehr bestund in alten Zeiten zwischen Fiesch und Grindelwald über den Fiescherjochpaß. Im Titer in Fieschertal, wo der Weg hindurchführte, und ebenso am Mettenberg oberhalb Grindelwald befanden sich Kapellen, die der hl. Petronilla geweiht waren. In beiden

Kapellen hingen Glöcklein von gleichem Guß und selbem Ton; ihr wunderbarer Klang geleitete den verirrten Wanderer durch Nacht und Ungewitter an's ersehnte Ziel. Die Walliser zogen öfters über den Berg, um zum Kirchlein der hl. Petronilla am Mettenberge zu wallfahrten, indessen die Grindelwaldner in den warmen Schwefelbädern zu Fiesch Genesung ihrer leiblichen Gebresten suchten. Zur Zeit der Reformation begaben sich recht oft Walliser, die der neuen Lehre zugeneigt waren, über die Gletscher nach Grindelwald, um dort sich trauen und ihre Kinder taufen zu lassen. Leute von Grindelwald hingegen, die dem alten Glauben treu geblieben, kamen zahlreich ins Wallis herüber, um hier die Pflichten ihrer Religion auszuüben. In spätern Jahren aber begann der Gletscher gewaltig anzuwachsen und zerstörte den alten Weg samt den beiden Kapellen. Ungefähr zur selben Zeit wurden auch die Bäder von Fiesch unter dem Schutte eines Bergsturzes begraben.

Zwei alte Verbindungen bestunden zwischen Saas und Simpeln, die früher von Jägern und Handelsleuten vielfach benutzt wurden, heute aber nur unter großen Schwierigkeiten gangbar sind. Ein Weg führte über die Triftalpe und das Laquinjoch in das Laquintal, der andere vom Mattwaldtal über das Roßbodenjoch nach Simpeln.

Die Pässe von Saas über den Monte Moro und nach Macugnaga und über die Saaserfurka ins Antronatal sind gegenwärtig nur von Schmugglern und Touristen gekannt. Vormals zogen ganze Karawannen mit Pferden, Vieh und Kaufmannswaren hinüber und herüber.

Vor Zeiten war der Gornergletscher hinter Zermatt noch nicht so groß und mächtig wie jetzt. In der Talsohle am Fuße des Riffelhorns stand dichtes Gesträuch, in dem die Säumer auf ihren Fahrten über den St.

Theodulpaß nach Val Tournanche öfters ihre Lasttiere verloren.

Auch über den Col Durand und das Triftjoch soll früher ein reger Verkehr zwischen Zermatt und Eifisch stattgefunden haben.

Die Zermatter gehörten vor alten Zeiten kirchlich zur Pfarrei Sitten und gingen auch dahin über die Berge zum Gottesdienst. Selbst nachdem in Zermatt eine eigene Pfarrei errichtet worden, wallfahrteten noch lange Jahre der Pfarrer und acht Männer der Gemeinde durch die Täler von Zmutt und Ering nach der Bischofstadt, wie ihre Vorfahren zur Abwendung von Unglück gelobt hatten.

Vom Turtmanntal führte ein gepflasterter Reitweg durch die Augstkumme über das Augstbort ins Nikolaital. Auch von Raron ging ein Weg durch das Ginanztal nach dem Augstbort.

Ueber den Petersgrat und den Tschingelpaß zogen einstens die Lötscher, um auf Geheiß ihrer Herren von Turn den Ammertengrund im Lauterbrunnental zu besiedeln. Auch später wurde öfters Wein über den erstgenannten Paß gesäumt und zur Zeit der Reformation ein Altar ins Wallis geflüchtet.

Und in jenen fernen Zeiten, wo ewiger Schnee und Gletscher nur die obersten Kuppen unserer Berge bedeckten, da waren auch hochgelegene Gegenden bebaut und bewohnt, die jetzt verlassen sind. Im wilden Gerntal gedieh einstmals die edle Rebe. Im heutigen Wichelwald, Ulrichen gegenüber, standen etliche Weiler und Dörfer. Bei Niederwald lag das Dorf zur Rhonebrücke. Jetzt steht nur mehr eine Kapelle dort und eine einsame Weide.

Weiter unten war Richelsmatt, eine reiche, blühende Gemeinde und ein ansehnliches Dorf. Eine traurige Sage

spinnt sich um den Untergang dieses Dorfes. Richelsmatt war der Sammelpunkt junger tanzlustiger Leute. Einmal, als wieder die Lichter im Gemeindehause von Richelsmatt brannten und die Töne der Musik hinüberschallten durch die stille Nacht, trat ein Vorsteher hinein in die Tanzstube und gebot Einhalt. Ein höhnisches Gelächter scholl ihm entgegen. Da erhob er den Zeigefinger und sprach: „Wehe euch, da ihr die Stimme eurer geistlichen und weltlichen Behörde nicht anhören wollt!“ Noch in der gleichen Nacht stürzte eine Lawine mit einem Felsenbruch zu Tal und begrub das Dorf mit dem Tänzervolk. Am Rufibord bei Steinhaus war einst ein großes Dorf. Jetzt steht noch eine halbuntergrabene Kapelle und ein einziges Haus daselbst, das von heute auf morgen noch seinen Standpunkt behauptet. Am Lauwigraben (Mühlebach) stund das Dorf Lauwinen. Heute ist davon nichts mehr übrig. Eine Stunde oberhalb Ernen stund das Dorf Eggen. Es soll einst die Verpflichtung gehabt haben, einen Mann ins Kontingent (Militär) abzuliefern. Heutzutage ist es eine Frühjahr- und Winteralpe mit zerstreuten Hütten.

Eine halbe Stunde von Ernen war das idyllische Gütlein Einegelti, von Wiesen und Ackerland umschlossen. Dort oll zur Zeit ein Frauenkloster gewesen sein.

Das obere Fieschertal, das nun völlig vom Gletscher angefüllt ist, soll einstens einem Sentum reiche Atzung geboten haben. Und in der Märjelen blühten in früheren Zeiten Kirschbäume in heller Pracht. Am Fuße des Eggishorn, in der Nähe des Aletschgletschers, will man noch jetzt „Stadelplanen“ finden, ein sicheres Zeichen, daß dort vor Zeiten Getreide gepflanzt wurde.

Auf Furggen, der Alpe von Grengiols, war ehemals ein stattliches Dorf. Die Stadteralpe soll ihren Namen

einer Stadt verdanken, die im Grunde des Saflischtales gelegen war. In der Mulde zwischen dem Bettli- und Tunetschhorn, wo jetzt ein kleiner, fast stets mit Eis bedeckter See sich befindet, kamen fünf große Sentum zusammen; so ergiebig war dort der Graswuchs.

In Naters will man in einer Schrift gelesen haben, im Aletsch sei ein roter Apfelbaum verteilt worden. Und in der Riederalpe zeigt man einen Tisch von Nußbaum, der im Aletsch gewachsen sein soll. In der Alpe Zenbächen im innern Aletsch kann man noch heute die „Schiebblatten" eines Stadels sehen. Und so erklärt sich denn auch, daß in Olmen und Aletsch behäbige Dörfer stunden, die jährlich am Frohnleichnamsfest 7 bemantelte Herren und 25 in weißes Landtuch gekleidete Vorbräute nach Naters zur Kirche entsandten. In der Lüsgeralpe, zen Tischen, war sogar eine ansehnliche Stadt.

Auch das Gantertal war in früheren Zeiten stark bevölkert. Eine alte Sage berichtet, daß man in der heil. Christnacht in Glis nicht läuten durfte, bis die Leute von Ganter mit ihren brennenden Fackeln auf den Bleicken erblickt wurden. Die Abhänge unter dem Schallberg sollen dazumal mit Reben bepflanzt gewesen sein.

Das Dorf Simpeln stund einst auf der Bärenkumme am Castelberg ob der jetzigen Waldregion. Das Laquintal war stark bevölkert und es wurde daselbst vortreffliches Korn gebaut. Die Geteilschaft war so zahlreich, daß sie zu den Ratssitzungen vier Mantelherren abordnete.

Im abgelegenen Nanzertale befanden sich mehrere Gemeinden, die eine eigene Pfarrei bildeten. Noch heute zeigt man den Ort, wo die Kirche und der Friedhof gewesen. Nie läßt sich auf diesem Platze eine Viehherde zur Nacht-

ruhe nieder. Der berühmte Heidenwein, der jetzt im Gebiete unter Visperterminen gedeiht, soll ebenfalls von den Höhen des Nanzertales herstammen.

Oberhalb Visperterminen stund das Dorf Ruspekt, das längst verschollen ist. In der Finnelenalpe, auf dem östlichen Abhange des Saasertales, hoch ob Eisten, soll ein Frauenkloster gewesen sein, das von Apfelbäumen umgeben war. Auf der gleichen Talseite weiter einwärts liegt die wilde Mattwaldalpe. Daselbst will man noch Ueberreste eines Backofens und eines Mühlsteins sehen. Durch den Mattwaldbach von dieser Alpe getrennt dehnt sich der Siwiboden aus. Hier war ehemals am Fuße des obern Bergabhanges, den jetzt wüstes Steingeröll deckt, ein Dorf oder gar eine Stadt, aus welcher einst ein Trupp Reiter auf einer Spazierfahrt in einem wenig entlegenen Bergweiler das Abendessen eingenommen. Dieser Weiler heißt darum jetzt Rittmal.

In Saas soll der große Allalingletscher, der die Vispe zu einem See aufstaute, vom Talgrund aus kaum sichtbar gewesen sein. Und in den wilden Sandejen von Zermeiggern stunden 7 Scheunen und Ställe.

In Emd besitzt man einen Tisch, aus einem Apfelbaum verfertigt, der im Schalb im Kühblattboden gefällt wurde, wo jetzt nur noch Gras und etliche Rüben wachsen.

Im Zmuttal bei Zermatt befand sich ehemals das Dörfchen zu den tiefen Matten; ein Bergsturz hat es verschüttet und heute dehnt sich an derselben Stelle der Zmuttgletscher breit und wuchtig aus. Noch vor nicht langer Zeit fand man Hausgeräte, die vom Gletscher ausgeworfen wurden. Auch die weite Ebene, die jetzt der Theodulgletscher ausfüllt, war vor langen Jahren schneefrei. Daselbst lag

ein großes Dorf, oder wie andere berichten, sogar eine Stadt.

Im Baltschiedertal, eine Stunde von der Sennhütte entfernt, wo jetzt nur ödes Geröll ist, soll das Dorf Kuhmatt mit einer Kirche gestanden sein. Sieben bemantelte Ratsherren uud noch mehr Kränzlitöchter sollen von dort zur Frohnleichnahmsprozession nach Visp gekommen sein. Da erfolgte ein Bergsturz und verschüttete das schöne Dorf. Der große Felsblock in der Ebene liegt gerade über der Kirche, deren Turmspitze die Felsen stützt.

Das Wiwanni oberhalb Außerberg soll mit Weinreben bepflanzt gewesen sein. Daselbst hoch ob dem jetzigen Walde befand sich auch ein Dorf mit Friedhof, dessen Gräber noch sichtbar sind.

Auch die Berge von Bürchen, Unterbäch und Eischoll waren früher weit höher ständig bewohnt als jetzt. Auf dem Schaufelboden und am Lerch waren Wohnsitze während des ganzen Jahres. In der schönen Kumme beinahe ob der Holzregion wurden vor etlichen Jahren alte, abgestorbene Rebstöcke ausgegraben.

Der Turtmanngletscher hatte vorzeiten bei weitem nicht die Ausdehnung, die er jetzt hat. Wo derselbe jetzt den Talhintergrund mit seinen Eismassen ausfüllt, da war einst die blütenreiche Blümlisalp. Und in jenen Zeiten bildete Meiden eine ansehnliche Stadt.

So herrschte denn in den alten Zeiten hoch droben in den Bergen und weit drinnen in den Tälern ein schönes und behagliches Leben. Doch die Zeiten änderten sich; das Klima wurde kälter, die Gletscher rückten vor, die Holzregion zog sich immer tiefer in die Täler herab, die Alpen und Bergweiden verwilderten mehr und mehr und so mußten

auch die Menschen ihre einstigen Wohnsitze verlassen und in den wärmeren Gegenden des Tales sich ansiedeln.

R. W. S. Nr. 1. Wolf. Wallis und Chamonix. Fr. Lagger. C. Clausen.

3. Die St. Jodern-Kufe.

Es war einmal im Lande Wallis ein sehr heiliger Bischof mit Namen St. Jodern (Theodul = Theodor). Einst hatte der Frost die Weinlese völlig zerstört und die guten Leute litten großen Mangel. Jammernd kamen sie zum Bischof, der sich ihrer erbarmte, eine Kufe voll Wein segnete und alle tröstend einlud, zu kommen und laut Bedürfnis Wein daraus zu ziehen; nur verbot er ihnen strenge, die Kufe etwa zu öffnen. Und die Kufe gab des köstlichen Weines so viel man nur verlangte; sie versiegte nicht und ward nie leer. Und das währte so der Jahre gar viele fort; die Kufe gab noch Wein, als der Bischof schon längstens gestorben war.

Drunten in Sitten im Bischofskeller neben der alten St. Peterskirche wurde diese wunderbare St. Jodern-Kufe aufbewahrt. Da wollte es das Unglück, daß einmal gar vorwitzige Leute in den Keller kamen, die sehen wollten, was denn endlich und letztlich diese Wunderkufe wohl in sich bergen möge. Mit frevelnder Hand ward dieselbe aufgerissen und sieh! — die Kufe war trockenleer — nur am obern Spundloch hing eine schöne volle Traube, die jedoch gleich verdorrte und in Staub sich auflöste. Auch die Kufe fiel in Trümmer und ließ sich nicht mehr zusammenfügen.

R. W. S. Nr. 4.



4. Die St. Jodern-Glocke.

Vom gleichen Bischofe St. Jodern wird auch erzählt, daß ihm einmal offenbar wurde, der Papst in Rom schwebe in Gefahr, und er sollte gewarnt werden. Unschlüssig und ratlos öffnete der Bischof das Fenster und sah vor dem Schlosse drei Teufel munter und freudig mit einander tanzen. Gleich rief sie der Heilige herbei und fragte, wer von ihnen der geschwindeste sei. Da antwortete der erste, er sei geschwind wie der Wind, und der zweite meinte, er laufe wie die Kugel aus dem Rohr. „Das sind nur faule Bäuche gegen mich," lachte der dritte, „ich fliege durch die Welt wie ein Weibergedanke." Mit diesem verabredete nun der Heilige, er wolle sein werden, wenn er ihn, noch bevor die Hähne morgens krähen, nach Rom zu bringen und wieder nach Sitten zurück zu tragen vermöge. Der Satan nahm freudig das Anerbieten an und stellte einen schwarzen Hahn als Wächter auf die Stadtmauer. Aber auch St. Jodern brachte einen weißen Hahn auf den Dachgiebel des Schlosses und schärfte ihm wohl ein, sich morgens nicht etwa zu verschlafen. — Die Reise ward angetreten; — im Nu war St. Jodern in Rom. Er warnte den Papst noch zur rechten Zeit und erhielt von ihm aus Dankbarkeit zum Geschenke eine Glocke. Der Satan mußte nun auch noch die Glocke mit aufladen und nach Sitten heimtragen. Es war noch nicht zwei Uhr morgens, als er glücklich mit seiner Doppellast zu unterst auf der Planta ankam. Das merkte der weiße Hahn auf dem Dache auch gleich und fing aus vollem Halse schnell zu krähen an. Auch der schwarze Hahn des Satans erwachte und schrie mit. Da ergrimmte der Satan sehr, daß er die Wette verloren, und warf die Glocke mit solcher Gewalt zur Erde

nieder, daß sie neun Ellenbogen tief in den Boden einsank. Der hl. Bischof aber rief: „Dona! Dona! litt!“ und die Glocke fing an zu läuten und kam läutend wieder zum Vorschein. — Das ist nun die „St. Jodern-Glocke“, die lange gegen Ungewitter Wunder tat. — Der Bischof St. Jodern wird darum abgebildet mit einer Glocke, die der Satan trägt. —

R. W. S. Nr 5. Arch. f. Schweiz. Volkskunde. B. 3. f. 187.

5. Der St. Theodulpaß.

Der hl. Theodul, Bischof von Sitten, machte einst eine Reise nach Italien und besuchte seinen Bruder, der in Aosta sich niedergelassen und damals krank darniederlag. Längere Zeit verweilte der hohe Kirchenfürst bei seinem kranken Bruder und trug auch die Kosten seiner langen Krankheit. Nun wollte der Bischof in seine Heimat zurückkehren und schlug den Weg nach Chatillon, Valtournanche, Breuil ein. In Valtournanche bat er um einen Begleiter. Als sie in Breuil ankamen, sagte der Bischof seinem Begleiter: „Geld kann ich dir nicht geben, was ich aber habe, das gebe ich dir und bin auch bereit, einen Gegendienst zu leisten.“ „Wenn Sie mir gefällig sein wollen“, sagte der Begleiter, „dann bitte ich, befreien Sie uns von den Schlangen, von denen wir in dieser Gegend sehr geplagt sind.“ Von dem Tage an wie noch heute war diese Gegend von den Schlangen befreit. Der Bischof langte glücklich in seiner Heimat an und der Augstpaß hieß von der Zeit an Theodulpaß.

B. Zurbriggen.



6. Karl unter den Weibern.

Es war vor grauer, alter Zeit. Krieg herrschte im Lande. Alle waffenfähigen Männer waren ausgezogen zum blutigen Kampfe. Nur der Sigrist war geblieben. Ihm und dem alten Pfarrer war die Hut des Dorfes anvertraut. Zu Berg und Tal zerstreut besorgte das Weibervolk die Herden. Diese Zeit wollten die räuberischen Augsttaler benutzen, um das Dorf Zermatt zu plündern. Denn es lagen Schinken, Schaffleisch und alter Käse noch in Fülle da. Die Feinde hatten sich auf dem St. Theodulpaß gelagert und Kriegsfeuer rötete den Himmel. Da erschaute eine Hirtin im roten Boden zuerst das böse Zeichen und brachte die Nachricht ins Tal.

Am Trifftbach, damals Bomofier genannt, saß der Sigrist auf einem Stein und weinte heiße Tränen, so daß der Stein noch heute naß ist; denn er glaubte sein liebes Zermatt verloren. Allmählig sammelten sich viele Weiber. Klagend umstanden sie den Sigrist. Doch plötzlich riefen die Weiber: „Wir wollen uns schon verteidigen, was stehen wir heulend hier. Auf, laßt uns mutig dem Feinde entgegentreten; Gott ist mit uns! Werfen wir uns in die Kleider unserer Männer; gebt uns Waffen; wir wollen den Schelmen noch gehörig heimzünden!" Sofort durchzogen Boten alle Viertel, denn Zermatt war damals in vier Viertel eingeteilt. Bald erschienen von allen Seiten weibliche Krieger in der malerischen Tracht ihrer Männer, mit Sensen, Keulen und Knütteln bewaffnet. Wild blickte ihr sonst so mildes Auge und ihre kleinen Füße stampften ungeduldig. Schnell hatte Karl seine Soldaten geordnet und vorwärts gings dem Augstpaß entgegen. Auf dem Ferri, einem klei-

nen Bethause, knieten alle vor dem Bilde der schmerzhaften Mutter Gottes nieder und flehten um Hilfe, Mut und Sieg. Beim hellen Mondschein gings nun aufwärts, in raschen Schritten die Wengen hinein, dem Furgloch zu und schon sind sie auf den Lichbrittern angelangt. Jetzt erscheinen auf dem untern Theodulgletscher die vielen Banden der Augsttaler. Wie staunten diese, als sie einen solchen Kriegshaufen ihnen entgegenrücken sahen. Immer mehr nähern sich die feindlichen Scharen. Als der Anführer der Augsttaler die Zermatterkrieger sah, entfiel ihm der Mut und kam nun gleich zu Karl herüber, um mit ihm sich zu besprechen. Karl aber sprach: „Du siehst, wie der Mut meinen Kriegern die Brust aufschwellt. Kommt nur heran, wir sind bereit, euch zu empfangen und euch blutigen Lohn zu zahlen, wie unsere Ahnen hier auf den Lichbrettern schon einmal getan.“ Die Augsttaler fürchteten sich sehr und zogen sich friedlich zurück. Karl führte nun seine Krieger heimwärts. Als sie am Furgbach in die saftigen Alpentriften kamen, machten sie Halt. Keulen und Sensen steckten sie in die Erde und knieten dankerfüllt nieder, um dem hohen Schlachtenlenker für die wunderbare Rettung zu danken. Und siehe welch ein Wunder! Als sie sich wieder erhoben, hatten die dürren Holzschäfte ausgeschlagen, grünten und blühten, so daß daraus ein duftiger Garten geworden und der Ort bis auf den heutigen Tag noch Garten genannt wird. Noch heute lebt die Sage von Karl unter den Weibern im Munde des Volkes fort. B. Zurbriggen.

R. W. S. Nr. 8. Vergl. Arch. f. Schw. Volksk. I. S. 42.

7. Ein Kampf in der Distelalp, Saastal.

In Saas erzählen sich die Leute, vor uralter Zeit habe einmal eine Schar Feinde über den Monte Moro in's Land einfallen wollen. Niemand wußte etwas von ihrem Anzuge. Als sie die Paßhöhe überschritten hatten, lief ein Taubstummer, der in seinem Leben nie ein Wort gesprochen, wie wahnsinnig in der Distelalp, der ersten am Passe, von Hütte zu Hütte und stammelte überall sehr deutlich die Worte: „Sie kommen, sie kommen die Tällibörter nieder." Alles geriet in Aufregung. Der Taubstumme nahm eine Steinplatte auf die Achsel, stieg damit auf ein Hüttendach und schrie laut: „Den ersten, der kommt, schlag ich tot." — Und es kam einer, angetan mit einem hellroten Rocke; er war den Uebrigen vorausgeeilt. Der Stumme hielt Wort und schlug ihn tot, als jener an ihm vorübergehen wollte. Gleich zog er ihm den roten Rock aus, legte ihn selber an, nahm den losgerissenen Kopf des Erschlagenen in die Hände und zog so dem Feinde entgegen. Die Alpweiber ergriffen Gabeln, Sensen und andere Instrumente und folgten emsig. Da erschracken die Feinde über diesen Anzug so, daß sie umkehrten und eilig wieder über den Mondellipaß aus dem Lande liefen.

Bei dieser Gelegenheit soll das Mirakelbild der Mutter-Gottes zur hohen Stiege, damals noch in einer Mauer unter freiem Himmel, Blut geschwitzt haben. R. W. S. Nr. 6.

8. Die Schlacht auf Lichbrittern.

Wenn man von Zermatt über das Matterjoch oder den Theodulpaß nach Val Tournanche reist und den Gratfad passiert hat, so kommt man vorerst auf die sogenannten Lichbritter. Dies ist eine ziemlich bedeutende Ebene, in der verschiedenartig gestaltete Felshügel emporragen. Hier soll vor vielen, vielen Jahren eine große Schlacht zwischen Piemontesen und Wallisern stattgefunden haben. Das Treffen war so groß und mörderisch, daß man die vielen Toten nicht einmal beerdigen konnte. Ja man fand noch viele Jahre nachher dort Totenschädel und Gerippe. Daher nannte man die Stätte zu den Lichbrittern.

R. W. S. Nr. 7.

9. Kampf und Sieg der Munder 1212.

Es war an einem Sonntage und das Mundervolk in der Kirche beim Gottesdienste. Der Geistliche hielt eine auffallend lange Predigt. Besorgt um die zu Hause allein gelassenen Kinder, verließ eine alte Frau die Kirche. Kaum war sie im Freien, sah sie zu ihrem großen Schrecken den Feind von der hohen Furen (1/4 Stund ob Mund) gegen das Dorf herab steigen. Ohne Verzug stürzt sie in die Kirche und berichtet, was sie gesehen. Ein ungeheurer Tumult entsteht. Der Geistliche, wegen der ungewöhnlich langen Predigt im Verdachte des Einverständnisses mit dem Feinde, wird von der Kanzel herabgestürzt; man bewaffnet sich mit Mistgabeln, Sensen und Knütteln und stürzt sich

auf die feindlichen Berner in der hohen Furen, drängt sie zurück bis auf die Platzmatten (1 Stunde ob Mund). Hier entspinnt sich das Gefecht von neuem. Der Feind wird geschlagen und flieht in das Baltschiedertal und wird an dem Orte Rami gänzlich aufgerieben. Bloß drei Mann blieben übrig. Aller Menschlichkeit vergessend, stachen die Sieger einem die Augen aus mit der höhnischen Bemerkung, er solle jetzt heimgehen und berichten, was er gesehen. Dem zweiten schnitten sie die Zunge aus und bemerkten: „Geh' nach Bern und erzähle, was du hier gehört hast.“ Dem dritten schnitten sie die Ohren ab, damit er besser höre, was hier gesprochen worden und es nach Bern hinterbringe.

P. Joller.

10. Die Gräber in der Roten Kumme.

Diesseits des Berggrates, welcher das Baltschiedertal von dem Gebiet der Gemeinde Mund scheidet, findet der Wanderer an grüner Bergmulde oder Einbuchtung zahlreiche, längliche Rasenhügelchen, die Menschengräbern ähnlich sehen. Es sollen diese Hügel auch wirkliche Gräber sein. Nach weit verbreiteter, uralter Ueberlieferung hat hier zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, anläßlich einer der häufigen Feldzüge zwischen den Zähringern resp. Bernern und den Fürstbischöfen von Sitten ein erbitterter Kampf stattgefunden. Damals wollten die Dienst- oder Kriegsmannen der bernischen und uechtländischen Adeligen auf einem Bergwege, wo man ihrer nicht gewärtig war, nämlich über den sogenannten Ahnengrat und weiter über den Beichfirn-Gletscher am Breithorn vorbei ins Oberwallis eindringen. (Eggerberg, Baltschieder und Außerberg, letzteres in frühester Zeit der

Bischofberg geheißen, waren nämlich bischöfliche Feudallehen.) Ein Hirtenbube, der auf dem Bergkamm die Ziegen hütete und die Gewappneten von ferne auf den schwer gangbaren Pfaden langsam herannahen sah, sei eiligen Laufes den kürzesten Weg, nämlich über die schwindeligen Talsuonen, herausgelaufen und habe die Leute in den nächstliegenden Weilern von Außerberg gewarnt.

Eilig sandten die Außerberger gute Läufer nach Raron und ließen auf der Hohegge ihr Wachtfeuer aufflammen, um die gegenüberliegenden Dörfer zu alarmieren. Ebenso eilig brach der Landsturm von Raron und den umliegenden Dörfern und Weilern, sowie auch von Visp her auf und drang ins Baltschiedertal hinein dem Feinde entgegen. Dieser, der keines Widerstands gewärtig, auf dem jenseitigen Gehänge lange Rast gemacht hatte, wurde zu spät der Vorbereitungen diesseits des Grates gewahr.

Ein überliefertes Volkslied aus jener Zeit enthält unter anderem:

„Als sie chummund in d'roti Chummu,'
G'hörunt'sch scho der Rarnero Trummu."

In der engen Halde oder muldenartigen Einbuchtung, Rote Kumme genannt, wurden die Feinde von dem Landsturm der Walliser überrascht und ohne Gnade zusammengehauen oder die steile und grausig tiefe Bergwand hinuntergerollt. Aber auch unserer Landsleute blieben, da die Feinde ihr Leben so teuer als möglich verkauften, viele auf der Wahlstatt, so daß der Siegeszug nach Hause zugleich ein Trauerzug gewesen sein soll. Das obgemeldete alte Volkslied sagt über den Heimzug der Sieger:

„Wie'sch chumunt z'Raru unter d'Lindu,
Chönnent'sch nummu 99 Ma mehr findu."

R. v. Roten.

11. Die Vernichtung der Berner in der Jägi.

Einst brachte in fliegender Hast ein Bote die Kunde nach Naters, die Berner seien im Begriffe, über den Oberaletschgletscher in das Wallis einzufallen. Sofort ertönte die Sturmglocke und alle waffenfähigen Männer der beiden Comper Naters und Rischenen machten sich auf, um dem Feinde entgegenzuziehen. Sie rückten über den Oberaletschgletscher hinein bis in die Jägi und trafen hier Anstalten, die Berner gehörig zu empfangen. Hoch oben an steilen Abhängen wurden gewaltige Ketten gespannt und mächtige Steinblöcke daran gelegt. So gerüstet erwartete man wohlgemut den Feind; doch dieser ließ sich nirgends blicken. Schon vierzehn Tage und Nächte hatten die Naterser vergeblich gewacht; sie kamen zur Ansicht, die Kunde vom Einfall der Berner sei nur ein leeres Gerücht gewesen und zogen daher heim. Nur einer, der nicht Burger, sondern bloß Einwohner von Naters war, erklärte: „Ich will mit meinen zwei Buben noch diese Nacht hier bleiben und Wache halten." 'Man war mit seinem Vorschlag einverstanden. Und in derselben Nacht nun, als bereits der Morgen graute, da hörten die drei Wächter in der Jägi Hahnengeschrei von dem Gletscher herauftönen. Es waren wirklich die Berner, die heran rückten. Sie hatten die Absicht, sich endgültig in Wallis niederzulassen und führten daher gleich Weib und Kind und sämtlichen Hausrat mit sich. Die Hähne aber, die sorglich in Rückenkörben verpackt waren, begannen beim Anbrechen des Tages zu krähen und machten so die Naterser auf die nahenden Feinde aufmerksam. Als nun die Berner unten am Abhang vorbeizogen,

da lösten die drei Männer oben die Ketten und mit furchtbarem Krachen stürzten die angehäuften Felsblöcke in die Tiefe und zerschmetterten Volk und Vieh. Nur wenige Feinde kamen mit heiler Haut davon und flüchteten in ihre Heimat zurück. Die Gemeinde von Naters aber schenkte den wackern Rettern in der Not für ewige Zeiten das Bürgerrecht in Naters. D. Imesch.

12. Der Kopf als Bote.



Einst zogen die Savoyer in gewaltigen Haufen das Walliser Land hinauf, um den köpfischen Bauern da droben ihre Freiheit mit blutigem Schwerte verleiden zu machen und sie Gehorsam und Unterwürfigkeit gegen große Herren zu lehren. Die Männer der untern Gegenden wurden alle angeworben und zogen mit in den Kampf gegen das Oberwallis.

Während des Feldzuges besorgten nun Weiber ihre Wäsche an einem Waschtrog, dem das Wasser aus der Rhone zufloß. Die Frühlingssonne schien warm hernieder und machte die Wäscherinnen gut gelaunt. Nicht nur ihre Hände waren tätig, auch ihr geläufiges Redehaus — wie das nicht anders sein kann — ruhte nicht und klapperte ununterbrochen im muntersten Gemurmel fort. „Mich wunderts," meinte die eine, „ob diesmal die dummen, viereckigen Lümmelköpfe da oben nicht etwas runder und glimpfiger werden." „O gewiß", lachte die andere, „rund und kugelig wie geschliffener Rhonesand! O wie ist mir da wohl ums Herz! Mein Mann hat mir versprochen, aus dem Kuhland da oben, wo Kälber tanzen und Stiere

Musik machen, etwas recht Schönes heimzubringen. O wie freue ich mich des Tages! Ach schau, wie das Wasser sich rot färbt; welch schönes Roßblut müssen die stolzen Ringkühe haben, die man heute da oben an der Rhone tot schlägt. Das schmeckt mir besser als Honig und glänzt heller als Gold.“ Und im gleichen Augenblicke trug das Wasser ein abgeschlagenes Haupt herab und warf es der frohen Wäscherin in den Trog. — Es war der blutige Kopf ihres Mannes. R. W. S. Nr. 10.

13. Das Gefecht auf der Blutläsße.

Jenseits des Rhodans in der Nähe von Turtig wird ein bestimmtes Gebiet, jetzt Acker- und Schilfboden, seit unvordenklichen Zeiten vom Volk die Blutläsße genannt. Dieser Name soll von einem blutigen Gefecht herstammen, das der Ueberlieferung gemäß vor vielen Jahrhunderten hier stattgefunden hat. Ein Freiherr von Raron, so heißt es, sei damals Feldhauptmann der Walliser Landleute gegen die fremden Eindringlinge gewesen. In der Tat berichtet die Walliser Geschichte, daß im Jahre 1383 Peter v. Raron (Großvater oder Vater des mächtigen Witschard v. R.) nebst seinem Vetter Perrod von Raron tätigen Anteil an dem Aufstande der Walliser gegen den Bischof Eduard von Savoyen genommen hat, zu dessen Hilfe der jugendliche Amadeus VII., genannt „der rote Graf“, mit einem Heere ins Wallis einfiel. Nachdem Amadeus Rarons Burg Beauregard ob Chippis erstürmt, zwei Söhne Peters von Raron, Heinzmann und Petermann, gefangen fortgeführt und das Eifischtal geplündert und verwüstet hatte, kam er

bis Salgesch, wo die Leute von Leuk und den umliegenden Dörfern sich auf Gnade ergaben. Hierauf zog Savoyens Macht weiter das Land hinauf, und hier in der Ebene zwischen Turtig und Raron traten ihr die deutschen Oberwalliser unter Führung des Peter von Raron entgegen und lieferten ihr ein blutiges Gefecht. Aus Rache ließ dann beim Rückzug „der rote Graf" die beiden gefangenen Söhne Rarons auf der Großen Brücke in Sitten enthaupten.

Früher soll man auf der Blutlässe manchmal alte Waffen gefunden haben. R. v. Roten.

14. Der Mannenmittwoch in Visp.

Im Jahre 1388, den 23. Christmonat, erlitt der Graf von Savoyen in Visp eine bedeutende Niederlage. Viele tausend Feinde unserer Freiheit verloren daselbst das Leben. Ueber diesen Sieg erzählt die Sage folgendes:

Graf Amadeus von Savoyen kam mit vielem Kriegsvolk das Land hinauf bis vor Visp. Er verlangte, man solle sich ergeben, ihm Einlaß in die Burgschaft gewähren und Gehorsam schwören, sonst werde er alles verbrennen und niedermachen. Die guten Leute erschracken sehr, denn sie waren zum Krieg schlecht bereit und schlecht gerüstet. Sie begehrten darum in der Angst drei Tage Bedenkzeit, nicht als wollten sie sich freiwillig übergeben, aber um so mehr Zeit zu gewinnen. Und die Savoyer gaben ihnen die verlangte Bedenkzeit, machten Quartier an der Vispe und warteten auf Antwort. — Die Visper entboten eilig um Hilfe ins Tal hinein und nach Goms und Brig, verhielten sich sonst mäuschenstill, damit die Feinde nicht was merken.

Als aber die dritte Nacht kam, mit der die Bedenkzeit ausging, wurde in der Burgschaft alles lebendig. Die gerufene Hilfe kam an; — nur die Briger verspäteten sich und kamen erst als der Handel fertig war. In die Burgschaft wurde Wasser eingeleitet, das in der großen Winterkälte zu Eis gefror und Wege und Stege ungangbar machte. In den Werkstätten und in mancher Küche schmiedete man emsig spitzige Fußeisen und Schuhnägel, um auf dem Eise sichern Stand zu bekommen. Man bereitete große Holzklötze und mit Steinen schwer beladene Wagen, an die man noch schneidende Instrumente befestigte, um selbe über das Eis in die feindlichen Scharen hinabrollen zu lassen. Selbst die Weiber waren nicht müßig und hatten vollauf zu tun; sie trieben den Schmieden eifrig die Windbälge, brachten Kohlen und Eisen herbei, verteilten die gespitzten Eisen und Schuhnägel unter die Krieger und halfen geschäftig alles rüsten und zum Angriff vorbereiten. Sie trugen auf dem Rücken noch Wasser herbei, um Eis zu machen an Stellen, wo Wasser durch Leitungen nicht konnte hingeführt werden. Man arbeitete mit solchem Eifer und solcher Hast, daß sieben Männer den Anstrengungen erlagen.

Als der Tag anbrach, war alles schlagfertig. Da wollte man, wie man versprochen, den feindlichen Offizieren, die wegen Kälte in einem Stadel logierten, Antwort bringen. Man nahm ein Lamm, dem band man die vier Füße zusammen, öffnete behutsam die Stadeltüre, warf dasselbe hinein zum Morgengruß und mit solcher Hast und Eile wurde die Türe wieder mit einem Reisteisen verrammelt, daß einer dem andern den Daumen von der Hand abgestoßen. Darauf legte man Feuer an den Stadel und die Flammen stiegen hoch auf. Noch zu den Dachlatten heraus schrien die Offiziere um Gnade; aber es ward keine gegeben.

Armdick rann das geschmolzene Gold und Silber aus dem Stadel zur Erde herab.

Unterdessen griffen auch die übrigen wohlgerüsteten Krieger, auf dem Eise sicher einherschreitend, das feindliche Kriegsheer an und trieben auf dem glatten Boden große Holzstämme und schwer beladene, mit schneidenden Instrumenten versehene Wagen in die Reihen der Feinde hinein. Auf dem schlüpfrigen Eise hatten die Savoyer keinen Stand und purzelten zu Boden, wo sie entweder erschlagen oder in die Vispe gestürzt wurden. Der Sieg war vollständig.

Zum Andenken an diese Schlacht setzte man im Zenden Visp den Mittwoch vor Weihnachten, „Mannenmittwoch“ genannt, als Festtag ein und hielt denselben bis auf den heutigen Tag. R. W. S. Nr. 11.

15. Unterirdische Gänge.

Vielerorts berichtet man von unterirdischen Gängen, die von einer Burg oder einem Hause ausliefen und oft erst an weit entlegenen Orten ausmündeten. Ein solcher geheimer Gang führte von der Burg Mangepane, oder wenigstens von der darunter gelegenen Ebene bei Erpu Stadelti, bis hinab auf das Hochgericht bei Mörel. Denselben benutzten die Zwingherren, um von ihrer hoch gelegenen Burg rasch auf die Landstraße zu gelangen und den einsamen Wanderer unversehens zu überfallen und auszurauben. Solche unterirdische Verbindungen bestunden auch zwischen dem Hause des Kastlan Gasser und dem Schloß Urnavas in Naters, zwischen dem Hause Supersaxo und dem St. Anna-Altar in der Pfarrkirche zu Glis. In Brig führte ein ge-

heimer Gang von der Höllmatte bis unter die Burgschaft, in Lingwurm (Brigerberg) von einem Hause nach der Saltinaschlucht, in Visp von der Hübschburg zu einem unbekannten Ausgang, in Niedergesteln von der Burg bis nach Lötschen.

In diesen verborgenen Durchgängen will man oft kleine, runde Stücke Leder gefunden haben; steckte man dieselben in die Tasche, so fand man sie tags darauf in Gold verwandelt.
T. W. S. Nr. 36.

16. Das Schloß Urnavas in Naters.

Dieses Schloß liegt dem Supersaxo-Schloß gegenüber, zwischen welchen der Kelchbach fließt. — Vom Schloß Urnavas steht nur der Turm noch, der jetzt zum Schulhaus ausgebaut ist. Dort soll ein Zwingherr Burkhard in alten Zeiten arg gehaust haben. Von seiner Lüsternheit und den Erpressungen an Tribut wird Unglaubliches erzählt. Diese Zwingherrn waren auch mächtig im Steinstoßen. Als ein Bauer den Burgherrn einst merken ließ, er habe einen Geißbuben, der den Stein so weit stoßen würde als er, mußte er denselben auf der Stelle aus Aletsch, vier Stunden ob Naters, abholen. Dieser Bube soll mit einem Reisteisen (Eisenstange) Nüsse von den Bäumen herab gebengelt haben. Der Zwingherr stellte sich selbst zum Ziel in der Ueberzeugung, daß der Geißbub den Stein nicht so weit zu stoßen vermöge; aber er betrog sich; der Stein wurde vom Hirten mit solcher Kraft geworfen, daß dem Zwingherrn die Beine gebrochen wurden. — Dieses Schloß soll eine lange Belagerung ausgehalten haben und, als die Belagerer selbes

ausgehungert glaubten, hingen die Belagerten noch gebratene Hammen zu den Fenstern heraus. Man soll erst später darauf gekommen sein, daß das Schloß Urnavas durch einen unterirdischen Gang mit dem Hause des Kastlan Gasser heimlich in Kommunikation gestanden habe. Der letzte Zwingherr soll bei dieser Belagerung auf dem Abtritt durch einen Pfeil getötet worden sein.

Bei der Bevölkerung von Ornavasso im untern Ossolatal ist eine alte bis jetzt festgehaltene Ueberlieferung, daß sie eine Kolonie von Wallisern aus Naters sei, die sich in den Bergen von Ornavasso, die damals fast unbewohnt waren, angesiedelt habe. Veranlassung oder Ursache dieser Einwanderung sei folgendes gewesen: In alten Zeiten hatten über das Volk von Naters ausländische und gewalttätige Tyrannen geherrscht. Nicht eine der letzten Vergewaltigungen sei die Forderung der ersten Nacht der neuvermählten Bräute gewesen. Dadurch zur Verzweiflung gebracht, entschlossen sich einige Untertanen, dieses verabscheuungswürdige Joch abzuschütteln. Zwölf kühne Jünglinge versprachen ihre Hand an ebenso viele Jungfrauen und verschworen sich, ihre Hochzeit über dem Leichnam ihres verhaßten Herrn zu feiern. Das Los bezeichnete das erste Brautpaar, welches den ersten Schlag ausführen sollte. Als der bestimmte Tag angebrochen und ihre Ehe in der Kirche geschlossen war, begaben sie sich in Festkleidern und in Begleitung ihrer Verwandten und Freunde vor das Schloß des Tyrannen und Wüstlings. Niemand verriet ihren Schwur. Als das erste Paar bei dem Herrn vorgelassen wurde, wollte dieser die Braut in seine Arme schließen, fiel aber von einem wuchtigen Schlage tötlich getroffen zusammen. Gleichzeitig pflanzten die draußen Gebliebenen Spieße auf ihre Stöcke, bezwangen das Schloß, töteten oder überwältigten die Knechte

und Gehilfen des Bösewichts, soweit sie nicht durch schleunige Flucht entrinnen konnten. Jubilierend über die gelungene Rache feierten nun die Brautpaare ihre Hochzeit; doch dauerte ihr Jubel nur kurze Zeit. Die Kastläne der benachbarten Burgen waren über die Vorfälle im Schloß von Urnavas einberichtet worden und sie fielen nun mit vereinten Kräften auf das Dorf Naters. Aber schon hatten sich die Rächer des Vaterlandes mit ihren Bräuten und Freunden, mit ihren Herden und ihrer Habe über die Berge nach Italien geflüchtet und fanden am Berggehänge von Ornavasso ein vor der Wut ihrer Verfolger sicheres und durch den See, den die überschwemmende Tosa gebildet, geschütztes Heim. In Capaleccio, mitten im Bergabhang, siedelten sie sich an, dehnten sich allmählich nach Bach und Ronch aus und stiegen schließlich in die Ebene der Tosa hinunter und legten den Grund zur jetzigen Burgschaft Ornavasso. Die alten Walliser behielten aber auch in den italienischen Gefilden ihre Heimat lieb; bis ins 19. Jahrhundert hinein sandten sie Wallfahrten zur Mutter Gottes auf dem Glisacker. Auch in Naters hat man die einstigen Auswanderer nicht vergessen; noch jetzt erzählt man, daß die vier Geschlechter: Jossen, Ruppen, Salzmann und Walden noch gegenwärtig in Ornavasso bestehen.

T. W. S. Nr. 29 und Blätt. a. d. W. Gesch. II. Bd. S. 242.

17. Der Zwingherr in Unterbäch.

Eine arge Tyrannenherrschaft hauste zur Zeit auch in Unterbäch beim sog. untern Steinhaus (ad inferiorem domum lapideam). Einer dieser Zwingherren soll sich

zum Zeitvertreib ein besonderes Vergnügen daraus gemacht haben, von den Fenstern seiner Burg aus die Leute in der Umgebung zu verhöhnen und zu verspotten. Mit Pfeil und Bogen versehen ging ein Jäger von Eischoll auf die dem Burgschloß gegenüberliegende Gwadernegge. Bereits daselbst wurde der Bogenschütze von der Burg aus mit Hohngelächter begrüßt. Das Blut fing in den Adern des vorwitzigen, kühn entschlossenen Gemsjägers an zu kochen; er nahm einen in Gift getauchten Pfeil aus dem Köcher, legte an, zielte, drückte los und — durchbohrt war der letzte Zwingherr. Er wurde auf der Mittagseite seiner Burg dicht an der Straße Raron-Unterbäch eingescharrt und das Grab mit einer enormen Steinplatte zugedeckt. Die Steinplatte zeigt heute noch auf der nämlichen Stätte jeder Hirtenknabe von Unterbäch. Die Burg wurde ausgeraubt, geplündert, ihre Mauern aber blieben stehen und kühle Winde streiften durch ihre Hallen bis zum großen Erdbeben von 1855, in welchem Jahre der westliche Teil der alten Mauer in sich zusammenstürzte, während der östliche Teil noch jetzt jedem vorbeiziehenden Erdenpilger die Grüße entgegenbringt aus den grauen Zeiten der traurigen Zwingherrschaft.

R. Studer.

18. Bischof Tavelli's Tod.

Freiherr Anton von Turn lebte mit seinem Verwandten, dem Bischof Tavelli, in bitterer Feindschaft.

Eines Morgens, als der Bischof mit seinem Hofkaplan in der Hauskapelle auf dem Schlosse Seta das Brevier betete, da stürmten die Knechte Antons herein, packten den

greisen Kirchenfürsten samt seinem Gefährten und stürzten sie zum Fenster hinaus in den grausigen Abgrund. Der unglückliche Bischof fiel auf einen abschüssigen Felsen, von dem er weiter in eine ebene Wiese hinabkollerte, wo er liegen blieb. Leute, die auf dem Felde waren, fanden ihn noch am Leben; sie hoben ihn auf und wollten ihn nach Chandolin tragen. Am Ende der Wiese setzten sie den Sterbenden nieder, um bei einem kleinen Brunnen sein blutiges Haupt zu waschen. Hier starb der Bischof. Zum Andenken an diesen Tod steckt nun jeder, der an dieser Quelle trinkt, ein hölzernes Kreuzlein in die Erde, deren stets viele hunderte da stehen. Der Brunnen heißt jetzt „Kreuzbrunnen — Fontaine de croix."

R. W. S. Nr. 12.

19. Die nächtlichen Ruhestörer.

In Niedergesteln erzählt man, daß der Freiherr Anton zum Turn-Gestelnburg wegen seines bösen Gewissens sehr oft die Nächte schlaflos zubringen mußte. Er habe jedoch die Schuld an seiner Schlaflosigkeit zur Sommerszeit dem Froschgequacke am Fuße des Schloßfelsens zugeschrieben. Um die unermüdlichen Schreihälse zum Stillschweigen zu bringen, habe der Freiherr einen neuen Frondienst ersonnen. Dieser habe darin bestanden, daß seine Untertanen familienweise, mit langen Ruten bewaffnet, am Rande des nahen Sumpfes haben Wache stehen und die grünen Musikanten durch Streiche ins Wasser in ihrem Konzerte stören müssen.

R. v. Roten.

20. Belagerung der Burg Niedergesteln.

Nachdem Freiherr Anton von Turn 1375 den Bischof Tavelli vom Schlosse Seta hatte herunterwerfen lassen, erhoben sich die Oberwalliser, die treu zu ihrem Bischof hielten, gegen ihn und belagerten seine Burg in Niedergesteln. Diese leistete aber Jahre lang den hartnäckigsten Widerstand.

Aus dieser langen Belagerung erzählen die Leute noch als Sage, daß die Oberwalliser, als sie mit Gewalt nichts ausrichten konnten, sich entschlossen, die feindliche Burg ringsum wohl abzuschließen und deren Besatzung durch Hunger zu bezwingen. Achtzehn Monate lang waren bereits alle Zugänge zum Schloß auf das genaueste bewacht und niemand erhielt Erlaubnis weder zum Ein- noch zum Ausgehen. Schon lange erwartete man die Uebergabe der Festung, weil man bereits in den ersten Monaten die Leute magerer und elender wollte gefunden haben. — Da blickten eines Morgens, als die aufgehende Sonne die Burg so freundlich beschien, wieder aller Augen erwartungs- und hoffnungsvoll zu derselben empor, und sieh! eine Reihe der schönsten und frischesten Hammen oder Schinken hing da vor den Fenstern und mit hellklarem Weine trank man spöttisch auf die Gesundheit der erstaunten Belagerer. — Da ward der Mut der Oberwalliser auf eine harte Probe gestellt. — Doch sie verloren denselben nicht, verdoppelten ihre Wachsamkeit und spürten auf's neue nach verborgenen Zugängen. Und sie fanden einen, der durch den Berg in's Lötschtal führte, von woher die Besatzung reichlich mit Nahrungsmitteln war versorgt worden. Das ergrimmte die Oberwalliser derart, daß sie die Leute von Lötschen den

obern Zenden untertan machten, von welcher Knechtschaft sich diese Braven, die gegen ihren rechtmäßigen Herrn nur ihre Pflicht taten, erst Ende des vorigen Jahrhunderts mit schwerem Gelde loskauften. R. W. S. Nr. 13.

21. Der standhafte Spion.

Als die Oberwalliser die Feste Gestelnburg Monate lang vergeblich belagerten und die Belagerten durch allerlei Trug- und Scheinmittel keine Hoffnung aufkommen ließen, daß die Besatzung an Uebergabe denke, erbot sich schließlich ein sehr unscheinbar aussehender Landmann, als Bettler verkleidet, sich und alsdann den Landstürmern Einlaß in das trutzige Felsennest zu verschaffen. In stockfinsterer und sehr stürmischer Nacht klopfte er am Burgtore an. Man ließ den seltsamen Fremdling ein in der Hoffnung, aus ihm wichtige Aufschlüsse bezüglich der Belagerer, über den Stand der Dinge im Lande und besonders wohl auch Kunde über etwaigen nahen Entsatz zu locken. Allein siehe da, der späte Gast gab auf alle Fragen der Besatzung keinen Bescheid und glotzte die Fragenden wie ein Tölpel verständnislos an; er schien taubstumm zu sein. Alles Schreien, alle Versprechungen und die schrecklichsten Drohungen prallten wirkungslos, wie an den dicken Burgmauern, so auch an ihm ab. Um aber sich gänzlich zu vergewissern, daß dieses Verhalten nicht Verstellung, ließ der Schloßhauptmann den Tölpel in die Folterkammer schaffen und ihm den Daumen der Rechten in die Schraube legen. Auch das half nichts; das Klemmen und Pressen entlockte dem Spion nicht einen einzigen Schrei, der einem Wortlaut ähnlich gewesen wäre.

Man ließ ihn schließlich als ungefährlich und blödsinnig gehen und im Hundeloch am Tore Nachtlager beziehen. Wie nun alles in der Burg in Sicherheit sich glaubte, steckte der vermeintliche taubstumme Bettler einen in seinen Lumpen verborgen gehaltenen Spieß auf den derben Bettelstab, stieß damit unversehens die Torwache nieder, öffnete das Tor und ließ die draußen auf das verabredete Zeichen harrenden Landleute herein. Bald war nunmehr die Besatzung überwältigt und die Zenden Herren der Zwingburg. Nachdem die Ueberwundenen traurig abgezogen, ließen die Landleute das Felsennest in Flammen aufgehen. Der kühne Spion aber wurde als Landesbefreier gefeiert und reichlich belohnt.

R. v. Roten.

22. Das menschliche Gerippe in der Gestelnburg.

Wendet man sich unterhalb Niedergesteln auf dem Wege nach Steg-Hothen gegen den hochragenden Felsen, der die Trümmer der einstigen Feste trägt, so gewahrt man an dessen westlicher Flanke eine Höhle.

In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts wagte es der Schullehrer mit einigen beherzten Knaben, diese Höhle, die offenbar den Herren der Burg einst als Schlupfwinkel und Versteck gedient, zu durchstöbern. Siehe da, die Suchenden stießen nahe dem östlichen Ende des geheimen Ganges auf ein menschliches Gerippe, dessen Zustand auf äußerst langes Verweilen in dieser Felsengruft schließen ließ. Es sollen die Gebeine des letzten unschuldigen Opfers der Zwingherrschaft gewesen sein, welches bei der Erstürmung

der Feste in diesem Verließ den Tod des Verschmachtens starb. R. v. Roten.

23. Das Schandmal des Zwingherrn.

Von gleicher Stelle aus bietet sich dem aufmerksamen Beobachter noch ein anderer überraschender Anblick. Der Fels bildet oben neben oder über den Mauerresten nämlich eine mäßig große Erhebung, die sehr deutlich die Gestalt einer bischöflichen Inful ausprägt; sogar die beiden Schulterbänder sind gut erkennbar. — Seltsames Naturspiel! Nach der Ansicht des Volkes, welches dergleichen Erscheinungen gerne ausbeutet und ihnen lebendigen Hintergrund verleiht, hat der vermessene Stolz und die Grausamkeit der einstigen Herrschgewaltigen, die hier gehaust und die sich, wie die Landesgeschichte beweist, in steten hochverräterischen Fehden mit ihren rechtmäßigen Lehensherren und geistlichen Obern, den Bischöfen zu Sitten, zu messen verwagten, dieses stete und unverwüstliche Schandmal der Felonie verdient. Namentlich der Letzte derer von Turn-Gestelnburg, Freiherr Anton, welcher so weit ging, seinen Fürstbischof und Verwandten Tavelli, von Seta hinunter zu Tode stürzen zu lassen, habe das Strafgericht des Himmels augenscheinlich über sich ergehen sehen. Anton zum Turn wurde nämlich mit seinem Anhang zu St. Leonhard gänzlich besiegt, mußte ins Ausland flüchten und dort im Schlosse seines Eidams (Albergawant, Ain), also auf fremder Erde sterben, während im Wallis seine Burgen bezwungen und zerstört wurden und auf den Trümmern seiner Stammfeste von der empörten Natur das Zeichen hohepriesterlicher Würde, an der er sich

so schmachvoll vergriffen, ihm zum Schandmal für ewige Zeiten aufgerichtet ward. Die Inful hat gesiegt und überragt siegend den Burgfelsen, die trotzige Burg aber liegt unter ihr gebrochen und geschleift. R. v. Roten.

24. Die mitternächtlichen Zecher.

Auf dem Burgfelsen zu Raron ragt nebst einem Teil der Ringmauern noch ein festes Turmhaus in die Lüfte, das, wie eine vermauerte Bogenpforte hoch oben im dritten Stockwerk darauf schließen läßt, durch eine Fall- oder Drehbrücke mit der übrigen Burg verbunden war. Noch ist das düstere Gelaß im ersten Stockwerk an dem Felsboden, sowie an der einzigen, engen, eisenvergitterten Fensterluke deutlich als einstiges Gefängnis erkennbar, und noch sind die Fuß- und Handgewichte, womit die Opfer der zwingherrlichen Gerichtsbarkeit gefoltert wurden, darin vorhanden.

Die Freiherren von Raron, die hier ihre Stammburg hatten, sollen es geliebt haben, nach ihren Fehde- und Waidzügen sich in diesem Teil ihres Schlosses am Herdfeuer zu versammeln und, indeß tief unter ihnen die Tränen ihrer Gefangenen den harten Felsboden benetzten und ihre Seufzer an den Kerkermauern ungehört verhallten, sich an schäumenden Humpen und gebratenen Bären- und Wolfskeulen gütlich zu tun. Zur Strafe müssen nun die Geister der hartherzigen Zecher an der Vorabenden der „hochzeitlichen“ Festtage um Mitternacht hieher zurückkehren und an glühendem Trunk und heißem Imbis ihre Lefzen und Zungen versengen lassen. R. v. Roten.

25. Der Schatz der Herren von Raron.

Als Witschard von Raron 1417 den Ansturm der Matze herannahen sah, soll er nicht mehr Zeit gefunden haben, alle seine Kostbarkeiten und Geldkisten, die in seinen dem Herd des Volksaufruhrs näher gelegenen Schlössern in Verwahr lagen, in's Ausland zu retten. So gab er denn vor seiner Flucht nach Bern seinem Burgvogt oder Kastlan zu Raron Befehl, möglichst vieles in den unterirdischen Gängen des Schlosses bis auf Wiederkehr ruhigerer Zeiten zu verbergen. Die Stammburg Rarons wurde vom Volke erstürmt und verbrannt und dem Freiherr war es nicht mehr vergönnt, nach Wallis zurückzukehren. So harrt denn der Familienschatz der Raron noch immer des Auffindens.

Vor etwa 50—60 Jahren wollten zwei Knaben, die beim Viehhüten am Schloßfelsen herumstiegen, den geheimen Gang unterhalb des jetzigen Kirchenportals aufgefunden haben. Sie waren aber nicht beherzt genug, weiter hineinzudringen, und bei Erwachsenen fanden sie keinen Glauben. Als Männer versuchten sie nochmals ihr Glück — aber siehe da, es war keine Oeffnung mehr zu finden.

R. v. Roten.



26. Der Hausgeist im Asperlin-Turm.

Die Edlen von Asperlin hatten ihren Stammsitz im Turtig Raron gegenüber. Noch steht dort, von einer Ringmauer teilweise umgeben und von einem wappengeschmückten Bogentor flankiert, ihr altersgraues Turmhaus.

In dieser ehemaligen Herrenbehausung soll es, obwohl sie noch bewohnt wird — man will behaupten, gerade aus diesem Grunde — nicht immer heimelig sein.

Vor vielen Jahren sperrte eine Mutter ihr widerspenstiges Mädchen in das Kellergelaß des Turmes ein. Das unsinnige Schreien und Heulen der Gestraften veranlaßte jedoch deren baldige Befreiung — aber leider schon zu spät. Denn siehe, das vorher gescheite Kind soll von da an blödsinnig geworden sein. Auf Befragen gab es an, es sei plötzlich ein altväterisch gekleideter Herr vor ihm gestanden und habe fortwährend mit dringender Geberde nach einer Ecke des Kellers gewiesen und ihm gesagt, es solle dort graben. Vor Schrecken sei es aber ohnmächtig geworden.

Der verborgene Schatz harrt noch der Entdeckung und der Hüter desselben der Erlösung. R. v. Roten.

27. Heldentod des Thomas Inderbinen.

Als im Kriege der Walliser gegen den Herrn v. Raron die Berner mit ihren Verbündeten in starken Scharen 1419 über die Grimsel in Goms einbrachen und sengend und brennend das Tal herunterrückten, da sammelte Thomas Riedi in der Binen die waffenfähige Mannschaft der obersten Dörfer um sich und führte sie in den Tuetschen zwischen Obergesteln und Ulrichen gegen die Feinde.

Thomas war ein gewaltiger Riese von Gestalt — wie eine alte Chronik meldet, maß er acht französische Fuß — und hatte eine außerordentliche Körperkraft. Als Waffen benutzte er in diesem Kampfe sechs Reisteisen, die er, je

drei zusammengeschmiedet, mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Feinde niedersausen ließ. Bei jedem Streiche seiner gewaltigen Waffe rief er mit erschütternder Donnerstimme: „Holla, nieder mit dir!" So erschlug der furchtbare Mann der Hunderte viele, ohne zu ermüden. Nicht vermochten blanke Waffen den Helden zu fällen; aber was offener Tapferkeit nicht gelang, das vermochte schwarzer Verrat. Unverletzt warf sich ein Berner unter die Toten und stöhnenden Verwundeten. Wie der Herrliche über ihn hinweg schritt, ausholend zu neuem Schlag und Tod, schnitt ihm der Verächtliche das Zwerchfell auf. Der tötlich verwundete Kämpfer warf die hervorquellenden Eingeweide über die Schultern und kämpfte weiter.

Wiewohl er die fliehende Seele auf der Zunge fühlte, machte er noch einen Rundgang durch die Reihen der Berner und unter dem Eisen des Sterbenden starben noch Dutzende. So kam er bis auf eine kleine Anhöhe, wo er erschöpft innehalten mußte. Sein Blick schweifte über die kleine Schar seiner Leute, deren kämpfend viele fielen. Er sah auf die gewaltigen Heersäulen der Feinde, die unaufhaltsam vorwärts drängten, und zu seinem Entsetzen erblickte er auf der Anhöhe über seinem Haupte die Fünfzig aus Schwyz, die jauchzend sich anschickten, den Wallisern in die Flanke zu fallen. In dieser Not hob er sein Auge zum Himmel und er flehte: „O Gott, der Du mir bis anhin Kraft gegeben, siehe, ich kann Dein Werk nicht mehr vollenden, denn ich verschmachte. O gieb mir nur einen Trunk Wasser und getreulich will ich die Sendung vollenden, die Du mir aufgetragen." Kaum hatte der Held diese flehenden Worte gesprochen, so quoll es und scholl es wie in der Ferne rauschendes Wasser. Die Erde öffnete sich zu seinen Füßen und hervor sprudelte erst dünn wie ein Bindfaden

dann voller und immer voller ein kristallheller Quell süßen, erquickenden Wassers. Dankerfüllt trank der totmatte Held die Spende des gütigen Himmels. Wie er getrunken, schwang er nochmals seine Hebeisen durch die Luft und erschlug noch vierzig Berner, den Seinen aber befahl er, die Schwyzer von der Anhöhe herunter zu werfen. Dann sank Thomas Riedi sterbend nieder. Schon jubelte Bern frohlockend auf und drang von neuem Mute erfrischt auf Wallis ein; aber in diesem Augenblicke höchster Gefahr erschien der Kaplan von Münster, Jakob Minichove, mit den Vierhundert aus Münster. Ihr Kriegsgeschrei erfüllte den Feind mit solchem Schrecken, daß er vor dem Fähnlein Münsters in regelloser Flucht über die Grimsel zurückfloh. Zufrieden mit Gott und der Welt starb nun Thomas Riedi, betrauert und bewundert von den Seinen. In jenem Augenblicke also wurde die Walliserfreiheit geboren, in dem ihr heldenhafter Vater starb. Noch immer aber fließt der Riedibrunnen in den Tuetschen in hellsprudelnden Quellen und wird fließen, solange Wallis frei. O möge er ewig fließen, der Riedibrunnen, ewig! Adr. Weger.

R. W. S. Nr. 14.

28. Die Mutter Gottes auf der Stadtmauer in Sitten.

Im Jahre 1475, den 13. Wintermonat, wurde die Stadt Sitten durch die Oberwalliser von der Belagerung des Herzogs von Savoyen entsetzt. Ueber diese Kriegstat berichtet die Sage:

Der Herzog von Savoyen lag mit seinem Kriegsheere

auf der Planta und belagerte die Stadt Sitten. Diese schlug die Anfälle mutig ab und rief die Oberwalliser um Hilfe an; bevor diese jedoch kam, litt sie große Not und war alle Augenblicke in Gefahr, vom Feinde überrumpelt zu werden. Als die so heißerwarteten Krieger aus Oberwallis endlich bei der Leukerpforte anlangten, ließ man ihnen nicht Zeit, in die Stadt einzuziehen, sondern sandte sie schnell zum Saviesetor hinüber, um dem Feinde eiligst in die Flanken zu fallen. Zu gleicher Zeit trafen auch die Männer aus Saviese und der Umgegend ein und zogen mit ihnen in den Kampf. Und es war eben Mittag und die Glocke läutete zum Gebete. Alle warfen sich auf die Knie und beteten laut den englischen Gruß. — Sieh! da erschien auf der Ringmauer eine wunderschön glänzende Frau, die huldvoll auf die betende Schar herabblickte und sich dann voll Ernstes gegen den Feind wandte. Auch die Savoyer sahen die Erscheinung; sie sprachen daher sehr kleinlaut: „O weh! jetzt ist die Windelwäscherin auch da — wir sind verloren!“ — Voll Mut und Vertrauen standen die betenden Männer auf, jagten die Feinde in die Flucht und befreiten die frohlockende Stadt.

Das geschah am 13. Wintermonat, welcher Tag für Wallis ein Festtag wurde. — Auch war das Bild der Muttergottes auf der Gundispforte zu sehen, solange dieses Tor noch stand; jetzt ist es ob dem Eingang der Theodulskirche angebracht. R. W. S. Nr. 15.

29. Das Gefecht bei Gstein 1476.

Steigt man von Gstein den alten Saumweg gegen Simpeln auf, gelangt man in ungefähr einer Viertelstunde zu dem Berggute genannt „in den Gräbern.“ Es liegt links am Berge und neben einer kristallhellen Quelle. An dieser Stelle fiel, wie Walliser Chronisten berichten, 1476 ein Gefecht der Simpeler gegen die Lombarden, welche dem Herzog Karl von Burgund zu Hilfe zogen, vor. Ein Weib von Gstein, das Anrücken des Feindes bemerkend, brachte eilends die Kunde nach Simpeln. Leider war die waffenfähige Mannschaft des Tales in einer andern Richtung abgezogen. Nur ein einziger Mann war zurückgeblieben, es war aber ein ganzer Mann. Unverzagt bewaffnete Karlo, so hieß er, alle handfesten Weiber des Dorfes und rückte mit ihnen dem Feinde entgegen. Bei dem Gute, jetzt „zu den Gräbern“ genannt, stieß er auf die Lombarden. An der Spitze seiner Amazonen drängte er sie zurück und wirkte mit seiner Hellebarde Wunder der Tapferkeit. Endlich begann sein Arm zu ermüden. Er steckt seine Waffe in die Erde. „Wenn hier,“ sprach er zum Himmel gewendet, „eine Quelle entspringt, daß ich meinen brennenden Durst lösche, so will ich in Gottes Namen den Kampf fortsetzen.“ O Wunder! eine kristallhelle Quelle entquillt dem Boden und gegenüber auf den Bleiken erscheint in lichtem Strahlenglanze U. L. Frau mit drohendem Blicke gegen die Lombarden gewendet. „Wenn auch diese,“ riefen erschrocken die Welschen, „wider uns streitet, sind wir verloren“ und ergriffen schleunigst die Flucht. Aus Dankbarkeit und zum ewigen Andenken erbauten die Simpeler zu Ehren der lieben Mutter Gottes eine Kapelle auf den Bleiken, die

bis auf den heutigen Tag von Simpeln aus viel besucht wird.

So lautet die Sage in Simpeln und auch in einer handschriftlichen Brigerchronik wird des Gefechtes erwähnt. Immer noch werden in dem Gute zu den Gräbern Totengebeine und Ueberreste von Waffen ausgegraben. Offenbar aber ist die Zahl der Feinde in der Sage übertrieben.

P. Joller.

30. Bischof Supersax.

Zu Essère bei Vex reiten jeden Samstag drei feurige Reiter auf dreibeinigen Rossen vorbei. Ihnen begegnete öfters ein alter päpstlicher Soldat von Evolène, der zu Vex in Arbeit stand und am Samstag über Essère nach Hause ging. Jedes Mal, wenn die Reiter vorbeistoben, war er gezwungen, aus dem Wege zu gehen. Das verdroß den alten Soldaten. Als er nun eines Sonnabends wieder nach Vex heimkehrte, nahm er seinen zu Rom geweihten Degen mit sich und hängte ein Kreuz daran. Sobald die drei Reiter erschienen, versperrte er den Weg mit einer Latte und befestigte an derselben den Degen mit dem Kreuze. Die Reiter sprengten in sausendem Galopp heran. „Oeffne den Weg," herrschte der erste ihn an, „und laß uns passieren, denn wir haben Eile." „Laßt auch ihr mich passieren auf offener Landstraße," erwiderte der Soldat, „und zwingt mich nicht, jedesmal euretwegen aus dem Wege zu gehen." Während nun die beiden hintern Reiter die gesperrte Stelle umritten, bestand der erste darauf, daß der Weg geöffnet werde. „Wer bist du denn?" fragte beherzt der alte Krieger. „Ich bin Bischof Supersax und muß heute noch

bis Aosta, weil ich einst das Recht wohl gekannt aber nicht nach dem Rechte gerichtet habe."

Blätter a. d. Wallisergeschichte I. 300.



31. Jörg auf der Fluh.

Es ging im Wallis und in der Eidgenossenschaft die Schaudermähr, Jörg auf der Fluh trage in einem Fingerringe den leibhaftigen Gottseibeiuns. Item, Jörg habe einen Sohn zu den Türken geschickt, den Koran zu lernen, damit er nach seiner Rückkehr die Christen zum Islam bekehre.

Auch von dem Kardinal Schinner ging die Sage, ein beschworener Teufel sage ihm alle Dinge. P. Joller.

32. Die Abschaffung der Folter.

Wie anderwärts wandte man auch im Wallis in alten Zeiten die Folter an, um von den Angeklagten das gewünschte Geständnis zu erpressen. Der Große Stockalper war schon längst zur Einsicht gekommen, daß die Folter ein gar unrichtiges Mittel war, die Wahrheit zu erfahren. Denn viele gestanden in den fürchterlichen Qualen allerlei, was sie sicher nie getan hatten, nur um den weiteren Schmerzen zu entgehen. Aber wie das Volk hievon überzeugen? Endlich verfiel er auf folgenden Ausweg. Eines Tages klagte Stockalper seinen Knecht an, er habe ihm einen Sattel gestohlen. Der Angeklagte wurde sofort eingezogen und vor den Kastlan geführt, leugnete aber hart-

näckig die ihm zur Last gelegte Tat. Der Kastlan ließ ihn daher auf die „Gichti“ (Folterbank) bringen und begann mit der Marter. Bald gestand nun der Knecht, er habe wirklich den Sattel gestohlen. In diesem Augenblick brachte Stockalper den Sattel herbei, den er selbst verborgen hatte, und mit ernsten Worten wies er an diesem Beispiele den Richtern die Nichtigkeit der Geständnisse nach, die auf der Folter gemacht werden. Und so wurde denn die Folter abgeschafft.

D. Imesch.

53. Der schwarze Tod.

Zu wiederholten Malen hat die Pest, bisweilen der schwarze oder große Tod genannt, in Bergen und Tälern des Walliser Landes furchtbar gehaust.

Die Ansteckung kam meistens von außen. In Naters wird erzählt, ein Schafhirt in Aletsch habe eine Nuß aufgehoben und gegessen, die ein großer Vogel im Schnabel über die Berge her getragen und vor ihm fallen gelassen habe.

Auch in Saas geht die Sage, die Pest sei einst in einer schwarzen Wolke über die Berge aus Italien gekommen und habe zuerst den Schafhirten auf der Alpe angepackt.

Ausnahmsweise hart ist das Völklein im Binnertal von dieser Plage getroffen worden. Im Langental, wo jetzt gewöhnlich keine Familie überwintert, sind nur unter den Jungfrauen über dreißig und in der ganzen Pfarrei Binn 300 Personen der wütenden Epidemie zum Opfer gefallen.

Das Dörflein Schappel-Matte, das heute nur noch in einigen Ruinen existiert, starb gänzlich aus bis auf einen einzigen Knaben, der dann der Stammvater des noch heute zahlreichen Familiengeschlechtes Tenisch wurde.

Um die vielen Leichen auf den Gottesacker zu transportieren, holte man den Sentumstier von der Schappel-Alpe. Dieser Muni, abgespannt vom Leichenkarren, ging auf die an den Friedhof angrenzende Wiese, um dort zu weiden, blieb dort Tag und Nacht ohne Hirt und Wache und stellte sich, so lange es Leichen gab, bereitwillig zur Verfügung. Als der Muni die letzte Leiche auf den Friedhof gebracht hatte, kehrte er, ohne getrieben zu werden, schnurgerade nach Schappel zu seiner Herde zurück.

Solche Schrecknisse brachten natürlich eine große Aufregung unter dem Volke hervor, und man flehte um Gottes Barmherzigkeit durch Gebet und Gelübde. So z. B. gelobten die Binner, am Vortage vor St. Sebastian auf das allerstrengste zu fasten, und diese Faste wird noch heutzutage von den meisten Familien gehalten. Weil man sich an diesem Tage gewöhnlich mit Bohnenkoch und Wasser begnügte, heißt dieser Fastentag beim Volke weit und breit „der Binner Bohnentag.“

Recht traurig und bedauernswert ist es dem damaligen Ortspfarrer Lagger, gebürtig aus Geschenen, ergangen. Er versorgte die allerletzte an der Pest erkrankte Person, trug das Allerheiligste in die Kirche zurück, schloß dasselbe in den Tabernakel ein, verließ in aller Hast die Kirche, und lief dann (wie es in einer lateinischen Chronik heißt: Saltu per saltum Sprung über Sprung) durch's Moos hinunter und stürzte sich in die wild daherbrausende Binne. — Die Schrecknisse der Pest müssen diesen Herrn wahnsinnig gemacht haben. Nach drei Jahren wurde er auf einem Sande bei Hohenfluen aufgefunden und in Mörel begraben.

Von dem Tale rückte der große Tod hinaus nach Außerbinn und dann nach Ernen. Etwa 10 Minuten westlich von Ernen ist ein Brünnlein. Hier stellte der schwarze

Tod sich auf den Trogkopf und rief mit markerschütternder Stimme nach Ernen hinunter:

Pimpernella und bats (geröstetes) Brot,
Oder ihr seid morgen tot.

Von diesem Brünnlein, das von da an den Namen „Totenbruntschi“ trägt, kam der große Tod mit einem einzigen Schritt bis auf einen kleinen Hügel mitten im Ernerfeld, jetzt noch Totenhubel genannt und wiederholte da seine schreckliche Mahnung an Niederernen; darauf setzte er in einem einzigen Sprunge über auf das erste Haus in Niederernen, dessen Bewohner gleich mit der Pest behaftet wurden. Alle aber, welche nach der Weisung des Toten „Pimpernella und bats Brot“ gebraucht hatten, wurden gerettet, die übrigen dagegen fielen ihm erbarmungslos zum Opfer.

Eine andere Sage erzählt, man habe zur Pestzeit gesehen, wie eine Feuergarbe in drei Absätzen vom Wald auf das oberste Haus in Niederernen geflogen; von diesem ersten Haus sprang die Flamme auf die dritte und fünfte u. s. w. Wohnung über, bis sie zu unterst des zu jener Zeit großen Dorfes ankam. In jenen Häusern, auf deren Dächer diese Feuergarbe sich niedergelassen hatte, starben alle Bewohner, in den andern Häusern aber nur wenige.

Auch in Ernen selbst verlangte die Pest viele Opfer. Um die Leute nicht allzusehr in Furcht und Angst zu versetzen, wurde die Sterbeglocke nicht mehr geläutet, auch durften die Leichen von den Nebendörfern nicht durch die Burgschaft, sondern nur hinter derselben auf den Friedhof gebracht werden. Die Bestattung der vielen Leichen bot nicht geringe Schwierigkeiten. Die Gräber waren längst alle angefüllt und doch starben täglich zahlreiche Personen. Um alle auf dem Friedhof beerdigen zu können, mußte man

daher die ohnehin schon hohe Kirchhofmauer um vieles erhöhen. Der dadurch gewonnene Raum wurde mit frischer Erde angefüllt und so konnte jeder Verstorbene, wenn auch in einer andern Schichte, doch auf dem Friedhof ein Plätzchen finden.

Zur Zeit als der große Tod über Ernen seine grause Geisel schwang, entfloh ein Mann bis in's Rippbei etwa drei Stunden hinter Ernen weit im Rappental drinnen und glaubte so dem Tode entrinnen zu können. In Ernen selbst wurde die Not immer drückender und man wußte sich des furchtbaren Sensenmannes nicht zu entledigen.

Als der Rat von Ernen zufällig noch spät am Abend zusammen war und sich eifrig beriet, wie dem Unglück wohl Einhalt geboten werden könnte, rief das „Tote“ vom Walde herunter den versammelten Vätern zu: „Ich gehe nicht von Ernen weg, bis auch das Männchen im Rippbei heraus ist.“ Noch in derselben Nacht schickte man nach dem Manne, um ihn mit Güte oder Gewalt nach Ernen zurückzubringen. Der Mann im Rippbei hörte aber die Mannen kommen und merkte sehr wohl, was man mit ihm vorhatte. Er entwich abermals und flüchtete sich in den Grindbiel in eine abgelegene, unbewohnte Kammer. Am folgenden Morgen kam eine kleine Katze vor sein Fenster und begehrte kläglich miauend Einlaß. Der Mann öffnete, das Kätzchen sprang ihm auf die Schultern, liebkoste ihn wie ein Kind, sagte dem Manne: „Rippbeimannli, jetzt ist's Zeit,“ und flugs war es wieder durch das Fenster auf und davon. Der erschrockene Mann wußte sehr wohl, was das zu bedeuten habe. Schon krank, lief er nach Ernen, um seine Sach zu machen und starb beim Betreten des Dorfes. Eine gleichlautende Sage sagt, dieser Mann sei der Landeshauptmann Michael Tschampen von Niederernen gewesen.

Von dieser Stunde an nahm die fürchterliche Krankheit ab und war nach wenigen Tagen aus Ernen gänzlich verschwunden.

Schrecklich gehaust hat der große Tod in Richelsmatt und Lauinen. In Richelsmatt hat ein Kind in der Wiege alle seine Verwandten bis auf den neunten Grad in einer und derselben Nacht ererbt. Eine Kuh ging daselbst ebenfalls während nur zwölf Stunden infolge Hinsterbens des jeweiligen Besitzers bis auf den zehnten Meister über. Ebenso groß wie in Richelsmatt war das Sterben im Dorfe Lauinen. Vor dem großen Tod kamen von dieser Gemeinde mehr als fünfzehn Vorbräute (ledige Töchter mit Schleier und Kranz angetan) zum Fronleichnamsfeste nach Ernen. Im folgenden Jahre aber kam nicht eine mehr, denn sie alle hatte der unbarmherzige Tod dahingerafft. Die Sterbezahl in diesen zwei Dörfern war so groß und die Ueberlebenden waren so zusammengeschmolzen, daß man die Toten zu mehreren zusammen auf einem Ochsenfuhrwerk nach Ernen bringen mußte. Dieser Zustand dauerte schon volle zwei Monate. Als nun wieder eines Tages der Ochse mit seiner traurigen Last in Ernen angekommen war, nahm er plötzlich Reißaus und verschwand im Walde, ohne daß man ihn nachher wiedergefunden hätte. Seine Arbeit schien aber getan, denn von diesem Tage an ging die Zahl der Sterbenden zurück, so daß man die Toten wieder wie üblich, je einen von vier Mann getragen, nach Ernen bringen konnte.

Zahlreiche Opfer verlangte die Pest auch in den Bergen von Naters. Um die Seuche nicht weiter zu verbreiten, erlaubte man den Bergleuten nicht mehr, hinab nach Naters zu kommen. Darum habe man die Verstorbenen in der Frohmatte begraben, woselbst der Pfarrer mit dem hl. Sakrament auf einem Hügel sich aufhielt. Zum Begraben der

Toten waren zwei Männer, wovon einer einäugig, bestellt und als Lohn erhielten sie von jeder Leiche ein Leintuch. Sie „beigeten" die Leintücher auf einander und jedem der zwei Gräbler fiel ein klafterhoher Haufe zu.

Einem Kinde wusch eine Mutter mit Gottvertrauen in Aletsch das Herz und sich, das Kind starb nicht und ihm fielen noch in selber Nacht zwölf Trinkelkühe als Erbschaft zu.

Die Seuche verschwand, als ein Verstorbener das Heilmittel angab:

„Bibinella und gebahts Brot
Ist gut gegen den gäben Tod."

Auch tröstete der Verstorbene, es werde nur noch der einäugige Gräbler und der jüngere Aletschhirt sterben. So geschah es auch. Die Bibinella wurde tief im Massachin gefunden.

In Brig starben die Leute auch haufenweise dahin. Man trug die Leichen nicht mehr auf dem gewöhnlichen Wege nach der Kirche von Glis; über eine Brücke zu oberst der Burgschaft brachte man sie durch das Dörfchen Zenhäusern direkt auf den Friedhof, wo sie in große, gemeinsame Gruben eingescharrt wurden.

Auf den Alpien bei Gondo soll der schwarze Tod die ganze Bevölkerung bis auf zwei Schwestern hinweggerafft haben. Diese bargen sich in einer Höhle auf Wallengut und wurden gerettet.

In Stalden wird von einer großen Pest erzählt, wo es der Toten so viele gab, daß man selbe unbesargt in offene Gruben warf. Der „Gribjer" (Totengräber) wohnte bei der Törbier-Dschikehri in einer Steinscheuer und starb zuletzt selbst an der Pest auf einem klafterhohen Haufen Leintücher, die er durch das Begraben verdient hatte. Die

Pest verschwand, als eine Stimme aus dem Ebiberge gerufen hatte:

„Kehrt um den Roten,
den Toten;
Iß Bibinella, Pumpernella und gebahts Brot,
So hört uf der gähe Tod!“

In Zermatt soll einmal an der Pest so viel Volk gestorben sein, daß auf dem Wege zur Kirche Gras zu sprießen begann. Man fand nicht mehr Leute, die Toten zu begraben. Da ließ sich dafür ein alter Mann anwerben, der ein offenes Bein hatte und darum auch von der Seuche verschont blieb. — Eine Familie wohnte in einem Hause in einiger Entfernung allein. Diese schloß sich ein und vermied jede Zusammenkunft mit andern Menschen; nur von Zeit zu Zeit kam einer auf einen Hügel heraus, um zu erfahren, ob der Tod aufgehört habe. Endlich vernahm er die gute Botschaft und freudig kamen die Verschonten hervor, um zahlreiche Erbschaften in Empfang zu nehmen. Man teilte die Gerätschaften frohen Herzens, nur um einen Sack voll Wolle wurde gezankt, der endlich der von der Krankheit frei gebliebenen Familie zufiel. Und mit dieser Wolle brachten sie die Krankheit in ihr Haus; in kurzer Zeit starben alle.

Ein lediger Bursche flüchtete sich beim Einbrechen der Krankheit über den Augsttalberg aus dem Lande. Als er nach langer Zeit zurückkam, hatte der Tod aufgehört. Der Bursche aber zog einen zurückgelassenen Rock an, der ihm die Krankheit noch mitteilte und den Tod gab.

In Saas wird erzählt, während der Pest habe der Sigrist alle Sterbenden an einem Seelentag in die Kirche gehen sehen, alle kannte er, außer den letzten. Als der Unbekannte in die Kirche eingetreten war, hörte er deutlich

sagen: „Jetzt müssen wir noch den Loser auch einschreiben.“ Er behauptete darum fest, so lange er zu Grabe läute, werde das Sterben nicht aufhören. Und wirklich war der Sigrist der letzte, der der Seuche erlag.

In St. German war die Verwüstung, welche der schwarze Tod unter der Bevölkerung anrichtete, so furchtbar, daß in allen Häusern und selbst auf Weg und Steg die Leichen, die Luft verpestend, umherlagen und niemand mehr sich fand, der sie begrub. Nur an ein einziges menschliches Wesen wagte das schwarze Gespenst nicht, die grause Hand zu legen; es war dies ein unschuldiges und überaus frommes Mägdlein von etwa 18 Jahren, in dessen wunderholder, liebreizender Gestalt die engelgleiche Seele gleichsam dem Auge sichtbar wurde. Der Mitmenschen Elend reifte in der edeln Jungfrau einen hochherzigen Entschluß; Gott ohnedies schon seit jeher angehörend, wollte sie ihm auch noch ihr junges Leben zum Opfer bringen. Sie wählte sich unter der hinterlassenen Viehhabe ihrer Verwandten ein schneeweißes Pferd, zäumte es mit bunten Bändern wie zu einem Hochzeitsritte festlich auf und alsdann zog sie unerschrocken von Haus zu Haus, über Feld und Weg, hier und dort die verwesenden Leichen sammelnd und auf ihrem treuen Zellter unter Gebet nach dem Friedhofe führend. So tat die hochherzige Jungfrau Tag um Tag, Woche um Woche, bis sie allen Opfern der Seuche eine geweihte Ruhestätte bereitet hatte. Alsdann aber waren es der Bestatteten so viele, daß der Friedhof zu St. German ob der Ueberfülle barst und ein großer Leichenknäuel die steile Manngasse hinunter in die Weinberge sich wälzte. Von den vielen Männerleichen soll diese Gasse ihren Namen führen. Die jungfräuliche Totengräberin aber soll auf dem Grabeshügel des letzten Bestatteten freudig den Opfertod gestorben

und ihre Seele, wie eine Lerche sich in die Lüfte schwingend, hell aufjubelnd in den Himmel eingegangen sein.

Fr. Walpen. Al. Clausen. Kl. Clausen. R. W. S. Nr. 27, 28, 29 und R. v. Roten.

34. Aus den Franzosenkriegen.

Die ruhmvollen, aber unglücklichen Kriege unserer Väter gegen die Franzosen in den Jahren 1798 und 1799 leben noch frisch und kräftig in der Erinnerung des Volkes fort. Allerorts erzählt man sich, wie mutig die Walliser gegen die Fremden gekämpft, wie schrecklich die Feinde im Lande gehaust, wie sie alles geraubt und geplündert und wie sie überall, wo ihr Fuß hingekommen, unsägliches Unheil angerichtet haben. Aus der reichen Fülle dieser Erzählungen seien hier nur einige wenige angeführt.

Manche einsichtsvolle Männer wollten das Volk von dem kühnen Unterfangen abmahnen, gegen die mächtigen Franzosen Krieg zu führen; sie mußten aber meistens ihre gutgemeinten Räte teuer bezahlen. Ein Vorsteher in Saas, Zurbriggen, der Bedenken äußerte, gegen die Macht der fränkischen Truppen feindlich aufzutreten, wurde mit Stricken gebunden nach Visp geführt. Ein anderer Vorsteher, Summermatter, wollte in der versammelten Gemeinde zu Törbel abraten, gegen einen Feind länger zu kämpfen, dessen siegreiche Waffen das kleine Wallis schon ganz umschließen. Sogleich sprangen viele schreiend auf: „Schweig Franzos! Du bist um den Kopf zu groß.“

Als die Oberwalliser im Mai des Jahres 1799 den Pfynwald gegen die Franzosen verteidigten, brachte ihnen

besonders das grobe Geschütz, das die Feinde bei Varen aufgefahren hatten, schwere Gefahr. Doch die Kugeln trafen selten, weil die Kanonen zu hoch gerichtet waren. Dies glaubten unsere Leute besonders dadurch veranlaßt zu haben, daß sie nach jedem Schuß aus der Schanze heraus sprangen und sich den Anschein gaben, die einschlagenden Kugeln vor den Erdwällen heraus zu suchen. Immer höher und höher flogen darum die Geschoße über ihren Häuptern hinweg. Einmal jedoch schlug eine Kugel in die provisorische Feldküche gerade unter den großen Fleischkessel ein, beschädigte diesen zwar nicht, doch stäubte sie den letzten Feuerfunken darunter fort, so daß die Soldaten für diesen Tag nur mit halbwarmer Kost vorlieb nehmen mußten.

Bei den Oberwallisern waren im Pfyn auch kaiserliche Husaren aus Oesterreich, mit denen sie eben nicht wohl zufrieden waren; sie meinten, selbe nützen wenig und fressen ihnen immer nur das beste weg; — die Kaiserlichen wurden im Wallis überall angeschrieben als an Appetit eben nicht kranke Krieger.

Eines Tages ritten zwei Husaren, Vater und Sohn, die Fahrstraße hinab, um nach Feinden zu spüren. Da begegnete ihnen in einiger Entfernung ein französischer Reiter. Umkehren wollte keine Partei, weil das Feigheit verraten hätte und zwei gegen einen zu streiten, wäre ebenso ehrlos gewesen. Darum wollte der Sohn voran. Aber der Vater, der den Franzosen mit seinem Scharfblicke wohl gemustert hatte, sagte: „Wart Bub! dem bist du's nit!" Gleich hielt jener an und ließ diesen voran, der seine Tabakspfeife zog und gemütlich zu stopfen begann. So trat er an den Franzosen heran und ließ ihn ganz nahe kommen. Aber sein Schwert ziehen, dem Feinde den Kopf spalten, umkehren, die gestopfte Pfeife anzünden und gemütlich zu-

rücktraben, wie er gekommen, das war eine und dieselbe Arbeit.

Nach dem unglücklichen Ausgang der Kämpfe im Pfyn hatten versprengte Scharen der Oberwalliser den Versuch gemacht, bei der Landbrücke in Visp die Feinde aufzuhalten, doch auch hier mußten sie der Uebermacht weichen. Die Franzosen schlugen nun ihr Quartier in Visp auf. Ein Teil der Armee rückte landaufwärts, der andere schwenkte ins Vispertal ein. Die Franzosen begannen mit der Besetzung der umliegenden Berggemeinden, um nicht Feinde im Rücken zu lassen. In den wohlbestellten Kellern von Visperterminen ließen sie es sich trefflich schmecken; was sie nicht verschmausen konnten, richteten sie sonst zu Grunde; — leer mußte alles werden.

Weniger glücklich waren die Franzosen in Zeneggen. Sie suchten den Weg dahin, indem sie einigen heimkehrenden Soldaten auf der Ferse folgten. Angekommen in der wenig anmutigen Gegend beim Kalkofen, wo steile Bergabhänge die Straße gefährlich machen und hohe Felsen sie von oben abschließen, war es ein einziger Mann, der den Franken Halt gebot. Er stieg auf die Felsen hinauf, wo er vor dem Feinde sicher war und fing an zu schreien und zu lärmen, als kommandierte er eine halbe Armee. Der Mut oder die neckische Kühnheit dieses Mannes rettete Zeneggen vor Raub und Plünderung. Die Franzosen getrauten sich nicht weiter und kehrten eilig nach Visp zurück, um dem Kriegsrat zu hinterbringen, der Berg da oben sei uneinnehmbar. Die Ansicht von Visp aus bestätigte die Botschaft. Man wußte keinen Rat. Endlich erfuhren sie am dritten Tage, es gebe über Bürchen hinauf einen Zugang, den keine Felsen verschanzen. Gleich ward Befehl erteilt, diesen Weg einzuschlagen.

In Zeneggen hatte man sich indessen auch eines Bessern besonnen. Der Rat und an dessen Spitze der Pfarrer, der etwas französisch sprach, zog dem Feinde in die Höllelen entgegen. Und die Menschen zeigten sich menschlicher als gewöhnlich, sie ließen sich von der Gemeinde wohl bewirten, aber verdarben und stahlen nicht mehr, wie sie es im ersten Ansturm sonst überall taten.

Nachdem die Franzosen die Landbrücke bei Visp mit stürmender Hand genommen hatten und über Visp herauf vorgedrungen waren, versammelte sich eine große Schar derselben bei der Rittikapelle in Eyholz, um auszuruhen und sich mit Wein zu stärken. Da schoß ein erzdummer, von Franzosenhaß wütender Bauer von Brig mit seiner Muskete über die Rhone hinüber in diesen Soldatenhaufen. Wie ein Fels, wenn er in einen ruhigen See stürzt, denselben in Aufruhr bringt, so daß seine Wogen wütend auseinander und wieder zusammenspringen, so öffnete sich diese Masse der Franzosen und schlug wieder unter furchtbarem Gebrüll zusammen. Den Sturmmarsch schlagen, die Waffen ergreifen und in vollem Laufe vorwärtsstürzen, war das Werk eines Augenblickes. Das war aber ein großes Unglück. Zahlreiche alte, ermüdete und halb- und starkverwundete Walliser befanden sich auf der Landstraße, die dem Feinde hätten entgehen können, wenn dieser mörderische Schuß nicht gefallen wäre. So aber wurden diese alle eingeholt; sie fielen in die Hände eines erbarmungslosen Feindes, der seinen Sturmlauf überall mit gemordeten und mißhandelten Leichen bezeichnete.

Auch in Naters geschah es, daß, nachdem bereits Pardon ausgegangen war, eines Morgens ein französischer Offizier mit seiner schönen und jungen Frau ob dem Dorfe spazieren ging. Da knallte plötzlich ein Musketenschuß in der Gegend

vom Klosi und zu Tode getroffen sank die schöne Frau an der Seite ihres trostlosen Gatten zusammen. Wer diesen mörderischen Schuß getan, konnte man nie erfahren. Man kann sich die Aufregung des Offiziers und seiner Waffenbrüder über eine solche schändliche Tat denken. Wie angeschossene Löwen drohten sie dem Volke Tod und Verderben. Ein schrecklicher Sturm entlud sich über dem Haupte der armen Bergbewohner; raubend, mordend und verwüstend durchstürmten die Feinde den ganzen Berg von Naters. Im Moos, Geimen und Mehlbaum tat sich bei Nacht der Himmel flammend auf und machte alles in weiter Ferne tageshell.

An der Massa hatten die wenigen Scharfschützen der Walliser schon den dritten Angriff der Franzosen abgeschlagen. Aber neue Frankenscharen wälzen heran über die Leichen ihrer Brüder, voran eine Compagnie Sappeur, die die Brücke räumen sollen. Und über allen weht die rote Fahne, die sie mahnen soll an den Schwur, daß die Walliser heute zu Grunde gehen sollen. Ob auch Dutzende unter ihnen fallen, immer neue Krieger ersetzen die Gefallenen. Da ein Jauchzen, es ist ein entsetzliches Jauchzen, für die Walliser wie Jauchzen aus der Hölle. Es zeigt den Wallisern an, daß die Barrikade auf der Brücke weggeräumt und der Weg offen ist. Doch jetzt erscheint über Mörel-Ried her der letzte Landsturm von Goms, voran Knaben von 12—14 Jahren mit Heugabeln bewaffnet, sodann Töchter und Frauen, die, vergessend ihrer eigenen Schwäche, mit dem Vaterland siegen oder fallen wollen, endlich an Stäben wankende Greise, die mühselig eine Flinte schleppen, die sie um den letzten Käse im Hause von den Kaiserlichen eingetauscht hatten. Ein verzweifeltes Ringen beginnt, dessen Ausgang schon entschieden war, ehe es begann. Die Walliser müssen

der Uebermacht der Franken weichen. Schritt um Schritt werden sie zurückgedrängt, bis sie in wilder Flucht durch die Berge fliehen. Auf der Flucht fallen Dutzende kraftloser Greise und Verwundete dem Feinde in die Hände. Lebendig wurden die Jammernden auf die Bajonette gespießt und zappelnd weite Strecken mitgeschleppt bis sie ihren Geist ausgehaucht hatten. Ein 90jähriger Greis, Johann Clausen von Ernen, befand sich unter den zuletzt Flüchtenden. Er hielt den geladenen Stutzen in der Hand, ohne daß er es wagte loszudrücken, denn die Kugel in der Flinte war seine letzte und mit dieser wollte er sich die Feinde vom Leibe halten. Da plötzlich schlägt das Wehgeschrei der Verfolgten wilder, herzzerreißender an sein Ohr. Eine Schar unglücklicher Verfolgter war nahe daran, dem erbarmungslosen Feinde in die Hände zu fallen. In diesem Augenblicke vergaß er seine eigene Not und Rettungslosigkeit, legte an und schoß einen höheren französischen Offizier vom Pferde. Ein Wutgeheul der Franzosen war die Antwort auf diesen trefflichen Treffer, sie stauten an, steckten eine Gruppe Häuser in Brand, bei dessen Leuchten sie den Offizier begruben. Die bedrohten Helden aber waren gerettet.

Trotz hartnäckiger Gegenwehr der Gommer erstürmten die Franzosen am 2. Juni 1799 den Deischberg. Schon waren letztere über den Laxgraben vorgedrungen, als plötzlich von Lax her Schuß auf Schuß ertönte und jedesmal sank ein Offizier getroffen zu Boden. In Lax befand sich nämlich ein alter Büchsenschmied, der mit unfehlbarer Sicherheit Kugel auf Kugel in die Reihen der Feinde sandte, während sein Sohn ihm unablässig die Gewehre lud. Als die wütenden Soldaten endlich in das Dorf eindrangen, da flüchteten sich auch die beiden Verteidiger. Der Vater eilte gegen die Rhone hinunter, er wurde aber sofort er-

griffen und von den Franzosen in Stücke zerrissen. Der Sohn wandte sich gegen den Wald, von drei Feinden hitzig verfolgt. Plötzlich kehrte er sich um, riß sein Gewehr von der Schulter und drückte los. Der Ladstock, der im Gewehrlauf stecken geblieben war, durchbohrte zwei seiner Verfolger durch und durch, der dritte aber ergriff eiligst die Flucht.

T. W. S. 78 und 79. R. 16 und 17. Adr. Weger. D. Imesch.

35. Die Entvölkerung der Gommerberge.

In Goms wohnten die Leute nicht immer tief unten im Tale. Es gab Zeiten, in denen man die Täler mied und auf den Höhen und Hängen haushielt. In jenen glücklichen, sagenhaften Tagen wuchs noch auf den höchsten Bergen Getreide, und von den tiefern Hügeln und Halden tönte das Lied des Winzers, dem die Rebgelände feurige Weine kredenzten. Eines Jahres aber trug es sich zu, daß die Weinernte gar mager ausfiel. Besonders einem reichen Bauern spielte der Unsegen arg mit. Die frühern Jahre hatte er kaum Faß und Lägel genug, die Schätze seiner Reben zu bergen. Dieses Mißjahr füllte ihm aber kaum das kleinste Lägel. „Wahrlich," sprach er, „es lohnt sich nicht der Mühe, eine solche Kleinigkeit einzukellern. Beim ersten besten Besuch muß mir der Heurige verzehrt werden." Sehnsüchtig harrte er eines Besuches; aber eine Zeit lang wollte niemand auf seinem Gehöfte vorsprechen. Des Wartens müde sprach er: „Nimmer habe ich Lust, mir die Augen nach einem Besuche blind zu sehen; ich will selbst den

Weg unter die Füße nehmen. Der erste beste, der mir unter die Finger gerät, muß mir meinem Diesjährigen ein Ohr herunterdrehen helfen.“ Wie er eine Strecke mit seinen Gedanken allein gewandert, sah er in der Ferne einen Mann herankommen. „Dem ist heut sein Glück Wirt,“ dachte er, und setzte sich in den Schatten einer dichtbelaubten Eiche. Wie er nach seiner Berechnung meinte, daß seine Stimme den Pilgrim erreichen könne, hielt er sich die Hände, mit denen er einen Trichter bildete, vor den Mund und rief: „Heda! wenn du Durst hast, zeige, daß du laufen kannst!“ Als der Fremde neben ihm stund, schlug der Winzer den Stöpsel von dem Spundloch und hielt dem Wanderer das Lägel entgegen. Als dieser schon die Hände darnach ausstreckte, zog er das Lägel zurück und fragte: „Aber mit Verlaub, wer bist du denn eigentlich?“ „Ich bin der Herrgott,“ entgegnete der andere. „Du bist der Herrgott?“ würgte der Bauer langsam hervor. „Dann hebe dich nur gleich wieder fort.“ An den sprühenden Blicken des Bauern erkannte unser Herrgott gleich, daß sein Gegenüber heute mit ihm nicht Gutfreund sein wollte und schritt weiter. Nach einer Weile stapfte ein mageres, hageres Männlein auf ihn los. Seine Haare waren weiß wie Birkenrinde und seine Wangen zusammengeschrumpft wie ein leerer Tabakbeutel. Der Bauer bot ihm das Lägel hin; es ging von Mund zu Mund. „Aber wer bist du denn eigentlich?“ fragte er jetzt. „Ich bin der Tod“, antwortete der Fremde, „eigentlich bin ich gekommen, deinen kranken Nachbar zu holen.“ „Du bist der Tod?“ verwunderte sich der Bauer. „Schön, ist mir ganz recht, daß du den Nachbar, diesen schäbigen Racker holst; jetzt aber kannst du nicht in sein Haus kommen, das Ingesinde des Kranken ist auf dem Felde und er ist in der Stube eingeschlossen. Noch einen

Schluck, Herr Tod!" „Eingeschlossen? Ei, ich pfeife mir auf verschlossene Türen. Da wo sich ein Sonnenstäubchen hindurch zwängt, schlüpfe ich ebenfalls durch." Einige Vaterunser lang war Stille. Der Bauer schnitt sich einen Plan zurecht. Nur dann und wann bot er dem Zechgenossen einen Trunk, der nicht abgeschlagen wurde. Wie der Tod sich eine stattliche Fahne aufgesteckt, dachte der Bauer: „Jetzt oder nie mehr blüht der Weizen." Nach einem Trunk und passender Einleitung fragte er den Tod: „Aber wie ist es da mit deinem Durchschlüpfen, von dem du mir eben erzählt? Das kann ich so recht nicht glauben. Wenn's war wäre, müßtest ein rechter Teufelskerl sein. Man siehts dir wohl an den Augen ab, daß du mehr als Brotessen kanntst; aber durchschlüpfen wie ein Sonnenstaub; nein das glaube ein anderer! Das . . . das ist . . . nicht für ungut!" Diese Rede stach des Magern Ehrgeiz; er wiegte sein Haupt von einer Schulter zur andern und kniff den Mund fest zusammen zum Zeichen, daß ein jedes Vaterunsermütterchen seine Kunststücke nicht nachmache. Der Bauer sah, daß seine Rede eingeschlagen. Er fragte daher wieder: „Ja könntest du denn, da mans nicht anderst erproben kann, durch das Spundloch in das Lägel schlüpfen? Um meine Seele gerne sähe ich ein solches Hexenstücklein von dir." Der betrunkene, hochmütige Tropf ging auf's Eis: „Ach was! das ist ja Kinderspiel," sprachs und schon verschwand Kopf mit samt dem Körper im Lägel. Der Bauer aber war nicht linkhändig. Schwapps! war der Zapfen mit nerviger Faust aufs Spundloch geschlagen und der arme überlistete Tod ein Gefangener. Vergnügt wie noch nie im Leben rieb sich unser Bauer ob des gelungenen Streiches die Hände, legte sich das Lägel über die Schultern und kehrte freudvoll zu seinem Hofe zurück. Ver-

schwiegen wie alle Bauern, sagte er niemanden von seinen Hausgenossen etwas von seinem unfreiwilligen Gaste. Stolz schritt er hinab in den Keller, stellte das Lägel samt dem gefoppten Inhalte in die versteckteste Ecke, rief sodann seinem Zechgenossen noch höhnisch zu: „So jetzt, da bist, da bleibst! Wer dich eingesperrt, das weißt du; wer dir wieder Luft machen wird, kannst du erraten, hast jetzt Zeit dazu.“ Dröhnend warf der Bauer die Kellertüre ins Schloß und kümmerte sich fürder nicht absonderlich mehr um seinen Gast. Die Folgen dieses Abenteuers machten sich bald in ganz Goms bemerkbar. Kein Mensch mehr wollte Abschied nehmen von dieser Welt und dieses Jammertal mit einem bessern Jenseits vertauschen. Immer neue Generationen hielten ihren Einzug ins Leben. Wie hoch auch die Berge von Goms zum Himmel emporragen, all die hungrigen Gaumen konnten sie doch nicht sättigen; und wenn sie noch viel fruchtbarer und viel höher gewesen wären. So kam es, daß auf den Gommerbergen bald Mangel an Brod und Boden war. Die Not zwang einen Teil des Volkes in die Ebene niederzusteigen und sich da ein Heim zu gründen. So blieb es lange, lange Jahre. Unser Bauer wurde alt. Seine Hände zitterten und wollten zur Arbeit nicht mehr taugen. Am liebsten saß er an den Sommertagen den ganzen langen Tag vor seinem Hause im Sonnenschein, im Winter aber neben dem warmen Ofen. Im Hause des Bauern gabs wohl oft Sturm, aber nicht nach jedem Gewitter erschien der Regenbogen des Friedens. Nach solchen Auftritten wünschte er den Tod herbei. Aber eitler Wunsch! der Tod kam nicht, wie er auch nach ihm bettelte; er kam zu ihm ebenso wenig wie zu den andern. Sein Gedächtnis war verschwunden, nicht an vieles erinnerte er sich mehr, nur daran noch, daß man einst hat sterben können, daß

sein Vater und seine Mutter vor undenklichen Zeiten gestorben. Dann seufzte er nach der guten alten Zeit, in der man hatte sterben können. Aber sterben konnte er nicht. Wieder hatte es in seinem Hause einen wüsten Auftritt gegeben. Als nachher alle Inwohner des Hauses an die Arbeit gegangen, nahm er seinen Weg zum Keller, um seinen Grimm und Groll im Weine zu ertränken. Heute wollte er vom besten Weine trinken und auf einige Augenblicke und Stunden seinen Kummer vergessen, vergessen sein Elend. Er ging von Faß zu Faß und spähte nach dem ältesten Jahrgange; da fiel sein Blick in eine finstere, verborgene Ecke. Hier erblickte er ein über und über mit Spinngewebe umsponnenes Lägel. „Da wird ein guter Tropfen drinn sein," dachte er. Sein schwaches Gedächtnis erinnerte sich noch, daß er früher in diesem Lägel den feurigsten Wein verzapft hatte. Dieses Lägel aber hatte er schon lange nicht mehr gesehen, schon lange nicht mehr. Sofort rollte er das Lägel hervor, stieß den Zapfen weg und hob es an den Mund. Da sprang aber der Tod auch schon hervor und sprang ihm an die Kehle und würgte ihn zu Tod. Jetzt begann aber ein gewaltiges Sterben auf den Bergen und in den Tälern von Goms. Kein Haus, keine Generation blieb verschont. Die wütende Pest riß den Jüngling und die Jungfrau, den Säugling und den Greis ins nimmer satte Grab. Ganze Weiler und Dörfer standen leer und verödet. Als die Pest aufhörte, waren nur vereinzelnte Personen übrig geblieben. Wie der große Tod aufgehört, waren der Ueberlebenden so wenige, daß für sich allein weder Berg- noch Talleute haushalten konnten; daher beschloß man, sich zu einer Gemeinde zu vereinigen. Die Talleute aber wollten nicht mehr auf die Berge hinaufsteigen und so blieb den Gebirglern nichts anderes übrig,

als die Berge zu verlassen und in den Tälern zu wohnen. Wie die Berge nicht mehr von schaffenden Händen bebaut wurden, verwilderten sie rasch. Wo früher blühende Gehöfte von Weinbergen umkränzt waren, dehnte sich gar bald Gestrüpp und nutzlose Wildnis aus. Adr. Weger.

36. Das Gerntal.

Eine Stunde hinter dem Dorfe Unterwasser ist der Gern oder das Gerntal. Nicht immer lag es so menschenleer, mäuschenstill, so einsam und verödet wie heute. Zwei blühende Dörfer, Ober- und Untergern waren in dieses reizende Landschaftsidyll hineingestellt. Dieses schmucke Dorfgelände wiederum war umgeben von einem blühenden Kranze von herrlichen Apfel- und Kirschbäumen und weithin dehnten sich von knorrigen und weitästigen Tannen umsäumt, die saftigsten Wiesen aus. Es war eine Lust, dort zu wohnen und eine zahlreiche Bevölkerung hatte sich in diesem Wunderlande angesiedelt. Mehr als zwölf Schleierjungfrauen kamen am Sonntag von Gern nach Münster zum Gottesdienste. Und das Volk von Gern war ein freies Volk. Es hatte eine eigene Gerichtsbarkeit. Den Würdigsten aus seiner Mitte erkor sich das Volk zu seinem Richter. Er hatte über Leben und Tod zu entscheiden. Um Nachdruck seinen Mahnungen und seinen Urteilen zu verschaffen, stund in der Nähe der Galgen. Das war Gern in längst entschwundener Zeit — was ist es jetzt? Ein Trümmerfeld untergegangener Herrlichkeit. Auf den Ruinen der einstigen Dörfer erheben sich neben zerfallenen Mauern ein paar Ställe. Wohl haben die Väter unserer Väter dort schöne

rote Aepfel gegessen; jetzt sind die Kirsch- und Apfelbäume mit der reichen Blätterkrone verschwunden und mit ihnen die Kirschen und die Aepfel. Nichts ist übrig geblieben als in Untergern neben der Kapelle der morsche Stamm eines weitbäuchigen Kirschbaumes. Seither sind vierzig Jahre dahingegangen und mit ihnen ist auch dieser letzte Zeuge der Vorzeit dahingeschwunden. Wohl strahlt die Sonne noch auf die weitgedehnten Fluren des Gerntales, vermag sie aber nicht mehr zu erwärmen und bringt nur etwas Gras, Korn und Kortoffeln zur Reife. Wohl hört man dort noch hie und da die Jodler eines glücklichen Völkleins, aber es sind nur einige Hirten in den kurzen Sommertagen, die noch träumen und singen von dem Wunderreiche einstiger Zeiten.

A. Kreutzer.

37. Der Schläfer.

In der Gernalpe, die früher Eigentum der Bewohner von Visp und Umgebung war, war einmal ein Knabe von Unterwasser als Hirt angestellt. Er war 14 Jahre alt und von Natur aus ein Vielschläfer. Einmal schlief er drei Tage und drei Nächte nacheinander, ohne zu erwachen. Aus Furcht, er werde gar nicht mehr aufwachen, weckte ihn der Senn nach der dritten Nacht. Er rieb sich den Schlaf aus den Augen und sprach: „Taget es schon wieder?"

A. Kreutzer.

38. Der Schwestermord.

In einem Dörfchen zwischen Unterwasser und dem letzten Stafel der Längisalp lebten drei reiche Geschwister miteinander, ein Sohn und zwei Töchter. Eine dieser Töchter war mit wenig geistigen Fähigkeiten begabt, dabei aber sehr fromm und gottesfürchtig. Den beiden andern Geschwistern war dieselbe überlästig. Eines Nachts wurde die geistesschwache Schwester ermordet und unter eine Platte nahe beim Wasser begraben. Das Wasser grub den Leichnam heraus und trug ihn bis zum Wylerbach. Der Geist dieses ermordeten Mädchens hatte aber die Macht erhalten, alles zu verwüsten, soweit das Wasser den Leichnam getragen hatte. Gleich nach Auffindung der Leiche entstand ein furchtbares Ungewitter. Das Faulhorn, vom Regen unterwühlt, stürzte herunter auf die schöne grasreiche Gegend und das trauliche Dörfchen und begrub alles unter Schutt und Trümmern. A. Kreutzer.

39. Der Hirt auf der Längisalp.

Vor 57 Jahren war auf der Längisalp ein Knabe von Oberwald als sogenannter Zuhirt angestellt. Das Sentum war um die Mitte des Sommers in den zweitletzten Stafel zu Lichern vorgerückt, und das Vieh kehrte eben von der durchaus nicht ungefährlichen Abendweide im Seli zurück. Der Zuhirt hatte den Auftrag erhalten, die letzten säumenden Kühe nahe an die Hütte heranzutreiben. Plötzlich hörte er im tieferliegenden Stafel in der Gant ein lautes Rinder-

gebrüll. Sofort eilte er zur Stelle, sah aber nichts. Er spitzte die Ohren und hörte dasselbe Gebrüll im noch tiefer liegenden Stafel. Er begab sich dahin und sah wirklich ein Rind, welches ein Tscheinen und ein Huter gemeinsam besaßen. Geläute, wie sonst immer, trug es aber keines am Halse. Der Knabe schlug wacker mit seiner schweren und breiten Lederpeitsche auf das Rind ein. Das Rind aber lief nur so um die Hütte herum und streckte jedesmal den Kopf in die offene Hüttentüre hinein. Dem Sennen fiel das lange Ausbleiben des Knaben auf. Er eilte auf eine Anhöhe und rief aus vollen Kräften: „Wo bleibst du so lang?" Der Knabe, ebenfalls mit dem Aufwand seiner ganzen Stimmkraft, antwortete: „Huterhansjobs Rind kann ich nicht von der Hütte bringen." „So laß es da und komm!" rief der Senn ihm entgegen. Raschen Schrittes eilte der Knabe der Sennhütte zu. Sie machten noch einen Rundgang in dem Sentum. Es war kaum eine Minute nach der Ankunft des Hirten; als sie zehn Schritte unterhalb der Hütte, wo Hutterhansjobs Rind gewöhnlich sein Lager hatte, ankamen, sahen sie das Rind mit der Schelle am Halse auf seinem Lager liegen. Derselbe Zuhirt, der dies miterlebt hatte, lebt heute noch in Oberwald.

A. Kreutzer.

40. Das Schwein auf der Längisalp.

Auf der Längisalp, welche östlich von Oberwald liegt und dieser Gemeinde gehört, ist ein Stafel „Senzen" genannt. Auf einer Seite desselben ist ein wüstes, finsteres Loch. Wie tief es ist, weiß man nicht. Wenn man in

dasselbe hineinschaut, weht einem eine stinkende, kalte Luft entgegen. Es sind jetzt gegen hundert Jahre, daß einige Sommer hindurch jedesmal, wenn man die Alpschweine getränkt hat, auch ein Schwein aus diesem Loche kroch, zur Tränke kam und sodann wieder in dem Loche verschwand. Seither hat man das Schwein nicht mehr gesehen, aber unheimlich ist die Stelle immer. A. Kreutzer.

41. Der Spielplatz bei Unterwasser.

Beim Dorfe Unterwasser dehnte sich einst eine große, mit Gras bewachsene Ebene aus. An die Ebene reihte sich ein ziemlich hoher Hügel. Auf diesem Hügel war ein Stein und auf dem Stein ein Holzkreuz. Die jungen Leute sammelten sich an Sonn- und Feiertägen gern in dieser Ebene und trieben da ihre Jugendspiele. Unter anderem wurde oft versucht, wer ohne auszuruhen, den Hügel hinan bis hinauf zum Kreuze laufen könne. Dazu mußte man einen guten Atem und gute Beine haben. Da kam die große Ueberschwemmung anno 1834. Der Hügel wurde weggeschwemmt, die grasreiche Ebene mit Schutt bedeckt. Nur ein großer Stein ragt aus dem Geröll hervor; es ist der Stein, der auf dem Hügel stund. Bis in die Hausgärten von Unterwasser wurde der Schutt hineingetragen und lange dauerte es, dieselben wieder urbar zu machen. Der fünf Schuh hohe Schutt konnte nicht gänzlich weggeräumt werden, doch grub man bis auf die alten Zaunpfosten den Schutt heraus und steckte die neuen Zaunpfosten auf die Köpfe der alten. A. Kreutzer.

42. Obergesteln brennt.

Einige Jahre, bevor Obergesteln den Flammen zum Opfer fiel, war eines Abends spät eine ältere Frau etwa fünf Minuten oberhalb Geschenen in der Kalbereyen mit Holzsammeln beschäftigt. Wie sie sich eine genügende Last zusammengelegt hatte und nach Hause gehen wollte, sah sie den Himmel ringsum flammenrot und von Rauchwolken erfüllt. In Obergesteln aber erschaute sie die Mehrzahl Häuser und Ställe in hochlodernden Flammen. Schrecken fuhr ihr durch die Glieder und händeringend sah sie in das schaurige Schauspiel, bis sie aufgeschreckt wurde vom Sturmgeläute von Obergesteln und Ulrichen. Die Frau eilte nun Geschinen zu, um da ebenfalls Hilfe zu fordern. Und im selben Augenblicke hörte sie zwei Männer keuchend an sich vorüberlaufen, die aus Leibeskräften riefen: „Zu Hilfe! Feuer! Obergesteln brennt! Zu Hilfe!“ Wie die Frau die Schreckensboten ins Dorf rennen sah, hörte sie immer noch ihren jammernden Ruf: „Obergesteln brennt!“ Jeden Augenblick erwartete nun die Frau das Sturmgeläute und den Lärm des erschreckten Volkes, aber alles blieb ruhig und still. Und wie sie zurück in das Feuermeer zu blicken gedachte, lag das Dorf unversehrt da, in das Silber des aufgehenden Mondes getaucht. Das gleiche Schauspiel wiederholte sich den Augen und Ohren eines Obergestler Bürgers und auch einem von Münster erging es ähnlich.

Zu gleicher Zeit sahen Leute oft eine Prozession von Ulrichen aus dem Oberbach, der zwischen Ulrichen und Gesteln der Rhone entlang fließt, pilgern. An der Spitze des Bittganges schritt laut betend und segnend ein Bischof und trug die Gesichtszüge des hl. Nikolaus, der in der Kirche von Ulrichen verehrt wird.

Als Obergesteln in Flammen stund, schleuderte der starke Wind, der stets von der Furka weht, die feurigen Kohlen des brennenden Gesteln bis auf die dürren Holzdächer von Ulrichen, ohne daß auch nur eine einzige Schindel Feuer fing. Diese Rettung aus großer Gefahr schrieb aber das gläubige Volk der Hilfe des Himmels zu.

Adr. Weger.

43. Der Tennibock.

Im obern Dorf von Ulrichen lebte vor Jahr und Tag ein alter Junggesell, der seine eigene Freude hatte, die harmlosen Kinder zu plagen. Wo er kleine Kinder antraf, schreckte er sie oder fügte ihnen sonst eine Bosheit zu, daß sie laut aufweinten. Der Junggesell starb. Um seine vielen Quälereien zu büßen, wurde er in einen großen, grauen Bock verwandelt. Seine gebogenen Hörner reichten bis auf den halben Rücken, sein Bart hing tief hinunter, sein Haar war lang und zottig. Seinen Aufenthalt hatte er beim obern Dorfbrunnen, wo sich unter einem kleinen Speicher ein Stall befand. Der Bock wurde oft gesehen und hieß im ganzen Dorf der Tennibock. Aber so majestätisch er einherschritt, war er doch der Spott der Kinder. Oft versammelten sich die Kinder beim Brunnen und schrieen so laut sie konnten: „Tennibock! Tennibock!" und liefen eilig davon. Allerdings kam der Bock aus dem Stalle heraus, um die spottenden Kinder mit seinen Hörnern zu stoßen, aber sobald sie über den Kennel hinüber waren, hatte der Bock seine Gewalt verloren und mußte beschämt in seinen finstern Stall zurückkehren.

P. Am Herd. Denkwürdigkeiten von Ulrichen S. 126.



44. Der Falkenfriedhof.

Mit dem alten Sennen auf Blasen waren die Ulricher nicht mehr zufrieden und stellten einen jungen aus dem Bernerbiet an, der sich tüchtig zu stellen wußte. Als der Senn auf die Alpe kam, war er heiterer Dinge und jodelte nach Herzenslust. Aber es schien, daß sein Frohmut einen Fehler hatte; er kam nicht aus reinem Gewissen. Der Senn wurde krank und lag auf dem Sterbebett. Auf die Frage, wo er begraben werden wolle, antwortete er: „Nirgends anderswo, als auf der schönen Ebene auf Mellingen.“ Man staunte, daß der Senn für sein Grab keine geweihte Erde haben wolle; doch wollte man seinem letzten Willen nicht widersprechen. Als er gestorben war, begrub man ihn an der bezeichneten Stelle. Alsogleich flog eine Menge von Falken herbei, die fort und fort das Grab umkreisten nnd ein wildes Geschrei erhoben. Die Hirten, welche dies sahen und hörten, gerieten in Schrecken und das Grab des leichtsinnigen Sennen wird bis auf den heutigen Tag der Falkenfriedhof genannt.

P. Am Herd. l. c. S. 124.

45. Der Waldbuel.

Auf dem Waldbuel bei Ulrichen stund ein geheimnisvoller Baum. Dieser verbarg in einer viereckigen Vertiefung ein merkwürdiges Marienbild, das nicht von Menschenhand gemacht, sondern aus dem Baum herausgewachsen sein soll. Mitten in der Nacht hörte man von dort her hell die Glocken läuten, wobei der Gesang der Priester und der

Klang der Orgel ertönten, kurz es war nicht anders, als wenn daselbst in Gegenwart einer großen Volksmenge feierliches Hochamt gehalten würde. Dabei sah man, wie in Laternen Lichter brannten, die hell und klar in die Nacht hineinleuchteten. Man vermutete, daß die Engel des Himmels auf den Hügel herniederstiegen und dort Gottesdienst hielten. Das Volk schaute mit großer Verehrung zu diesem Hügel hinauf und zog gern dahin. Die Pfarrgeistlichkeit sah in der ganzen Geschichte nur einen gefährlichen Aberglauben und eine Gelegenheit zur Ausschweifung, indem der Betbuel zuerst zum Plederbuel, nachher zum Schletterbuel wurde. Eine Kapelle, die dort erbaut werden sollte, wurde nicht erbaut. Der Bischof verbot es. Nichtsdestoweniger hörte der Rummel noch nicht auf. Eines Abends stiegen zwei rüstige Theologen mit scharf geschliffenen Aexten hinauf auf den Hügel und fällten in 10 Minuten den Wunderbaum, von dem das Volk glaubte, es könne keine menschliche Kraft ihn zum Falle bringen. So hat denn auch der Spuck der Mitternachtmesse aufgehört.

Nach P. Am Herd. l. c. S. 130.

46. Die St. Annakapelle im Loch.

Im Jahre 1664 zogen fünf Handelsmänner, die Unterwaldner Götschi, Schälli, die Eschentaler Gebrüder Binoi, der Pomatter Zurschmitten, aus dem Tessin über die Rovina nach dem Wallis. In der Nähe der Wallisergrenzen wurden sie von Räubern angefallen. Die Angegriffenen aber setzten sich wacker zur Gegenwehr und zwangen die Banditen zur Flucht. Der Ort, wo dies geschah, wird bis auf den heutigen Tag „Mörderloch“ genannt. Darauf setzten

die Kaufleute ruhig ihren Weg fort, bestiegen die Anhöhe und erreichten im Eginental den Walliserboden, wo sie neben dem Kapellchen des hl. Niklaus sich niedersetzten und ausruhten. In dankbarer Erinnerung an ihre Errettung gelobten sie, eine Votivtafel in dieses Bethäuschen hinzustellen. Als die Niklauskapelle später dem Zerfalle anheimfiel, wurde das Votivbild in die St. Annakapelle übertragen.

Burgener. Die Wallfahrtsorte der Schweiz II. B. S. 182.

47. Der Tauben- und St. Antoniwald.

Zwei der schönsten Wälder im Oberwallis sind der Tauben- und St. Antoniwald, wo die prächtigen und riesenhaften Tannen am hellen Tage ein geheimnisvolles Dunkel verbreiten. In diesen Wäldern soll es zeitweise unheimlich sein. Bergleute und Jäger, die ohne Not nachts dieselben passierten, sollen oft kreuz und quer bis am hellen Tage in der Irre herumgeführt worden sein. Solch wiederholten Irrgängen sollen die Kapellchen mitten in diesen von Geistern bewohnten Wäldern ihren Ursprung verdanken.

T. W. S. Nr. 34.

48. Belohnte Ehrfurcht.

Ein Bürger von Geschenen hatte gar eine große Ehrfurcht gegen die Geistlichen. Auch wenn er hoch oben in den Bergwäldern seine Rinder hütete und zufällig auf der Straße, die im Talgrunde in tausend Krümmungen sich

vorwärts wand, einen Priester wandern sah, zog er alsogleich seine Mütze und machte eine Verbeugung gegen den Priester hin.

Oft bildete er deshalb das Gespötte der andern Leute, die ihn einen törichten Menschen nannten. Sie sagten öfters zu ihm: „Was hast du von deinem Mützenheben und Knixenmachen? Der Priester, dem es gilt, sieht es ja doch nicht!“ Mit einem sanften Lächeln auf den Lippen erwiderte er gewöhnlich: „Wohl sieht mich der Knecht nicht, aber was verschlägts? Dann sieht mich der Meister, den ich in seinem Diener ehre.“

Als dieser Mann zum Sterben kam, trug es sich zu, daß alle Geistlichen des Dekanates Goms sein Sterbelager umstanden und für die scheidende Seele beteten. An diesem Tage aber spottete niemand mehr über den frommen Mann, sondern man sagte: „Das ist der Lohn für sein Mützenheben.“ Dieser Verehrer der Priester aber war der Großvater des nachherigen Bischofs Hildebrand Jost, des großen Staatsmannes und Gesetzgebers des Landes Wallis.

Eine ähnliche Begebenheit wird auch in der Hockmatte, Gemeinde Grengiols, erzählt. Adr. Weger.

49. Die Warnung des Toten.

In der Grafschaft, Bezirk Goms, war irgendwo eine Alpe, auf welcher ein sehr guter Stafel mit prachtvollem Graswuchs war, aber leider war der Weg dahin sehr gefährlich. Er war so gefährlich, daß fast jedes Jahr, wenn man mit dem Sentum in den Stafel oder wieder zurückfuhr, ein oder das andere Stück Vieh mit seinem Führer zu Tode fiel.

Eines Jahres, als man wieder bereit war, diesen Stafel zu benutzen, rief ihnen der Tote: „Löifät alli Dörfer, löifät alli Dörfer, ihr värliärät alli Jahr där wägscht Ma!" Von da an wurde dieser Stafel nicht mehr benutzt.

Das gleiche wird erzählt von Mörel-Ried. Da stürzten auf der Oberrieder Wasserleitung öfters Männer ab. Auf den gleichen Ruf wie oben: „Löifät rc." wurde die Wasserleitung ebenfalls aufgegeben. Adr. Weger.

50. Die Abendsitzerin in Ritzingen.

Eine kräftige, lebensmutige, alleinlebende Bauerntochter hatte auch die Sucht, jeden Winterabend mit dem Rad am Arm die Abendsitzstube aufzusuchen. Wie sie eines Abends spät nach Hause kam, stand eine Mannsgestalt an der Haustüre. Einen Gesellen vermutend, wollte sie ihn urchig bei Seite schieben, steckte den Schlüssel an und warf schnell die Türe hinter sich ins Schloß. Aber o weh! als sie in die Stube trat, stellte sich die Gestalt grinsend vor sie hin, gab sich als strafenden Geist zu erkennen. Von jener Stunde an war ihr rechter Arm gelähmt und begann zu siechen.

J. Lauber.

51. D'Ebi-Lauwine oberhalb Blitzingen.

Vor uralten Zeiten sahen die Leute eines Winters öfters, wie ein Stier da oben eifrig Schnee zusammentrug. Um Mitte Jänner brach die Lawine los, der Stier war vor-

gespannt, während ein grausiger Mann das Gefährt zu leiten schien. Sofort fingen die Kapellenglöcklein von Gadmen und Wyler fest zu läuten an. Der Mann kommandierte dem Zugstier: „Leits aufs Dörfli!" Dieser aber erwiderte unwirsch: „I mag nit, z'Leni und z'Vreni schriend fetig."

J. Lauber.

52. Der Untergang von Groß-Ernen.

Vor vielen und vielen Jahren war Groß-Ernen ein großes Dorf in der Gegend bei Fiesch. Die Bewohner waren lieblos, hartherzig und bös; darum wollte sie der liebe Herrgott strafen zum warnenden Beispiel für andere Menschen. Bevor jedoch der Himmel sein Strafgericht losließ, wollte er die Bewohner des Dorfes noch einmal auf die Probe stellen. Er sandte darum zwölf Engel in Gestalt armer Leute ins Dorf, die an allen Türen vergebens um Einlaß baten. Ja man beschimpfte sie sogar von den Fenstern herab und jagte sie mit Steinen aus dem Dorf. Bei einer armen Witwe aber außerhalb des Dorfes fanden die Fremden bereitwillig Einlaß und Nachtherberge. Da war nun freilich das Maß voll. Ein furchtbarer Sturm mit Blitz und Donner entlud sich in das Gebirge, welches gelockert unter schrecklichem Krachen zu Tal stürzte und Groß-Ernen mit Mann und Maus verschüttete. Das Dorf lag im sogenannten „Lauwili". Nur das Haus und die Wiese der barmherzigen Witwe blieben verschont.

R. W. S. Nr. 79.

53. Der Kirchenbau von Reckingen.

Reckingen hätte gerne eine eigene Pfarrei gehabt. Wer den rauhen Winter in Obergoms kennt, wird den Wunsch verstehen. Münster aber wollte nichts von einer Trennung wissen, und in Sitten fand man kein Gehör; da wandte man sich an die Nuntiatur nach Luzern. Der Nuntius schickte nun zur Untersuchung des Falles den Priester J. J. Härsimann nach Reckingen. Hier mußte er einen Winter lang bleiben. Aber wie hatten die Reckinger diesen Winter zu klagen! Und doch war der Winter so mild und angenehm, wie es in Goms keines Menschen Lebtag vorkommt. Aber die Leute jammerten: „Jetzt ist es mit der Kirche fertig und aus." Der Gesandte schwieg, dem Nuntius in Luzern aber berichtete er: „Gebt den Reckingern nur eine Kirche, in Goms möchte ich trotz Kirche im Winter nicht tod, geschweige lebendig sein." So wurde Reckingen eine Pfarrei.

Adr. Weger.

54. Die Pfarrkirche von Ernen.

Zur Zeit, als die noch jetzt stehende Pfarrkirche von Ernen erbaut werden sollte, lebten in Niederernen mehrere große, ansehnliche Familien wie: Graffen, Tschampen, Kämpfen, Holzer, Gumpisch. Auch die Familie Aufderfluh (Supersaxo) soll zu Niederernen bei Z'Brück gewohnt haben. Jakob Supersaxo, welcher der Vater des berühmten Walliser Bischofs Walter Supersaxo war, wird in den Akten betreffs eines Brückenbaus in Niederernen genannt. Diese Herren verlangten, daß die neue Kirche zwischen Ernen und Nieder-

ernen auf den sogenannten Schuflen erbaut werden sollte. Damit waren die Erner nicht einverstanden. Es wurde darum eine gemeinsame Ratsversammlung aller beteiligten Ortschaften angesagt, um sich über den Standort der zu erbauenden Kirche zu besprechen. Als die Abgeordneten von Ernen sich zu jener Versammlung begaben, riefen ihnen die Leute von Ernen nach: „Machet dann, daß die Kirche im Ort bleibt.“ Mit diesem geflügelten Worte überstimmten die Erner die übrigen Gemeinden. Es wurde beschlossen, daß die neue Kirche wieder im Dorfe Ernen erbaut werde. Doch machten die Herren von Niederernen den Vorbehalt, es dürfe an Sonn- und Feiertagen nicht eher zum Hochamt geläutet werden, bis man vom Kirchturme aus die zwölf Herren von Niederernen in Mänteln und hoch zu Roß auf den Schuflen heranreiten sehe. C. Clausen.

In Visp hatte der Sigrist den gemessenen Befehl, nicht eher zum Gottesdienst zu läuten, bis er vom Turm aus die Baronen von Eich in weiten Mänteln und Seitendegen mit ihrer Dienerschaft gegen Visp heranreiten sah.

R. W. S. Nr. 42.

55. Der Brand in Ernen.

Mitten im Dorfe Ernen entstand einst ein fürchterlicher Brand. Mitten unter andern Häusern brannte ein Haus lichterloh und schon begann das verheerende Element seine vernichtende Arbeit an den daneben gebauten Häusern. Man schrie nach Wasser, aber es herrschte eine so furchtbare Kälte, daß der Dorfbach abgefroren war und selbst die Dorfbrunnen vereist waren. Das schöne Dorf schien gänzlich dem Feuer

preisgegeben und machtlos standen die Bewohner dem entfesselten Element gegenüber. Man wußte sich weder zu raten noch zu helfen. In dieser äußersten Not fiel alles auf die Knie und flehte inbrünstig um Rettung des geliebten Heimatdorfes. Da sah man auf einem der zunächst am Feuerherd gelegenen Häuser eine Frau stehen, die mit ihrer leinenen Schürze dem Feuer wehrte und es am Weitergreifen zu verhindern schien. In der Tat ließ auch das Feuer allmählich nach und erlosch von selbst an den schon angebrannten Wänden der umstehenden Häuser. Das Haus, welches zuerst gebrannt hatte, brannte nieder bis auf den Grund inmitten der andern, ganz nahe gebauten Häuser, die gänzlich verschont blieben. Aus Dank für diese außerordentliche Hilfe beschloß nun die Gemeinde alljährlich am Feste der hl. Agatha ein Lobamt halten zu lassen, was fürderhin stets geschah.

Diese Sage wird auch so erzählt:

In der Bedrängnis habe man das Gelübde gemacht, zwölf Mann nach Maria-Einsiedeln pilgern zu lassen, wenn das Feuer nicht weiter um sich greife. Auf das hin sei über dem brennenden Hause ein Marienbild gesehen worden. Das Feuer habe dann abgelassen und das schwebende Bild sei erst verschwunden, als das Feuer ziemlich erloschen und keine Gefahr mehr war. Al. Clausen.

56. Das Lauinerhaus in Ernen.

Gewiß schon manchem Besucher von Ernen wird ein Haus, das an Größe alle andern weit übertrifft, aufgefallen sein. Dieses dreistöckige Holzhaus mit vollständigen Woh-

nungen für sechs Familien, das wohl seinesgleichen an Größe sucht, ist das sog. Lauinerhaus. Der Erbauer war ein Junggeselle, Martin Lauinen, der das Haus nur bauen ließ, um seinen Reichtum zur Schau zu tragen. Als er dem Baumeister seinen Plan auseinanderlegte, fragte dieser: „Und ist wohl Holz genug dazu?“ „Vierhundert Stämme sind bereit und noch alle Schleifen voll,“ gab der andere protzig zurück. Das Haus ward gebaut und die Arbeiter mußten, weil dazumal noch wenig Geld war, mit Käse, Fleisch und andern Naturalien ausbezahlt werden. Wie dies geschehen, fing ein Mann von Ernen über den Erbauer an zu spötteln und sagte: „Nun werden dem Lauinen der alte Käse und die Schinken wohl abgenommen haben.“ Der Protz ließ den Spott nicht auf sich sitzen und am nächsten Tage erblickten die erstaunten Bewohner von Ernen in jedem der neunzig Fenster einen alten Käse. So reich hatten die Erner den Lauinen doch nicht geglaubt, aber wie groß war erst ihr Erstaunen, als am folgenden Morgen vor jedem Fenster neben jedem der gestern hingelegten Käse noch ein alter Käse und ein Schinken lagen und die Wohlhabenheit des Besitzers den Verblüfften kund taten.

Al. Clausen.



57. Die Kapelle im Ernerwald.

Ein frommer Mann wollte ungefähr 200 Meter oberhalb der Burgschaft Ernen im sogenannten Kalberboden eine Kapelle bauen und hatte sich bereits an die Ausgrabung des Fundamentes gemacht. Sonderbarerweise fand er jeden Morgen die Instrumente weiter oben im Walde bei einem

Bildhäuschen. In der dritten Nacht hatte er einen sonderbaren Traum. Er sah nämlich im Traume an jener Stelle, wo das Bildhäuschen stand und die Instrumente sich alltäglich vorfanden, eine wunderschöne Kapelle, welche glänzte, als wäre sie aus lauter Kristallen erbaut. Auf dem Altare tronte die seligste Jungfrau mit dem Jesuskinde. Ein Lichtstrahl drang von der Kapelle aus tiefer in den Wald hinein zu einem reichen Kristallager. Da erkannte der fromme Mann, daß Maria diesen Ort zum Kapellenbau ausersehen hatte. Er forschte nach dem Kristallager und fand es; es war ergiebig genug, daß er mit dem Erlös der Kristalle die Kapelle erbauen und dotieren konnte. Seitdem ist die Kapelle im Ernerwald ein berühmter Wallfahrtsort geworden.

Kl. Clausen.

In vielen Zügen ähnlich lautet die Sage von der Entstehung der Wallfahrtskirche auf dem Glisacker. Bischof Leudemund von Sitten (612—617) soll die erste Kapelle auf dem Glisacker erbaut haben. Er begann den Bau an der Stelle, wo heute die Englischgrußkapelle steht; über Nacht jedoch wurde das Baumaterial von unsichtbarer Hand an jene Stelle gebracht, wo jetzt das Marianische Heiligtum sich erhebt. Dort stund auch schon eine wunderschöne Muttergottesstatue, die in Stein gemeißelt im Ganter gefunden und ebenfalls von unsichtbarer Hand auf den Bauplatz getragen war.

P. Joller.

58. Der Hirte auf der Fiescheralpe.

Auf der Fiescheralpe lebte ein frommer Hirte. Als einst im Ernerwald das Kapellenfest gehalten wurde, schaute

der gute Mann wehmütig zu der Kapelle hinüber und dachte: „Ach könnte ich doch auch da drüben sein vor dem Gnadenbilde Mariens und auch den Ablaß gewinnen, der heute da gewiß so vielen zu teil wird. Doch die liebe Mutter Gottes wird mich wohl auch hier erhören, wenn ich sie eifrig anrufe, da es mir unmöglich ist, hinüber zu gehen." Der fromme Mann kniete nieder nnd betete inbrünstig zu seiner Mutter im Himmel droben. Wie er so da kniete und betete, hielt drüben vor der Kapelle ein Kapuziner gerade die Predigt. Er sprach über die unzählbaren Gnaden, die den Gläubigen zu teil werden auf die Fürbitte Mariens hin, wenn man die Mächtige nur anrufe mit wahrem Vertrauen. Zum Schlusse der Predigt aber stellte er die Frage an seine Zuhörer: „Und wißt ihr auch, wer am heutigen Tage mit dem größten Vertrauen gebetet, somit die größten Gnaden empfangen wird? Ich will es euch sagen. Keiner von euch, wohl aber jener Hirte da drüben auf der Fiescheralpe, der da eben kniet und voll Vertrauen betet zu seiner himmlischen Mutter."

Al. Clausen.

59. Das Bildhäuschen im Räift (Ernen).

Vor Zeiten lebte in Ernen eine besondere Verehrerin des seligen Bruder Klaus. In deren Haus befand sich eine Statue des Seligen, vor welcher die Frau stets ihre häuslichen Andachten verrichtete. Als diese Frau eines Abends am Fenster saß und den Rosenkranz betete, gewahrte sie weit unten oberhalb Z'Brigg im sog. Räift (Ranft) ein blaues Lichtchen. Erstlich achtete die Frau nicht weiter da-

rauf. Das Licht aber zeigte sich von da an jeden Abend und an derselben Stelle. Durch dieses aufmerksam geworden, schickte sie eines Abends, als sich das Licht wieder zeigte, ihren Knecht, um nachzusehen, was da wohl sein möchte. Der Knecht, nicht ängstlich wie er war, ging und sah zu seinem Erstaunen neben dem genannten Licht die Statue des seligen Bruder Klaus, die vorher stets im Hause seiner Herrin aufgestellt war. Er eilte zurück und erzählte das Gesehene. Man schaute nach und wirklich war die Statue aus dem Hause verschwunden. Die fromme Frau betrachtete diese Begebenheit als einen Fingerzeig von oben, ließ die Statue vergolden und da, wo die Statue mit dem Lichte allabendlich gesehen wurde, eine Kapelle zu Ehren des seligen Bruder Klaus erbauen. Die Kapelle steht noch und drinnen befindet sich bis auf den heutigen Tag dieselbe Statue, die auf so wunderbare Weise von Ernen in den Räift kam. Al. Clausen.

60. Die Brücke zwischen Ernen und Fiesch.

Wenn man von Ernen nach Fiesch will, muß man sich unwillkürlich fragen, warum man denn einen großen Umweg mache und nicht mehr wie früher die viel kürzere gerade Strecke, die alte Fieschgasse benütze. Das hat nun folgenden Grund. Als man noch den alten Weg benützte, spuckte es unten auf der Brücke ganz gewaltig. Personen, die von Ernen nach Fiesch wollten und umgekehrt, verschwanden oft auf der Brücke auf unerklärliche Weise und niemals fand man von den so Verschwundenen mehr eine Spur. Einst wollte

man auch ein Kind von Fiesch nach Ernen zur Taufe bringen. Dieses Kind verschwand nun wieder samt Paten und zwei weitern Begleitern auf unerklärliche Weise bei dieser berüchtigten Brücke. Alles Suchen war umsonst, die fünf Personen blieben verschollen. Auf diese traurige Begebenheit hin verbrannte man die Brücke, warf die Reste ins Wasser, damit das Brückenholz von niemanden könne benützt werden und baute dann weiter unten die neue Brücke, die noch jetzt Ernen mit Fiesch verbindet. Al. Clausen.

61. Die geschätzte Trichel.

Eine gute Trichel soll unser Bauer schon in grauer Urzeit sehr wertvoll erachtet haben; so wurde vor vielen, vielen Jahren in Niederernen eine solche der schönsten Trichelkuh gleichgeschätzt, so zwar, daß bei der Verteilung das eine Los die Trichel, das andere als Gegenwert die Kuh erhalten hat. J. Lauber.

62. Die unschuldig Hingerichteten.

In der Gemeinde Geschenen kam das Gemeindegeld auf unerklärliche Weise abhanden.. Auf dieses hin wurden drei, sonst als ehrliche Männer angesehene Bürger, von einer höher gestellten Persönlichkeit von Geschenen selbst angezeigt. Alsogleich wurden die drei Männer verhaftet und nach Ernen in sicheren Gewahrsam gebracht. Sie beteuerten fortwährend ihre Unschuld, doch man schenkte ihnen keinen

Glauben, weil eben der und der sie angezeigt. Man spannte sie auf die Folter, doch die drei blieben standhaft und legten kein Geständnis ab. Erst am dritten Tage bekannten die Angeschuldigten, durch das Uebermaß der Folterqualen getrieben, eine Schuld, die sie gar nicht begangen hatten. Unter den Richtern befand sich auch der Mann, der die Angeklagten verzeigt hatte und auf seinen Rat hin stimmte man auf sofortigen Tod durch den Strang. Schon am folgenden Tage wurden sie hingerichtet. Als der Henker ihnen unterm Galgen die Stricke umwarf, rief der eine: „Ich sterbe am Galgen, doch ich sterbe ehrlich.“ Der zweite sagte: „Unschuldig bin ich wie die Sonne da droben am Himmelsblau.“ Als auch der dritte die Leiter emporstieg, rief er aus: „Die ehrlichen Männer müssen also sterben für den Dieb, der unterm Galgen unsern letzten Atemzug erwartet.“ Alles erschrack ob diesen Aussagen, ohne daß man nur daran dachte, die Exekution aufzuschieben. Als der erste Schrecken vorbei war, stieg nun im Volke ein furchtbarer Verdacht auf. Man hatte sicher drei Unschuldige hingerichtet auf das Drängen des Schuldigen. Unverhohlen gab das versammelte Volk seinem Unwillen Ausdruck gegen den Richter, der die drei angezeigt hatte und bald bezeichnete man ihn allgemein als den Dieb. Stürmisch verlangte das Volk am folgenden Morgen den unehrlichen Richter vor ein strenges Gericht. Doch zu spät. Er war während der Nacht auf und davon und blieb für immer verschollen.

Al. Clausen.

63. Der Schuster von Niederwald.

Lustige Gesellen sind die Schuster; schneller bei Hackbrett und Kanne als bei Klopfstein und Kienruß. In Niederwald hatte einer der losen Zunft richtig herausgedüftelt, daß am Abend in Bellwald Tanz sei. Kost' es was es will, da muß er auch dabei sein! In damaliger Zeit hätte die Welt barfuß laufen müssen, hätte ein Schuster in einem Tage nicht ein Paar Schuhe auf der Stör fertig gebracht, ehe er aber ein zweites Paar begonnen hätte, hätte auch vorerst der Himmel einfallen müssen. Das war damals so die Regel auf der Stör. Aber was tun? Tag's über hatte er mit den Töchtern des Hauses gescherzt und geplaudert und die Arbeit auf den Abend verspart.

„Ei was, bergab helfen alle Heiligen," denkt unser Schuster, „sie werden auch mir helfen. Das Sohlleder wird weniger geklopft und auf jede Naht fallen mehrere Stiche weniger, so kommt man eher fertig mit der Arbeit und der Arbeitgeber merkt gar nichts davon."

Das Mittelchen half vorzüglich. Frühzeitig schon beim ersten Mondschein ist er in Bellwald. Um sich zu orientieren, blieb er vor dem Hause, in welchem getanzt wurde, stehen und spähte die Gassen auf und nieder und horchte auf die Töne des Hackbrettes, das seine lustigsten Tänze erschallen ließ.

Aber was ist das? Im Takte der Musik drehte sich gerade vor ihm eine dunkle Gestalt. Und siehe, er irrt sich nicht, die tanzende Gestalt schleppt einen langen Schweif hinter sich her. Und wie der Tänzer aus dem Schatten der Häuser ins Mondlicht trat, sah unser Schuster, daß seine Füße in neuen Schuhen steckten. Aber o weh, die

Nähte davon waren aufgeplatzt. Und jetzt erkannte er es deutlich: das waren gerade die Schuhe, die er heute in Niederwald verpfuscht hatte. Getanzt hat jener Schuster selben Abend nicht mehr; aber den Draht an den Nähten der Schuhe weniger gespart hat er für alle Zukunft.

Adr. Weger.

64.
Die Beschwörung des Fieschergletschers.

Im Erner-Wasen stand ein Christkind-Mirakelbild; dies nahm ein heiligmäßiger Erner Pfarrer, (Michael Feliser † 1653), um dem starken Zunehmen des Gletschers Einhalt zu tun. Erst nach dreistündigem Beten, Segnen und Beschwören kam er ganz schweißtriefend aus den Schlünden. Zum Gelingen mußten die Fieschertaler drei Dinge auf ewige Zeiten versprechen: 1. jährlich eine Prozession (30. Juli) in den Erner Wald zu machen, 2. nie mehr verborgene Tänze zu veranstalten oder zu gestatten, 3. z'Wibervolk keine rote Schürze mehr tragen zu lassen.

Ersteres wird noch gepflegt, letztere zwei Bedingungen mögen wohl in Vergessenheit geraten sein. —

J. Lauber.

65. Der Schwinger.

Man erzählt erstaunliche Dinge von der Kraft einzelner Riesen aus früheren Zeiten. Besonders viel erzählt man von riesenstarken Schwingern. Sie bildeten den Stolz der Gemeinden. In diesem Selbstgefühl erlaubten sich dieselben

öfters, andere Ortschaften zum Schwingen herauszufordern. Ein solcher Schwinger soll auch im Weiler Z'moos bei Fiesch gewohnt haben. Auf dessen Kraft vertrauend und heimlich von demselben aufgemuntert, forderten die Fiescher die Erner zum Schwingen heraus und bestellten den reckenhaften Schwinger von Z'moos zu ihrem Partner. Von den jüngern Männern in Ernen durfte keiner mit dem Riesen den Schwung wagen. Auf der Binnegge aber wohnte ein bereits älterer Mann mit Namen Nessier, der sich mit dem Schwinger von Fiesch messen konnte. Auf die Anfrage der Erner hin sagte er unter der Bedingung zu, daß die Fiescher auf die Binnegge kommen; denn in seinen alten Tagen könne er nicht mehr anderswohin gehen, um einen Hosenlupf zu machen. Die Fiescher schlugen ein und rückten mit froher Siegeshoffnung unter Jauchzen und Johlen auf der Binnegge ein. Als nun zum Angriffe kommandiert wurde, wollte der Fiescher wieder seinen alten Kunststreich ausführen, indem er durch einen heftigen Vorstoß gegen die Beine den Erner über den Rücken werfen wollte. Der Erner, die List seines Gegners merkend, stellte sich so, daß der Fiescher mit seinem Kopf zwischen die Beine des Erners eingeklemmt wurde, worauf der Erner ihn so derb beim Hinterteil anfaßte und anzog, daß er ihm den Rückgrad brach und dann siegesstolz zu den Umstehenden sprach: „Nun holt eine Leiter, und traget ihn nach Hause; denn dieser schwingt nicht mehr.“ Kl. Clausen.

Einst kam ein Fremder nach Grächen, der sich für einen Schwinger ausgab. Er forderte in Grächen den besten Schwinger heraus. Man erwiderte ihm, zum Hochstadel seien die zwei Brüder Karlen; die könnten es vielleicht mit ihm wagen. Der Schwinger verfügte sich alsogleich zu deren Haus in Begleitung vieler Bewohner, welche diesen

Zweikampf mitansehen wollten. Die Brüder waren augenblicklich abwesend, weshalb die Mutter gefragt wurde, welcher von ihren zwei Söhnen der stärkere sei. Die Mutter gab zur Antwort, das wisse sie nicht; nur wisse sie, daß der ältere zwei Finger gesottenen Anken im Kessel tiefer hinabsaufen könne als der andere. Bald kamen die zwei Söhne aus dem Walde und jeder brachte auf der Achsel ein Zimmerholz. Der Schwinger forderte sie trotzdem heraus. Der, welcher vom gesottenen Anken im Kessel zwei Finger tiefer zu saufen vermochte, nahm die Einladung an. Als sie aufeinander losgingen, faßte der Grächer den Schwinger um die Mitte und preßte ihn mit solcher Kraft an seinen Leib, daß derselbe flach gedrückt zur Erde fiel.

T. W. S Nr. 15.

Von einem Außerberger wird erzählt, daß er in Sitten eine junge Birke als Schlinge um den Leib wand und dieselbe auf einmal gegen den fremden Schwinger so losschnellen ließ, daß dieser über die Mitte des Leibes entzwei gehauen wurde. Der Vater dieses Außerbergers soll einem jüngern Sohn, der die Kraft nicht hatte, wie dessen Brüder, Bäume samt den Wurzeln auszureißen, mit der Hand die Hirnschale eingedrückt haben. Monatsschrift Nr. 3. 1862.

66. Die St. Vinzenznacht.

Not lehrt beten, die Wahrheit dieses Spruches weiß jeder, der je in Gefahr war, zu würdigen. Die Dörfer in Goms sind sehr oft großer Lawinennot ausgesetzt. Wo anderst soll man dann Hilfe erflehen und erwarten als vom Himmel. Mit Nutzen wird in diesen fürchterlichen Stun-

den, in denen von jedem Hügel, von jedem Berge der Tod dräut, der hl. Vinzenz angerufen. In den meisten Ortschaften wird auch sein Fest als Feiertag begangen. Wehe aber den Frevlern, die mit frechem Wagemut die Hilfe des Himmels verschmähen und mißachten.

In Lax wohnte einst ein Schuster, der sollte auf den Vinzenztag ein Paar Schuhe abliefern, hatte aber die Zeit über statt an der Werkbank am Wirtstisch gesessen. In der Nacht aber machte er sich an die Arbeit. Als ein Nachbar nachts um 12 Uhr an seinem Hause vorüberging, hörte er ihn lustig darauf loshämmern. Er klopfte ihm ans Fenster und rief ihn beim Namen. Der Schuster eilte ans Fenster, öffnet und hörte aus dem Munde des Nachbars einen Verweis und eine Mahnung, daß er am St. Vinzenzfeste die Arbeit ruhen lasse. Der Schuster lachte: „Vinzenz hin, Vinzenz her, die Schuhe müssen morgens fertig sein und sollte mir der Heilige den Kopf umdrehen.“ Dann warf er das Fenster zu, schob die Klappe vor und hämmerte lustig weiter. Gleich folgte die Strafe diesen lästernden Worten. Oberhalb des Dorfes brach die Muhr los, stürzte sich aufs Dorf, riß das Haus des Schusters ein und ergoß sich ohne andern Schaden zu verursachen durch die Gassen des Dorfes. Am andern Morgen grub man den Schuster tot, das Antlitz auf den Rücken gedreht, aus dem Schnee. Neben ihm lag ein fast fertiger Schuh.

Eine ähnliche Begebenheit wird in Geschenen erzählt. Hier wollte ein alter Soldat, der lieber Geigenspiel als Rosenkranzgebet hörte, am Vinzenzabend einen Tanz veranstalten. Aber niemand schenkte an diesem Abende dem alten Geiger, so wurde der alte Soldat genannt, Ohren und der Tanz mußte unterbleiben. Darob wurde der Geiger wütend vor Zorn. In seinem Grimme lästerte er nun

gegen Gott und den hl. Vinzenz. „Wenns einen gerechten Gott im Himmel gibt, soll er mir den Platz, auf dem mein Stall steht, diese Nacht noch räumen.“ So frevelte er. Während der Nacht brach in Birch, oberhalb Geschenen, eine gewaltige Lawine los, stürzte unter Höllenkrachen ins Dorf ein und riß den Stall des Geigers, der mitten in einer Gebäudegruppe stund, nieder, ohne auch nur eines der andern Gebäude zu beschädigen.

Eine gleiche Schuld soll das große Lawinenunglück von Biel auf dem Kerbholze haben. Tarok und Tanz waren in Biel und Selkingen seit langem stark im Schwunge. Selbst das Vinzenzfest vermochte diesem Uebel nicht zu steuern; ja, die Fiedel tönte an diesem Tage lustiger als je. Da kam aus dem Tale zwischen Selkingen und Biel mit kläglichem Geschrei ein Vögelein geflogen. Es umflog alle Häuser, die später zertrümmert wurden, flatterte angstvoll um die Fensterscheiben und sang mit herzbrechender, tieftrauriger Stimme: „Tod und Not, Tod und Not.“ Sodann machte es in Selkingen gleichfalls die Runde, immer die traurigen Worte singend: „Tod und Not, Tod und Not.“

Dann flog es wieder trostlos klagend in das Tal zurück, aus dem dann nachher die zerstörende Lawine hervorbrach, aber niemand wollte des Vögleins warnende Stimme hören. Bald darauf kam die fürchterliche Stunde, die zwei blühende Dörfer fast vollständig zerstörte und viele Menschen ins frühe Grab riß. Eine mächtige Lawine stürzte aus obgenanntem Tale hervor und begrub gleichzeitig die zwei Dörfer, Tod und Tränen sonder Zahl zurücklassend.

Adr. Weger.

67. Das Ochsenfeld.

Ein reicher Vater hatte zwei Töchter. Als er zum Sterben kam, drängten ihn seine Verwandten, er möge, um Zwist und Hader zu verhüten, sein Vermögen selbst durch Testament unter seine Töchter verteilen.

Lange blickte der Kranke sinnend vor sich nieder und sagte dann: „Das Ochsenfeld ist mein und mein ist das Ernerfeld und meine Töchter sind mir gleich lieb. Hätte ich zwei Ochsenfelder, aber ich habe nur ein Ochsenfeld." Sodann zog er bedächtig die Hand unter der Decke hervor und sagte: „Was denkt ihr? Seht diese Finger an meiner Hand. Ich mag hineinbeißen, in welchen es immer ist, ein jeder schmerzt mich. So ist es mit meinen Töchtern. Es schmerzt mich auch nur daran zu denken, daß die eine ein widerwärtiges Erbe erhalte. Nach meinem Tode mag also das Los über ihr Glück entscheiden."

Der Vater starb. Das Los wurde geworfen. Der ältern Tochter fiel das Ochsenfeld zu, die jüngere aber erhielt das Ernerfeld. Da jammerte die jüngere und sprach weinend: „Jetzt bin ich eine Bettlerin." Längst schon ist das Ochsenfeld im Binntal eine tote Wüste, während das Ernerfeld heute noch von tausend Fruchtbäumen überschattet ist.

Adr. Weger.

Nach einer andern Fassung lautet dieselbe Sage. Ein Graf hatte drei Töchter, welche unter sich das Ernerfeld unterhalb der Burgschaft Ernen, das Feld in Binn, nordwestlich vom Weiler „Feld" und das Ochsenfeld, jetzt ein Alpstafel am Albrunpaß, als Erbe zu verteilen hatten. Die jüngste Schwester hatte das Vorrecht, eines dieser Felder auszuwählen. Sie wählte das Ochsenfeld. Dasselbe

mag zu jener Zeit schöner und fruchtbarer gewesen sein, als es jetzt ist, da im Hochsommer während 20 Tagen ca. 40 Kühe kaum genügend Nahrung finden, während die zwei andern Felder fruchtbare Wiesen und Aecker aufweisen.

Kl. Clausen.

Dieselbe Sage wird über die Verteilung der obern und untern Alegi des Lötschentales unter zwei Schwestern erzählt.

J. Werlen.

68. Die Lichtmesse auf Ebenmatte.

Einen beschwerlichen Kirchgang hatten vor 500—600 Jahren die Binner, als sie noch nach Ernen eingepfarrt waren. Des Sommers mußten sie die steilen Felsen der Twingen durchklimmen. Das war der kürzeste Weg nach Ernen. Aber dieser Kirchgang wurde im Winter oft zum Todesgange, denn auf den Bergen brütete die Lawine, und den schmalen Weg, nicht breit genug für den Sommer, hielt obendrein Schnee und Winter verrammelt. Dann nahm man den Weg über einen Bergrücken, Ebenmatte genannt, um Sonntags zum Gottesdienste zu gelangen.

Einst war zur Lichtmeßzeit eine gewaltige Schneemasse gefallen. Diese hielt aber zehn kühne Jünglinge nicht ab, sich über Ebenmatte den Weg nach Ernen zu erzwingen. In einer Zeile, einer hinter dem andern, schritten sie bergan, oft bis an die Schultern im Schnee versinkend. Wenn der erste, den Weg bahnend müde war, trat ein anderer an seine Stelle. So waren alle wohl dutzendmal als Schneebrecher vorangeschritten.

Nach endlosen Mühsalen gelangten sie endlich auf den

Bergrücken. Sie hielten ein wenig inne, um auszuruhen. „Bergab wird's schneller gehen," sprachen sie. Eine Lawine wirbelte den Wind ihnen ins Gesicht. In diesem Augenblicke rauschten auf den Flügeln des Windes majestätisch die Klänge der Meßglocke von Ernen an ihr Ohr. Sie läutete zur Wandlung, daran war kein Zweifel, sie erkannten es an den drei Streichen hintendrein. „Zu spät!" jammerten sie. Traurig aber doch voll heiligen Glaubens warfen sie sich im tiefen Schnee auf die Knie, klopften an die Brust und beteten den vom Himmel auf den Altar herniedergestiegenen Herrn an. Aber Wunder Gottes! Wie sie so knien in Schnee und Kälte, entzünden sich plötzlich die Lichtmeßkerzen in ihren Händen und flackern still und ruhig zum grauen Himmel empor. Ringsum aber raste fürchterlich der Schneesturm. Die Jünglinge vergaßen Trauer und Mattigkeit und kehrten jubelnd und dankerfüllt gegen Gott nach Hause zurück. Adr. Weger.

69. Die Gnadenkapelle Heiligkreuz im Langental.

Die Wogen heiliger Begeisterung, die einst Hunderttausende christlicher Helden vom Boden der Heimat losrissen, um das hl. Land aus den Händen der Türken zu retten, gingen auch im Wallis hoch. Die meisten dieser Kreuzfahrer sahen nie mehr ihre Heimat. Viele starben unter dem Krummsäbel der Türken. Groß war auch die Zahl der Gefangenen, die den türkischen Paschas als Sklaven dienen mußten. Unter diesen Unglücklichen befand sich auch ein Gommer.

Viele Jahre schon war er ein Gefangener und ebenso viele Jahre hatte er um seines Glaubens willen gräßliche Qualen erlitten. Eines Tages wurde er wieder besinnungslos von der Bastonade fort in seine Zelle geschleppt.

Als er nachts zu sich kam, richtete er sich von dem faulenden Maisstroh, das ihm als Lager diente, auf und flehte zu Gott um Erbarmen. Und siehe! eine innere Stimme sagte ihm: „Mache eine Wallfahrt ins Langtal nach Binn.“ Sogleich machte er das Gelübde.

Da rief ihm die gleiche Stimme zu: „So stehe doch auf und gehe nach Binn.“ Er folgte der Stimme, stund auf und weder Fesseln noch Wunden hemmten ihn am Gehen. Und er wanderte und wanderte die ganze lange Nacht hindurch und ging, wie ihn däuchte, in seiner Zelle längs den Wänden auf und nieder. Wie aber der Morgen graute — o Wunder — langte er gerade vor der Heiligkreuzkapelle im Langentale an und klirrend fielen die Fußfesseln und das Halseisen auf die Steinstufen nieder. Hier weihte er nun freudig dem hl. Kreuze die Fußfesseln und das Halseisen, welch' letzteres an der Wand der Kapelle noch zu sehen ist. Sodann kehrte er dankerfüllt in das Dorf seiner Kindheit zurück, von dem er als Gefangener so oft geträumt und das er nicht mehr zu sehen wähnte.

Adr. Weger.

70. Das Fräulein mit dem weißen Stabe.

Eine der schönsten Matten im Binntal war in den Gießen, wo eine Marienkapelle stund und noch steht. Diese

Matte hieß ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit wegen die „englische Matte“. Jetzt liegt sie unter Schutt und Geröll.

Das gläubige Volk von Binn verehrte in dieser Kapelle die allerseligste Jungfrau Maria. Das war dem Teufel nicht recht. Er beschloß, Kapelle und Matte zu verwüsten. Daher ließ er oben im Gebirge eine schreckliche Muhr losbrechen. Aber im selben Augenblicke erschien vor der Kapelle ein Fräulein von wunderbarer Schönheit. Es trug einen weißen Stab in der Hand. Mit diesem Stabe lenkte es Stein und Schutt hinweg, so daß die Kapelle unversehrt blieb.

Adr. Weger.

71. Das offene Bekenntnis.

In einem Bergdorfe des deutschen Wallis, so wird erzählt, wurde die Ziegenherde für den Sommer einem jungen, aber ziemlich aufgeweckten Hirtenbuben anvertraut. — Es ist vielerorts Mode, alle Ziegen eines Dorfes in eine Herde (Hut) zu sammeln und gemeinschaftlich auf die Weide zu treiben. Nachts werden diese Haustiere entweder von jedem Eigentümer selbst eingeheimst oder, was nicht selten, in einer gemeinschaftlichen Herberge — Gemeindegeißstall — übernachtet. Ist das letztere der Fall, so wird über das Geschäft ein eigener Amtsmann gestellt. Dieser Amtsmann hat die Polizei über den Geißstall und der Geißhirt steht unter seiner Ordre.

Im Laufe des Sommers begann es erst bei den Weibern dann bei den Männern und zuletzt im ganzen Dorfe herum zu murmeln, der Geißbub sauge die Geiß! — Die Hausmütter wollten nämlich am Abend zu wenig Milch von den Ziegen

bekommen und alle glaubten am Hirten die Wangen röter zu finden als es sonst bei diesem Amte der Fall ist. — Kurz, der Lärm wurde bald so arg, daß sich der Gewaltshaber gezwungen fand, den Gemeinderat einzuberufen, um Ordnung zu machen.

Die Wichtigkeit des Geschäftes fühlend eröffnete derselbe die Verhandlung mit hohem Ernst. „Meine Herren!“ sprach er, „ihr kennt die inhaltsschwere Frage, die uns heute beschäftigt. Man sagt, unser Geißbub sauge die Geiß. Ich beanspruche euere Weisheit und euern Rat, wie da zu helfen sei.“ — Nach einiger Ueberlegung meinte der erste, der Deliquent solle gemahnt werden. „Wird wenig nützen,“ glaubte der zweite, „er muß beaufsichtigt werden.“ „Wird schwer halten,“ stimmte der dritte, „er soll seines Amtes entsetzt werden.“ „Das ist nicht genug,“ fügte der vierte hinzu, „er muß als Dieb bestraft werden.“ — Und es folgte eine schwüle Pause — Kleinlaut nahm der Gewaltshaber nochmals das Wort: „Ihr wißt wohl, meine Herren! die Gesetze erlauben nicht, jemanden zu belästigen oder gar zu strafen für Missetaten, die nicht vom Uebeltäter selbst eingestanden sind. Glaubt ihr nun, unser mutmaßliche Deliquent werde bekennen? Wir dürfen ihm vorderhand kein Haar krümmen. Seine Mutter ist ein Weib, welches das halbe Dorf regiert und die andere Hälfte ist noch froh, von ihm gnädiges Urteil zu erflehen. Wir alle riskieren ernstlich für unsere Ehre und unser Amt.“ — Man wußte keinen Rat. — Endlich wurde mit Stimmenmehrheit beschlossen, weil man eben nichts Besseres ersann, den verworrenen Handel dem Geißstallvogt zu überantworten.

Dieser, ein junger rüstiger Gemeinder, fand sich durch den klugen Ratsbeschluß sehr beehrt; er ließ gleich den Hirtenbuben vor sein Angesicht treten. „Sieh mein Junge,“ be-

gann er mit vornehmer Amtsmiene, „du hast Anlagen, der wichtigste Mann unseres Dorfes zu werden; die Hoffnungen der ganzen Gemeinde ruhen auf dir. Sollte Garibaldi nochmals Lust haben, in Brig Papstbirnen zu kosten, so will ich dich an seinen Kutschenschlag hinführen, damit er dir die Hände auflege und dich segne. Kein anderes Amt kömmt gegenwärtig an Wichtigkeit dem deinigen gleich; die armen Mütter blicken auf dich, um ihre Kinder zu stillen; das Wohl und das Weh der Gemeinde hängt von der treuen Erfüllung deiner Amtspflicht ab. Verstehe das wohl! Du weißt es, wenn den Kühen die Milch nicht fleißig gezogen wird, so leiden sie Schaden und verlieren die Milch. So ist's auch mit den Ziegen, diesen kleinen Kühen der armen Leute. Es ist Pflicht eines guten Geißhirten, fleißig nachzusehen, ob es Ziegen gäbe, die gar zu volle Euter haben, um stets bei Zeiten nachzuhelfen und den guten Tieren Erleichterung zu bringen."

Und der milchrote Bube wurde noch röter im Gesicht und sagte: „Sei ohne Sorge, ich bin kein Kind mehr. Ich tue das."

R. W. S. Nr. 59

72. Familiennamen.

Viele Familiennamen verdanken ihren Ursprung dem Orte, wo diese Familien sich ansiedelten oder schon lange ansäßig waren. So nannten sich die Familien Furrer nach dem Orte unter den Furren bei Zeneggen, Imahorn nach dem Orte im Ahorn bei Ulrichen, Imboden nach den Orten im Kleeboden bei Eisten und im Massaboden unter Bitsch, Ambort nach dem Orte am Bort bei Grengiols, Amherd nach dem Orte am Herd in Zwischbergen, An-

denmatten nach dem Orte an den Matten in Saas, Anderledy nach dem Orte an der Ledin im Langental, Aufdenblatten nach dem Orte Blatten in Zermatt, Aufdereggen nach dem Orte auf der Eggen zwischen Biel und Selkingen, Bellwalder nach dem Dorfe Bellwald, Bieler nach dem Weiler an den Bielen in Brigerberg, Ambüel nach dem Orte am Buel in Leukerbad, Bürcher nach dem Orte im Birchi bei Fiesch, Burgener nach dem Orte Burgen bei Törbel, Lauber nach dem Orte im Laub bei Simpeln, Z'Lauwinen und Lowiner nach dem untergegangenen Dorfe z' Lauwinen zwischen Mühlebach und Steinhaus, Kalbermatten nach dem Weiler zur Kalbermatte in Saas, Meschler nach der Alpe Meschlen bei Agarn, Riedmatten nach dem Dörflein Riedmatten am Ufer des Riedbachs, Eggel nach dem Orte auf der Egge beim Holzij, Belalp.

Als die Pest das Dorf Betten fast ganz entvölkerte, siedelten einige der Ueberbliebenen nach Eiholz bei Visp über und nannten sich Eiholzer. Riedin sind Auswanderer von Augsttal, die sich im Riedji bei St. Niklaus niederließen und den Namen Riedin annahmen. Auf Mund ist die Sprunghalde; dort traf man eines Tages ein Findelkind an, man gab ihm den Geschlechtsnamen Sprung und dasselbe wurde der Stammvater der Familie Sprung. Bei Simpeln heißt ein Ort an der Halden. Daselbst hielt ein Mann eine Schmiede. Er wurde nur der Schmidhalter genannt und ist der Stammvater der Familie Schmidhalter geworden. Vergl. Blätter aus der Wallis. Gesch.

Oberhalb Wasen (Brigerberg) ist ein Felsrücken, die Bärenfalle genannt. Hinter diesem Rücken liegt eine Alphütte gleichen Namens. Hier wohnte einst ein riesenstarker Brigerberger. Als er einst seine Herde auf dem Berges-

rücken weidete, wackelte ihm ein grimmiger Bär entgegen. Im Augenblicke, da derselbe ihn mit seinen Tatzen zu Boden schlagen wollte, umfing er die Bestie mit den Worten: „Oho Schurke! willst du von Arm, ich will auch von Arm.“ Seine beiden Riesenarme um ihn schlingend, hielt er den Bären so fest, daß dieser mit Rachen und Tatzen nur noch die Luft zu beißen und zu peitschen vermochte. Indem sie so beide miteinander rangen, stürzten beide miteinander in den Abgrund, wo der schwerere, der Bär, zuerst auffiel und zerplatzte. Der Ort hieß seither die Bärenfalle und die Familie erhielt den Namen Bärenfaller.

Vergl. T. W. S. Nr. 55.

Eine kleine Strecke oberhalb Berisal ist die Stockalpe. Hier wohnte ein edler mailändischer Ritter, Anton de Oltery. Von da an nahm die Familie den Namen Stockalper an.

Von dem Ranztale her stammt der Familienname Ranzer.

Im Ganter wohnte die Familie Dorner. Ein handfester Bursche nahm einst mit einem dahergelaufenen Schwinger einen Zweikampf auf. Zum Zeichen seiner Kraft riß er einen Baumstamm aus dem Boden und ging mit demselben seinem Gegner entgegen. Im Schwingkampfe selbst überwand er mit Leichtigkeit den fremden Schwinger. Von dieser Zeit an nannte man ihn und seine Nachkommen Kämpfen.

J. Brindlen.

In Arbel bei Außerberg schickte eine Mutter ihr Kind zum Trog um Wasser zu holen. Nach einer Weile kam das Kind zurück und rief in die Küche hinein: „Ich bekomme kein Wasser, es ist ein silberner Deckel drauf.“ Als der Vater dies hörte, fing er derart an zu lachen und zu „hauren“, daß die Leute herbeiliefen, aber verdutzt wieder auseinander gingen und sagten: „Ach, der Haurer schreit wie-

der um nichts.“ Aus diesem Worte bildete sich später der Geschlechtsname Heinen. Von diesen wiederum erhielt der Letzte, der in Leiggern wohnte, den Namen Leiggener.

Im untern Esch, etwas unter dem jetzigen Esch, soll früher ein kleines Dorf gestanden haben. In dieses Dörflein kam einst ein junges Ehepaar mit einem Knäblein und bat die Bewohner um Nachtherberge. Gerne wurde sie ihnen bewilligt. Nachdem sie Gott und den lieben Leuten gedankt, legten sie sich zur Ruhe. Plötzlich um Mitternacht brach Feuer aus. Bald war das ganze Dörflein in Flammen. Das fremde Ehepaar war schon in den Flammen verbrannt, nur das Knäblein konnte gerettet werden. Betrübt zogen die Bewohner ins nächstgelegene obere Esch, das Knäblein mitnehmend. Woher die Eltern waren und wie sie hießen, konnten sie nie vernehmen. Auf dem Hemdchen des Knaben fand man die zwei Buchstaben A. und S. Aus diesen Buchstaben bildete man den Namen Andres und so soll die Familie Andres von diesem Knaben herstammen. Fr. Lagger.

Im Esch bei Zeneggen lebte vor vielen und vielen Jahren ein Ehepaar. Beide, Mann und Weib, waren sehr fromm und haushälterisch und sie mögen wohl ein schönes Vermögen besessen haben, aber sonderbarer Weise ging der Vermögensstand aus unbekannter Ursache immer mehr zurück. Zuletzt besaßen sie nichts mehr als ihr niedliches Holzhäuschen. Da kam der Mann auf den Gedanken, sein Häuschen zu Kohlen zu verbrennen und diese dann dem Schmied in Visp zu verkaufen. Gesagt, getan. Das Haus wird abgerissen, die Stämme werden zu Kohlen verbrannt, die Kohlen werden dem Schmied verkauft. Doch nach einiger Zeit stellte sich der Schmied zahlungsunfähig, er hatte Bankerott gemacht. Jetzt war alles hin und der arme

Mann stund mit leeren Händen da. Nun hieß es von neuem anfangen. Mit frischem Mut und Gottes Segen brachte er es in kurzer Zeit so weit, daß er wieder ein Haus bauen konnte. Er baute dasselbe nahe bei einer Esche. Nun steigerte sich rasch sein Vermögen bis zur Wohlhabenheit. Dazu schenkte ihm Gott noch drei Söhne; die bildeten den Stolz und die Hoffnung der Eltern. Von diesen Söhnen zog der erste in die Fremde, ohne daß man wußte wohin; der zweite ging, um Handel zu treiben, nach Simpeln. Seine Nachkommen nannten sich Escher. Der dritte blieb bei den Eltern und teilte daselbst mit ihnen Freud und Leid. Seine Nachkommen erhielten den Namen Imesch, weil ihre Wohnung bei einer Esche stund. (Wappen ein abgesägter Eschenstock.) Fr. Lagger.

Oberhalb Staldenried ist das Dörflein Gspon. Zur Zeit der Christianisierung des Rhonetales trat ein Teil der Bewohner bereitwillig zum Christentum über; dieselben wurden Gotsponer, nachher abgekürzt, Gsponer genannt; ein anderer Teil aber wollte heidnisch bleiben und kehrte immer wieder zu seinem „Abgott" zurück. Diese Bewohner erhielten darum den Namen Abgotspon.

75. Das Wappen von Mörel.

Während man sonst annimmt, daß die Fruchtbarkeit des Bodens und die schöne Viehrasse, welche von jeher in Mörel und Umgebung eifrig gepflegt wurde, der Grund sei, warum Mörel das Wappen in Form eines Stierkopfes mit Kornähren trage, meldet uns die Sage, daß dieses Wappen einem ganz andern Umstande seinen Ursprung verdankt.

Zur Zeit, als noch die sogenannten Herren von Mörel auf ihren Schlössern von Thurnberg (Dürrenberg) und Mangepani hausten und die Leute erpreßten, belästigten sie auch mit unerfüllbaren Zumutungen junge Eheleute. Als einst ein junger Mann sich dagegen sträubte, wurde er von diesen zu harter Strafe verurteilt; doch könne er sich davon frei machen, wenn er ihnen an keinem Tage weder tags noch nachts, weder früh noch spät einen Stier mit 18 weißen Hörnern einzuhändigen imstande sei. Der junge Mann sann hin und her, suchte landauf landab. Endlich fand er in der Hockmatte, Gemeinde Grengiols, ein Tier, welches den gestellten Bedingungen entsprach. Es war dies ein schöner Stier mit weißen Hörnern, weißen Hufen und weißen Fißlingen. Damit er an keinem Tage der Woche, nicht tags und nicht nachts, nicht früh und nicht spät ihn vorführe, rückte er mit dem Stiere an einem Mittwoch abends in der Dämmerung ein. Da er fürchtete, sich zu verspäten, trieb er den Stier direkt durch die Kornäcker, wobei der Stier ein Maul voll Kornähren ausraufte, welche dieser der großen Eile wegen nicht ganz verzehrt hatte, als er vor dem gestrengen Herrn erschien. Der junge kluge Mann wurde seiner Verpflichtung enthoben. Von da an bildete ein Stier mit zwei Kornähren im Maul das Wappen des Bezirkes Mörel.

J. Ittig.

74. Die Entstehung der Kapelle zu hohen Flühen.

Der Binntalbach trug ein aus Holz geschnitztes Bild der schmerzhaften Mutter mit ihrem göttlichen Kinde auf

dem Schoße in die Rhone. Dasselbe blieb nun an der Stelle, wo jetzt die Kapelle steht, mehrere Tage mitten in der reißenden Strömung auf der Oberfläche liegen. Die Leute schlossen daraus, dieses möchte nach Gottes unerforschlichen Absichten zu etwas Außerordentlichem bestimmt sein. Sie enthoben es dem Wasser. Die Bewohner von Bitsch entschlossen sich, daselbst der schmerzhaften Mutter eine Kapelle zu erbauen. Peter Walker von Bitsch, Meier von Mörel, beförderte das Unternehmen. Er fand einen eifrigen Mithelfer in seinem Bruder Christian. Die Bewohner halfen mit. Bald stund der Bau vollendet da. Da geschah ein neues Wunder. Das Bild wurde auf den Choraltar gestellt. Allein es wurde von unsichtbarer Hand bald da, bald dorthin versetzt. Man entschloß sich schließlich, das Bild auf der Vorderseite des Kapellendaches anzubringen, wo es noch heute steht.

Vergl. Burgener, Wallfahrtsorte der Schweiz. II. B. S. 200.

75. Mangepani.

Auf einem hohen Hügel westlich vom Dorfe Mörel befand sich einst die Burg Mangepani (Brodessen), worin sich damals Raubritter aufhielten, welche die Leute auf allerlei Weise bedrängten. Ein unterirdischer Gang soll von der Burg bis hinunter zum Land- und Saumwege bei hohen Flühen geführt haben. Diesen benutzten die Zwingherren, um die Vorbeigehenden aufzufangen und auszuplündern. Die Bevölkerung von Mörel und Umgebung war ihnen zinspflichtig, indem jede Haushaltung einen Sack voll

Korn und beim Metzgen das saftigste Stück Fleisch ihnen einhändigen mußte. Auch erfrechten sich die Zwingherren, ganz willkürlich Frauen zu rauben.

Da geschah es einst, daß ein Hochzeitszug unter der Burg vorbeizog. Gleich eilte der Zwingherr herbei und wollte die Braut mit sich in die Burg führen. Der Bräutigam stellte sich anfangs ganz willfährig und sagte, er wolle mit der Braut zuerst heimgehen, um das Hochzeitsmahl einzunehmen — der Herr Ritter sei auch dazu eingeladen. Dabei drückte er dem Ritter so kräftig die Hand, daß das Blut zwischen den Nägeln hervorspritzte. Gern oder ungern mußte der Ritter mit zum Hochzeitsmahle, wo er gleich von einigen starken Bauern umringt wurde, welche ihn unter Todesandrohung zwangen, mitzuteilen, auf welche Art die Burg einzunehmen sei. Widerstrebend gab er dann den Rat, man solle einen großen starken Lärch fällen, daraus eine Armbrust machen, womit man dann starke Holzblöcke nach der Burg schießen könne. Dieser Rat wurde befolgt und der Ritter selbst mußte das Wurfgeschoß bedienen. Erst durch den dritten Schuß wurde eine Bresche in die Mauer geschlagen, die Bauern drangen nun in die Burg ein, zerstörten dieselbe bis auf den Grund und verjagten die noch übrigen Zwingherren. J. Ittig.

Dieselbe Sage wird von dem letzten Zwingherrn auf der Burg Raron erzählt. R. Studer.

76. Das Hohgericht bei Mörel.

Hohgericht heißt ein Platz an der Landstraße oberhalb der Hohenflühkapelle. Hier stand der Galgen, noch sieht man einen

Sockel; daneben auf einem Felsen fand die Hinrichtung mit dem Schwerte statt. Rote Flecken, die am Steine zahlreich zu sehen sind, hält man für die Spuren unschuldigen Blutes. — Es war vor mehr als hundert Jahren. Der Bäcker im Bach hatte an einem Samstag Abend sein Töchterlein mit Mehl herabgeschickt zum Hans Christen, der im obern Dorfe Mörel wohnte. Das Mädchen kehrte nicht mehr heim. Christen wollte von dessen Verbleiben nichts wissen. Am folgenden Tage war Tanz auf Ried. Hans war auch dabei, er war lustig wie noch nie, geradezu unheimlich lustig. An den weißen landtuchenen Strümpfen, die bis an die Kniehosen reichten, zeigten sich verräterische Blutspuren. Plötzlich verstummt die Musik mitten im Tanz. Die Gerichtsdiener sind da, sie verhaften den lustigen Tänzer Christen. Man hatte inzwischen die arg verstümmelte Leiche des vermißten Mädchens gefunden; man hatte Christens Haus untersucht und noch frische Blutlachen entdeckt. Angesichts solcher Tatsachen gestand der Verhaftete sein Verbrechen. Weil das Mädchen seine schlimmen Zumutungen zurückgewiesen, habe er es mit der Axt erschlagen. Mit der gleichen Axt wurde ihm die ruchlose Hand abgehauen und er darauf mit dem Schwerte hingerichtet. E. Clausen.

77. Das Dorf Betten.

Auf dem gleichen Platze, wo heute das Dorf Betten steht, stund vor etlichen hundert Jahren die Ortschaft mit dem Namen Rotdorf. Ueber die Ursache des Wechsels dieser Ortsnamen gibt uns nachfolgende Sage Aufschluß.

Eine ansteckende schreckenerregende Pestkrankheit wütete

im Lande; — man nannte sie nur der große Tod. Am fürchterlichsten hauste dieser Würgengel aber doch in Rotdorf. Eine Zeitlang wurden fast täglich etliche Personen vom Tode dahingerafft. Entsetzliches Jammern und Wehklagen erfüllte die verpestete Luft. Die so schrecklich heimgesuchte Bevölkerung nahm aber auch Zuflucht zum Gebete, bis hinüber in Bister und Grengiols hörte man die bedrängten Leute laut aus Leibeskräften beten. Von da an erhielt die Ortschaft Rotdorf den Namen Betten. Die ziemlich zahlreiche Bevölkerung von Rotdorf wurde sämtlich eine Beute des Todes mit Ausnahme von drei männlichen Personen, welche außerhalb des Dorfes das Vieh besorgten. Der eine beim sogenannten Ebnetboden, der zweite beim Sterbbitsch und der dritte bei den Stadlen. Diese drei, welche sich mit Rufen verständigen konnten, versprachen ein kleines Gotteshaus zu bauen, wenn der lb. Gott sie vom Tode erretten wolle. Ihr Gebet fand Erhörung und es entstund das erste kleine Gotteshaus in Rotdorf (Betten). Diese drei Ueberlebenden verteilten nun die Liegenschaften unter sich. Der eine, Mathias mit Namen, erhielt einen ansehnlichen Teil oberhalb des Dorfes, welcher dann die Benennung Matte erhielt. Der zweite, welcher Thomas hieß, bekam seinen Teil weiter oben, welcher Ort noch jetzt Domen genannt wird. Der dritte hieß Martin und diesem fiel der Martisberg zu, der auch noch jetzt den Namen des einstigen Besitzers trägt.

J. Ittig.

78. Die Riesenschlange.

In Goppisberg gingen einst einige halberwachsene Mädchen in die Heidelbeeren, die da oberhalb des Dorfes in

üppiger Fülle wuchsen. Wie sie gerade um eine kleine Ecke bogen, sahen sie zu ihrem Entsetzen eine lange Schlange, die so dick war, wie ein Ankenkübel und Augen hatte so groß, wie schwarze Kirschen. Die Mädchen ließen Heidelbeere Heidelbeere sein und liefen atemlos nach Hause. Im darauffolgenden Winter sahen die Bewohner von Goppisberg eine lange Bahn durch den Schnee gezogen, so tief und so breit, wie etwa ein großer Holzstamm eine solche sich ausgehöhlt hätte. Und doch war nirgends die Spur eines Mannes zu sehen, der diesen Stamm teils durch steile Abhänge, teils aber durch lange Ebenen gezogen hätte; nur von Strecke zu Strecke sah man im Schnee die Spuren, die ein geflügeltes Wesen mit starkem Flügelschlage eingedrückt hatte. Es war die Riesenschlange, die zu Tal gezogen war.

Die gleiche Sage wird auch in Birchen erzählt.

Im Gorp, Gemeinde Eggerberg, hat eine Frau Maria Margelisch eine lange mannsdicke Schlange gesehen, welche über Felsen und Tschuggen fliegend dem Rohrgraben zuschoß.

Im wilden Räftli des Baltschiedertales, einer Viehalpe, die früher Eigentum des Bischofs von Sitten war, verbarg sich in einer Höhle eine gewaltige Schlange, welche alle anzog, die unten den Talweg aus- und eingingen. Alle bisherigen Versuche, diesen nimmersatten Todfeind unschädlich zu machen, waren vergeblich gewesen. Noch einmal versuchten drei Männer das lebensgefährliche Wagnis. Zwei Männer banden sich unten im Talwege zusammen und stellten sich dort auf, um die Schlange aus ihrem Verstecke herauszulocken und zugleich mit ihrer Schwere ihrem Atemzuge Gegengewicht zu halten. Der dritte aber war mit einer geladenen Büchse hinaufgestiegen bis nahe an das Schlangennest. Während nun die Schlange sich umsonst bemühte, die Doppellast der beiden zusammengebundenen Männer aus der Tiefe an sich

zu ziehen, band sich der Schütze, um ebenfalls einen Haltpunkt zu haben, an einen Baum und feuerte den ersten Schuß auf die Schlange ab. Die Schlange bäumte sich hoch auf und schoß in weitem Bogen auf den Baum los, an welchem der Schütze gebunden war. Doch sie war tötlich getroffen worden und stürzte krachend in die Tiefe des Tales hinab. Im Falle aber riß sie noch 10 Klafter weit das Bort der Gorperwasserleitung fort. Fr. Lagger.

79. Der Brudermord am Mörjerberg.

Im Mörjerberg abwärts Ried hat einmal ein Bruder den andern erschlagen und ihn dann unter dem Stadel verscharrt. Seither hat's da „g'schaffet und g'wütet", bis man den Mörder erwischt und hingerichtet hat.

Aber auch seither ist's bei diesem Stadel noch „unghür" und wer nachts da vorbei muß, der wird verhext, daß er sich verliert und die ganze Nacht irren muß, bis er etwa in ein Killer hinabstürzt und Hals und Beine bricht, oder, wenns gut geht, in einem G'fäll erwacht, wo weder Vorwärts- noch Rückwärtsgehen mehr möglich ist.

R. W. S. Nr. 87.

80. Der Brudermord auf der Belalpe.

Vor uralter Zeit, so geht die Sage, soll die schöne, große und futterreiche Belalpe im Natersberge zwei glücklichen Brüdern angehört haben. Weil sie in der gemein-

schaftlichen Abätzung oft miteinander zankten, kamen sie überein, die Alpe zu teilen und zwar verabredeten sie, beide Brüder sollen zu gleicher Zeit von Naters abgehen, der eine rechts, der andere links hinauf und oben wieder zusammen kommen. Der Ort, wo die Brüder einander begegnen würden, solle die Mittelgrenze zwischen den zu teilenden Alpen werden.

Beide machten sich laut Verabredung auf die Straße. Der Bruder, der links hinauf über Birgisch ging, handelte redlich und hielt sich am vorgezeichneten Wege fest. Nicht so der andere Bruder. Anstatt gegen Aletsch hinanzusteigen ging er geraden Wegs hinauf in die Belalpe und übervorteilte so seinen Bruder, dem er nun in der tiefen Schlucht, ungefähr in der Mitte zwischen Belalp und Nessel, begegnete. So soll diese Alpgrenze gesetzt worden sein. Doch diese Teilung befriedigte den betrogenen Bruder nicht. Die Brüder gerieten miteinander in heftigen Streit. Angekommen beim großen Stein in Kapbag — zu unterst in den Belalpmatten — prügelten sie einander so gewaltig, daß beide Brüder sterben mußten. Auf den Stein wurde die Jahreszahl 121 gesetzt, die noch zu lesen ist und an diesen Brudermord erinnern soll. R. W. S. Nr. 88.

81. Der Untergang von Olmen.

Drinnen in Olmen am Fuße des hochragenden Olmenhorns in einer lieblichen Gegend zwischen dem Mittel- und dem Großen-Aletschgletscher befand sich einstens ein stattliches Dorf. Fette Matten und saftige Weiden boten zahlreichen Rinderherden ergiebige Nahrung. Zur Zeit des großen Todes verödete aber das Dorf zum größten Teil, so daß

schließlich nur noch zwei Bauern mit ihren Familien übrig blieben. Der eine war sehr reich und hatte viele Kühe und Rinder; der andere aber war arm und besaß nur eine Kuh. Eines Tages erkrankte nun der arme Bauer sehr schwer und seine einzige Tochter Kathri kam zum reichen Nachbar und bat ihn flehentlich: „Ach gebt mir doch einen Tropfen Milch. Der liebe Vater leidet so furchtbaren Durst und wir haben gar keine Milch; denn unsere Kuh ist jetzt galt." Der Reiche aber wies sie hartherzig ab mit den Worten: „Für Bettelvolk habe ich keine Milch." Nach einigen Tagen lief die Kathri wieder zum Nachbar und sagte ihm: „Ach seid doch so gut und gehet hinunter nach Naters und holet den Pfarrer, um den Vater zu versehen. Ich kann selber nicht fortkommen, sonst ist ja der kranke Vater ganz allein." „Was nach Naters hinunter soll ich?" wetterte der reiche Bauer, „das tue ich nicht, dazu habe ich keine Zeit." Weinend sprach hierauf das Mädchen: „Dann muß ich selber gehen; denn unversorgt kann ich den Vater nicht sterben lassen. Aber um Gotteswillen schauet doch hie und da nach dem Vater und gebt ihm etwas zu trinken." Und in größter Eile lief sie nach Naters. Aber der Weg war lang und erst nach vielen Stunden kam sie mit dem Geistlichen nach Olmen zurück. Inzwischen aber war der Vater gestorben, verschmachtet vor Durst, denn der reiche Nachbar und seine Hausleute hatten nicht ein einziges Mal nach dem Kranken geschaut. In wildem Schmerz verfluchte dann Kathri den unbarmherzigen Nachbar und all' sein Hab und Gut. Alsbald entstand ein schreckliches Ungewitter und vom Olmenhorn lösten sich gewaltige Felsmassen los und begruben das Dorf und den reichen Bauern mit seiner ganzen Familie. D. Imesch.

82. Der Kirchgang nach Naters.

Vor uralten Zeiten war Visperterminen pfarrgehörig nach Naters. Es mußten deshalb die Leichen über gefährliche Wege und Stege, an etlichen Orten über ganz schmale Kennel nach dem Friedhof zu Naters getragen werden. Es ist nun oft vorgekommen, daß auf so gefährlichem Kirchgange Leichen in schauerliche Tiefen hinunter fielen. Einmal soll es geschehen sein, daß aus einer Leiche neun Leichen wurden, indem auch die acht Träger in die Tiefe mitgerissen wurden. Auf dieses traurige Ereignis hin wurde Visperterminen kirchlich von Naters getrennt und der Kirche von Visp zugeteilt. Das geschah am Anfange des XIII. oder am Ausgange des XII. Jahrhunderts, denn schon 1221 ist Visperterminen der Kirche von Visp zinspflichtig (Gremaud I. 228.)

Vergl. Chronik von Leuk, S. 87.

83. Der Kirchturm, Glocken und Kirche in Naters.

Man erzählt, daß der Kirchturm von Naters sehr alt, schon von den Heiden erbaut und erst Jahrhunderte später für den katholischen Gottesdienst eingerichtet worden sei. Die zwei großen Glocken in diesem Turme seien auch von den ältesten im Wallis. Die große Glocke wiegt 50 Zentner und erhielt in der Taufe die Namen Morizius, Antonia; Moriz, weil derselbe der Landes- und Kirchenpatron ist; Antonia, — weil die Gotte derselben oder die Taufpatin — eine Gräfin Antonia Blandra von Weingarten in Naters

war. Als diese Gräfin beim Glockenguß dieser großen Glocke gegenwärtig war und den Meister verzagen und jammern hörte, daß der Guß fehlen müsse, weil zu wenig geschmolzenes Metall vorhanden sei, eilte sie mit einem Vorschoß voll Silbergeschirr herbei und warf dasselbe in den Schmelztigel. Jetzt war der Guß geraten und weil viel Silber hineinkam, erhielt sie auch einen so majestätschen Ton wie selten eine Glocke im Wallis. So weit man den Ton dieser Glocke hört, soll sie einen heilsamen Einfluß auf die Ungewitter ausüben und die Kräfte der schädlichen Geister hemmen. So wollten einst bei einem großen Ungewitter zwei Berggeister das Fuchs-Gufer ob Naters auf das Dorf herunterstoßen. Ein Geist rief dem andern zu: „Stoß, stoß!“ Der andere aber erwiederte: „Ich mag nimme, hä kei Chraft meh, denn die groß Dona lütot.“ Was so viel sagen wollte: „Ich höre den Ton der großen Glocke Antonia und habe keine Gewalt mehr zu schaden.“ — Die zweite große Glocke soll gegen 500 Jahre alt sein und heißt deswegen auch d'Alta, — hat griechische und hebräische Aufschriften, sagt man und soll bei 20 Zentner wiegen.

Man erzählt auch, die Kirche stehe auf Erlen, was wohl soviel sagen will, als auf Pfeilern von Erlenholz, weil der Boden unter ihr so sumpfig sei, daß man kein rechtes Fundament habe graben können. Diese, eine der ältesten Pfarrkirchen von Wallis, hat in dem vorletzten großen Erdbeben stark gelitten. Dies Erdbeben fand den 9. Dezember 1755 nachmittag um halb drei Uhr statt, stürzte in Naters den dritten Teil des Kirchengewölbes ein und zerschmetterte das Portal und die Orgel samt den Stühlen.

Merkwürdig ist auch das düstere, große Beinhaus, in welchem eine zahllose Menge von Totenköpfen aufgeschichtet sind, die den Vorübergehenden predigen: „Memento homo,

quia pulvis etc.! Gedenke o Mensch, daß du Staub bist und in Staub zurückkehren wirst!" T. W. S. Nr. 28.

84. Das Natterloch.

Das Natterloch, von welchem Naters seinen Namen haben soll, befand sich eine kleine Strecke östlich von Naters. In einer Felsenhöhle lebte vor alten Zeiten ein gräulicher Drache, welcher ringsum, selbst von Brigerberg herab Menschen und Vieh durch seinen giftigen Atem anzog und verschlang. Einem zum Tode Verurteilten versprach man, das Leben zu schenken, wenn er die Gemeinde von diesem Ungeheuer befreie. Er ließ sich eine Lederkleidung anfertigen, umgab dieselbe ringsum mit schneidenden und stechenden Werkzeugen und ging dann mit einem scharfen Schwerte und einem Dolche dem Drachen entgegen. So tapfer sich der Kämpfer gegen den Drachen verteidigte, so wurde er doch von dem giftigen Atem, der aus dem Rachen der Natter ihm anwehte, so betäubt, daß er überwunden und verschlungen wurde. Aber Gott, den er vorher inbrünstig angerufen, verließ ihn nicht. Die schneidenden Waffen, mit denen er umgeben war, durchschnitten und durchstachen die Eingeweide der Natter, so daß er sich mit Hülfe des Dolches einen Ausweg aus dem Bauche verschaffen konnte. Wie er nun aus dem scheußlichen Grab erstanden und den Drachen tot zu seinen Füßen liegen sah, zog er seine ledernen Handschuhe aus und hob dankend seinen von Gift getränkten Dolch zum Himmel empor. Aber in diesem Augenblick fiel von dem furchtbaren Nattergift ein Tropfen auf seine Hand und dieser Tropfen gab ihm den Tod. T. W. S. Nr. 33.

Auch anderswo erzählt man von feurigen fliegenden Drachen, welche von einem Berge zum andern flogen, durch ihren giftigen Atem die Berge öffneten und die Goldadern und Goldbrunnen bloslegten. Diese Goldadern dienten ihnen zur Nahrung. Sobald die Goldader aufgezehrt war, mußte der Berg zusammenfallen. So hausten in Saas drei große Drachen, von denen einer in das Mittaghorn, der zweite in das Schildhorn und der dritte in unbekannte Gegenden flog.

T. u. R. W. S. Nr. 84 u. 20. 41

85. Das leere Weihwassergeschirr.

Auf der Belalpe blieb ein Hirt ganz allein mit seinem Vieh zurück, während die andern längst die Alpe verlassen hatten. Eines Abends, als er sich gar sehr langweilte, legte er sich ohne langen Abendsitz zu Bette und schlummerte im halben Mondlichte ein. Bald hörte er aber ein leises Geräusch. — Ein weißgekleidetes Kind öffnete sanft die Türe und schlich sich behutsam auf die Fensterbank hinter dem Tische, dem gegenüber der Hirt im Bette lag. Das Kind stützte seine kleinen Ellbogen auf den Tisch, nahm das Köpfchen zwischen die Hände, sah zum Schläfer hinüber und fing an herzlich zu lachen. Es lachte so eine Zeit lang fort. Endlich faßte der Hirt Mut und fragte: „Kind, warum lachst du so?“ „Da muß ich wohl lachen,“ antwortete dieses, „du so mutterseelenallein in dieser großen Alpe, mehr als eine Stunde weit von jedem menschlichen Wesen entfernt und dabei das Weihwassergeschirr leer! Ist das nicht zum Lachen?“ Sogleich war das Kind seinen Augen entschwunden. Was aber der Alpeneinsiedler am

folgenden Tage nicht vergaß, war, ins nächste Dorf hinab zu gehen und Weihwasser zu holen. R. W. S. Nr. 57.

86. Die Stunde ist da aber der Mann noch nicht.

Wer ob dem Großstein etwa eine halbe Stunde nordöstlich von Naters den waldigen Anhöhen zuwandert, wird, wenn er aus dem Buschwerk heraustritt, nicht wenig überrascht, daß er plötzlich am Rande eines gähnenden Abgrundes sich befindet. Auch den kühnsten Bergsteiger überläuft es eiskalt, wenn er in diese schauervollen Schlünde des Massachins hinunterschaut. Das lauschende Ohr vernimmt hier ein fernes und hohles Getöse, das aus einer furchtbaren Tiefe von einem reißenden Bergstrome herrührt. Die grauschwarzen Felswände, die an manchen Stellen nur in schmalen Zwischenräumen sich trennen und aus einer unheimlichen Tiefe zu einer schwindelnden Höhe emporragen, umkränzen Waldbäume, die teils zitternd über den Abgrund hinüberschwanken und gleichsam wie schweigende Wächter dastehen, um die unvorsichtigen Wanderer zu warnen. In der schwindelnden Tiefe drängen sich die Felsen so enge zusammen, daß es da ganz Nacht wird. Es nimmt uns nur Wunder, wie die wilde Massa, welche aus dem Aletschgletscher entspringt, im Sommer ihre brausenden Wogen durch diese Engpässe durchzudrängen vermag. Diese Totenstille des Waldes, die nur zufällig die Axt des Holzhackers oder das Geschrei der herumschwärmenden Raben oder das gellende Pfeifen eines Raubvogels stört, der furchtlos und majestätisch über dem Abgrunde kreist, diese finstern Tiefen, aus welchen

ein kalter Hauch uns anweht, dieses unterirdische dumpfe Tosen des Gletscherstromes, das an den Felswänden schaurig widerhallt, — ist für den vorwitzigen Bergwanderer etwas Unheimliches und Grausenerregendes, so daß er baldmöglichst diesen Ort verläßt. Man sieht auf der andern Seite mit Staunen an den grausigen Felswänden eine wahrhaft kühne und kostspielige Wasserleitung, die wie in der Luft schwebend aus dem Massachin heraus bis nach Mörel-Ried hinübergeführt wird. Neben den hölzernen Kenneln sind nur schmale Balken angelegt, über welche der Hüter der Wasserleitung dem ausbleibenden Wasser nachgehen muß. In so schwindliger Höhe über so schmale Bretter fortzuwandeln, erfordert einen kühnen und verwegenen Burschen, dem es im Kopfe nicht schwindlig wird.

Von solchen kühnen Männern, die dieses gefährliche Amt übernahmen, soll schon mancher in diese grausigen Abgründe gefallen sein. Der Volksglaube meint, Geister seien Schuld an ihrem Tode gewesen. Eine uralte Sage meldet, daß an diesen schauerlichen Orten eine verführerische Wassernixe oder gar eine Eisjungfrau aus dem Aletschgletscher ihre Wohnung habe und von Zeit zu Zeit auf Männer Jagd mache und, wenn sie des ersten überdrüßig geworden, denselben ohne Bedenken in die Massa hinunterschicke, um dann wieder einen andern zu bezaubern und in ihre kalte Umarmung, in das schaurige Brautbett herabzulocken. Vielleicht mögen diese Meinungen ihren Ursprung folgender Sage zu verdanken haben: Einst soll ein Hirt seine Ziegen in diese Gegend auf die Weide getrieben haben. Da hörte er mit heller Stimme aus dem Massachin rufen: „Die Stunde ist da aber der Mann noch nicht,“ und dieses zum zweiten und dritten Mal. Da kam plötzlich ein junger Mann mit raschen Schritten über die schwindlige Wasserleitung daher — und

kaum daß er sich dem Orte näherte, wo man die Geisterstimme hörte, fiel er in den schrecklichen Abgrund hinunter und die Eisjungfrau hatte ihren Mann, den sie dreimal gerufen, endlich gefunden. T. W. S. Nr. 72.

87. Die weisze Gemse.

Zur Zeit als in Naters ein gewisser Biderbost Pfarrer war, lebte dort ein ausgezeichneter Gemsjäger, mit Namen der große Lerjen; er war ein guter Freund des Pfarrers, der auch ein großer Liebhaber der Jagd war. Als Lerjen demselben erzählte, daß er in den schauerlichen Gredetschbergen ein schönes, schneeweißes Gemstier gesehen, dem er aber nicht habe beikommen können, mahnte ihn der Pfarrer, künftig nicht mehr auf die Jagd zu gehen. Einst als der Pfarrer in Birgisch einen Schwerkranken in der Nacht verwahren mußte, traf er auf der Rückreise noch im Morgendunkel den großen Lerjen an. Die Büchse auf der Achsel und vollständig zur Hochjagd ausgerüstet, vom Schweiße triefend, begegnete er ihm so eilig, als wenn er sehr pressierte. „Wohin, wohin, Lerjen, so im Sturm?“ fragte ihn der Pfarrer. „Nach Gredetsch, das weiße Tier holen — koste es was es will!“ gab er zur Antwort. „So — das wird dir doch nicht Ernst sein?“ fragte wieder der Pfarrer. „Ernst, Ernst!“ erwiderte Lerjen. „Nun denn, so lebe wohl, wir sehen einander nicht mehr!“ sagte der Pfarrer, — drückte ihm noch herzlich die Hand — und ging seinen Weg vorwärts. Abends kam von den Hirten die Nachricht, der Jäger sei in den Gredetschbergen erfallen. Er soll sich von dem weißen Tiere in die gefährlichsten Felspfade haben verführen

lassen und von dort in den schwindlichen Abgrund gestürzt sein. Der unglückliche Lerjen wurde klein zerschmettert gefunden und in einem Leintuche zusammengebunden auf den Kirchhof nach Naters gebracht. T. W. S. Nr. 34.

88. Der Waldbruder.

In Finnen ob Eggerberg lebte vor vielen Jahren ein Waldbruder. Die Gemeinden Finnen-Eggerberg und Mund hatten sich verpflichtet für seinen Unterhalt zu sorgen. Mit der Zeit weigerte sich die Gemeinde Finnen, der übernommenen Pflicht nachzukommen uud so zog der Waldbruder nach Gredetsch in eine Felsenhöhle. Dort in stiller Abgeschiedenheit nährte er sich mit Wurzeln und Heidelbeeren und diente Gott in Gebet und heiliger Betrachtung. Eines Tages wurde dem Pfarrer von Mund angezeigt, der Waldbruder sei erkrankt. Schnell begab er sich dahin, versah ihn mit den hl. Sakramenten, tröstete ihn und beschenkte ihn reichlich mit Lebensmitteln. „Herr Pfarrer“, sprach der Bruder beim Abschied, „bemühen Sie sich nur nicht mehr, so weit hieher zu kommen. Ich werde ihnen meinen Tod dann schon anzeigen.“ Der Pfarrer kehrte heim. Kaum heimgekehrt fingen die Glocken im Turme der Pfarrkirche von selbst zu läuten an, wie an einem Festtag mit feierlichem Klang. Abends traf auch schon der Bote ein, welcher meldete, daß der Waldbruder gestorben sei. Noch jetzt heißt die Höhle in Gredetsch die Waldbruder-Schipfe und eine Stelle auf dem Friedhof das Waldbrudergrab. Fr. Lagger.

Nach einer andern Sage war dieser Einsiedler Pfarrer Rüdi von Naters, der sich hochbetagt in den Gliserwald

zurückzog, dort ob des Gestankes der Hoffart der Umgebung es nicht mehr aushalten konnte und nach Mund in das Gredetschtal wanderte. P. Joller.

89. Der Bleschistafel in Gredetsch.

Es ist ein feierlicher, poesievoller Augenblick, wenn in der Abenddämmerung der Senne hinauseilt auf einen Hügel und mit lauter weithintönender Stimme das St. Johannes Evangelium „Im Anfange war das Wort“ in die schweigende Nacht hinausruft. Soweit der Schall der Stimme hinausreicht, hat der Böse keine Gewalt mehr über das Vieh. Eines Abends hatte der Senne von Gredetsch diesen Alpsegen vergessen. Er hatte sich auf sein hartes Lager niedergelegt und war schon halb eingeschlafen. Da drang an sein Ohr der Schall all der Tricheln und Schellen seines Sentums. Schnell erhob er sich vom Lager, eilte hinaus und vernahm nur mehr stilles Geläute, das in der Ferne allmählig zu verhallen begann. Der Böse hatte das Vieh entführt über Berg und Tal. Bei einem Lärchbaum nahe der Hütte stellte der Senne sich auf und rief aus Leibeskräften: „Bleschi chu! loba, loba!“ Auf diesen Ruf war das Vieh gebannt. „Zurück, wo du sie genommen!“ rief er nochmals, und immer deutlicher und immer lauter tönten die Schellen an sein Ohr. Nach kurzer Zeit war das sämtliche Vieh wieder in dem Stafel. An den Bleschilärch ließ aber der Senne ein Mutter Gottes Bild anbringen, das mit der wachsenden Rinde einen herrlichen schützenden Rahmen erhielt. Fr. Lagger.

90. Der Munkistein.

Zwei Stunden im Gebirge westlich von Naters ob dem Dorfe Mund liegt eine große, schwarze, runde Fluh. Auf derselben steht ein Kreuz. Von dieser Fluh lautet die Sage, der Teufel habe einst dieselbe auf das Dorf Mund wälzen wollen aus Zorn, weil man daselbst anfing eine Kirche zu bauen. Aber weiter als dort, wo der Felsen noch ruht, habe er sie nicht fortbringen können. Damit man aber dem Teufel die Lust benehme, nochmals so was zu versuchen, habe man ein Kreuz auf den Felsen gesteckt.

T. W. S. Nr. 46.

91. Die Kapelle im Gstein.

Am 11. April (Ostermontag) 1887 wurde die Kapelle U. L. Frau von Lourdes in der Wartfluh-Wildi bei Mund eingesegnet. Seit alter Zeit befanden sich hier unter einem vorhangenden Felsen ein Kreuz und ein Bild U. L. F. Zur Zeit des Pfarrers Gattlen betete hier eine Person und es erschien ihr U. L. Frau und trug ihr auf, zu ihrer Ehre allhier eine Kapelle zu erbauen. Sie berichtete die Erscheinung dem Pfarrer, welcher ihr aber keinen Glauben schenkte. Da ereignete es sich, daß er eines Abends an dieser Stelle vorbeiging und graben und hämmern hörte, ohne jemanden zu sehen. Sein Nachfolger, Pfarrer Jost hörte dasselbe. Er gab nun die Einwilligung zur Erstellung der Kapelle. Seither strömt das Volk von allen Seiten herbei, um U. L. Frau in allen Nöten anzurufen.

P. Joller.

92. Das sonderbare Gesicht.

Zur Zeit, als die Jesuiten noch in Brig waren, hörte ich von einem Professor auf einem Spaziergange ein seltsames Ereignis den Studenten mitteilen, welches einem frommen Bruder aus ihrer Gesellschaft soll begegnet sein. Dieser Bruder betrieb die Feldarbeit. Er war eben in den Driesten emsig damit beschäftigt, als es um 11 Uhr zum Angelus läutete und er andächtig sein Gebet verrichten wollte. Er schaute nach der Klosterkirche in Brig und sah zu seinem größten Erstaunen weder Kloster noch Pensionat wohl aber die Kirche. Er traute anfangs seinen Augen nicht und meinte, es sei eine Versuchung vom bösen Feind, der ihn im Gebete stören wolle. Er wandte darum seine Augen ab und verrichtete das Gebet, konnte sich jedoch nicht enthalten, hie und da nach dem Kloster umzublicken, aber die Erscheinung hatte sich nicht verändert. Nach Abbetung des englischen Grußes nahm er wieder rüstig die Stechschaufel zur Hand und setzte die Arbeit fort. Doch das seltsame Gesicht, das er eben hatte, ließ ihm keine Ruhe. Er schaute wieder hinauf und jetzt sah er zu seinem größten Schrecken weder Pensionat, noch Kloster, noch Kirche mehr und so oft er von diesem Standpunkt hinüberschaute, sah er die gleiche trostlose Erscheinung. — Nach 1 bis 2 Stunden kam jedoch die Kirche und das Kloster wieder zum Vorschein. Was damals belächelt wurde ist zum traurigen Ernst geworden. Pensionat und Kloster der Jesuiten sind verschwunden. Möge Gott verhüten, daß die Kirche, d. h. die Religion nicht auch von Brig verschwinde.

T. W. S. Nr. 81.

93. Die Gräfin von Grundbiel.

Unterhalb Glis auf dem Grundbiel sind die Ruinen eines Grafenschloßes, daß der Familie Blandrati gehörte. Wer um die Mitternachtstunde sich diesem Hause nahte oder den Mut hatte, in dasselbe einzutreten, der hörte die Ahnfrau des Schloßes in diesen Räumen herumwandeln. Schlag 12 Uhr erhob sich die Gräfin von ihrem Sitze, langte nach dem Kellerschlüssel an der Wand, durchschritt den weiten Saal — rauschend in kostbaren Kleidern, öffnete die schwer mit Eisen beschlagene Saaltüre, schritt langsam die Wendeltreppe herunter und langsam verhallte jeder Tritt im leeren Gemäuer. Auf einmal hörte man den Schlüssel an die Kellertüre ansetzen, er drehte sich im altmodischen Schloßgeläufe und es knarrten die rostigen Angeln. Man hörte den Krahnen drehen und wieder zumachen. Dann stieg sie langsam wieder hinauf, stellte Becher und Kanne auf den Tisch. Es war blutroter Wein, den sie allnächtlich in der Geisterstunde holte. Doch kein Zecher wollte sich einfinden zum Gelage um Mitternacht. Und so mußte sie holen und wieder holen, seitdem auf der Rhonebrücke bei Naters ihr letzter Sprößling Anton von den Knechten der Herren von Turn ermordet worden war. Allmählig zerfiel das Gemäuer und mit ihm ist auch die Gräfin verschwunden.

J. Brindlen.

94. Die Häuser von Georg Supersaxo in Naters und Glis.

In Naters steht nicht weit unter den Ruinen des Schlosses auf der Fluh ein stattliches Haus Es war Eigentum des

Landeshauptmanns und edlen Ritters Georg Supersaxo, der in einen so hartnäckigen, für das Land so verderblichen Kriege mit dem Kardinal Schinner verwickelt war. Es ist im ganzen großartig, obwohl meistens aus Holz gebaut. Noch vor nicht vielen Jahren sah man in einem alten Saale die Porträte der ganzen Familie Supersaxo, unter welchen Ritter Georg, der Landeshauptmann, in seiner reichen, malerischen und altväterischen Tracht bei weitem der schönste war.

Derselbe Georg Supersaxo besaß auch ein schloßähnliches Haus in Glis auf der Werri, dessen großer Rittersaal mit kunstvollem Getäfel und Wandmalereien ausgeschmückt war. In der Küche befand sich ein kunstvoller Schornstein (Kamin-Mantel), auf welchem sinnreich der Sündenfall unserer Stammeltern dargestellt war. Dieses Kamin ist 1894 ins eidg. Museum nach Zürich gewandert. Vom Keller aus soll ein unterirdischer Gang bis in die von Georg gestiftete St. Anna-Kapelle geführt haben, wo auf der Rückseite der Altarflügel ebenfalls die Porträte der Familie zu sehen sind.

T. W. S. Nr. 31.

95. Das silberne Hufeisen.

In der Stadt Turin soll einst ein Graf aus Wallis am Hofe oft erschienen sein, um dem Herzoge von Savoyen seine ergebenste Aufwartung zu machen. Wegen seiner bürgerlichen Kleidung aus braunem Trilch, welchen seine edle Frau und Töchter sollen gesponnen haben, wie es dazumal auf Ritterburgen noch oft im Brauche war, sollen die Hofschranzen über ihn die Nase gerümpft haben und sogar ihm verächtlich begegnet sein. Man schrieb nämlich seine einfache Kleidung

bald seiner Armut, bald seinem Geize zu; nur beim Herzog stand er in hoher Gunst und wurde von selbem immer mit Auszeichnung behandelt. Da fand man einst in der Hauptstraße der Stadt ein Hufeisen, und zwar von geschlagenem Silber. Das machte nicht wenig Aufsehen. „Wer mag wohl der vornehme Herr sein," so ging es von Mund zu Mund, „der sein Reitpferd mit Silber beschlagen läßt?" Der Ruf von diesem seltsamen Funde kam selbst bis an den Hof. Aber die Verwunderung stieg jetzt bis auf's höchste, als man vernahm, dasselbe gehöre dem Grafen aus Wallis im braunen Trilchrocke. Mehrere Hofherren, die ihn bisher kaum über die Achseln anblickten, schickten sogar Auskundschafter nach Wallis, um sich über seinen Vermögensstand zu erkundigen. Als aber diese zurückkehrten und von seinem großen Ansehen, in welchem er im Wallis und bei vielen Monarchen stehe, von seinem Palast, dessen drei hohe Türme man meilenweit sehen könne, von seinen Gütern und wie er in seinen Häusern von Brig bis Mailand und bis Genf übernachten könne, kurz von seinem Reichtume erzählten; ja damit nicht genug, überdies seine Freigebigkeit gegen Kirchen, gegen Klöster und Arme hervorhoben und berichteten, welche ungeheure Summen er zur Verschönerung der Gotteshäuser, zu öffentlichen Bauten und wohltätigen Instituten verwende — da machte das Hofgesinde, welches ihn wegen seiner Armut und seines Geizes so verächtlich angeblickt, große Augen und das Spötteln über seinen braunen Trilchrock wurde kleinlaut — und so wie man zuvor viel und halblaut von seinem Geize und seiner Armut sprach — so redete man jetzt allgemein und ganz laut von seinem Reichtume und seiner Freigebigkeit. Diese Tonveränderung und diesen guten Klang verursachte das silberne Hufeisen. T. W. S. Nr. 74.

96. Der Bratenwender.

Von dem Freiherrn Kaspar von Stockalper erzählt die Sage viel Merkwürdiges. Wegen seiner schönen Naturgaben, seiner Talente, seines Sprachreichtums, seiner Gelehrsamkeit und großer Umsichtigkeit in Geschäften soll er bei den Königen von Frankreich, Spanien, England und besonders beim Herzog von Savoyen in großer Gunst gestanden haben. Auch rühmte man schon früher an ihm seine ritterliche Kühnheit, wie folgendes verwegene Wagestück hievon einen Beweis liefert.

In den Rohrflühen hielt sich eine Mörderbande auf, die schon lange der Schrecken der Reisenden und der Nachbarschaft war und ihre nächtlichen Raubzüge mit Mord und Plünderung bezeichnete. Die Maßregeln, welche man bisher ergriffen hatte, um die öffentliche Sicherheit herzustellen, waren nicht genügend. Da soll Herr Kaspar von Stockalper auf eigene Faust zu einem kühnen Wagestück sich entschlossen haben. Er verkleidete sich als unsauberer Bettler und Narr, ging nachts durch den gefahrvollen Wald und ließ sich von den Räubern fangen, um so ihre Pläne und ihren Aufenthalt auskundschaften zu können. Er wußte sich so gut zu verstellen, daß man von ihm keinen Argwohn eines Spions schöpfte. Mit wilder Freude und unter Gelächter wurde er von den Räubern aufgenommen und bei dem Feuer in ihrer Mitte als Bratenwender angestellt. Weil er aber den Braten oft statt vorwärts, rückwärts getrieben, machten ihm die Räuber darüber Vorwürfe. Da erwiderte ihnen der verstellte Bratenwender: „Es geht wohl nicht immer so, d. h. vorwärts — es geht wohl auch so, d. h. rückwärts“. — Die Räuber lachten über diesen, wie sie meinten, einfältigen Einfall; doch einige von ihnen betrachteten ihn mit arg-

wöhnischen Blicken und sagten: „Dieser Narr gefällt uns nicht, er hat zu gescheite Augen; wer weiß, ob er nicht ein verstellter Spion ist.“ Diese Worte erregten eine plötzliche Aufregung unter den Räubern, so daß er fürchtete, alle Augenblicke erdolcht zu werden. Doch er wußte sich so gut zu verstellen, daß die meisten diesem Verdachte kein Gehör gaben; und damit dieser Narr nicht ein Zankapfel unter ihnen werde, jagte man den vermeinten Narren mit Schimpf und Fußtritten aus der Räuberhöhle.

Wir können leicht denken, daß der Fortgetriebene erst frei aufatmete, als er den schrecklichen Wald hinter sich hatte. Schnell sammelte er eine hinlängliche Mannschaft, umzingelte zur Zeit, als die Räuber im Schlafe waren, ihre Höhle und nahm sie gefangen. Einige von ihnen machten den andern Räubern die wütendsten Vorwürfe: „Haben wir nicht recht gehabt, als wir euch sagten, dieser Narr sei ein verstellter Spion!“ „Und“ — erwiderte Kaspar von Stockalper, „hatte der Bratenwender nicht auch recht gehabt, als er sagte, es gehe nicht immer so vorwärts, es gehe rückwärts wohl auch!“

T. W. S. Nr. 73.

97. Der Welt Dank.

Die Verleumdung war zu allen Zeiten erfinderisch. Dies soll auch einst, so erzählt die Sage, ein vornehmer und reicher Herr von Brig erfahren haben. Daß dieser Herr lange Zeit Wallis mit Salz soll versehen und damit große Summen gesammelt haben; daß er alle Pensionen, Fried- und Gemeingelder der Landschaft an sich gezogen und solches nach Belieben zu seinem Privatinteresse soll verwendet haben; ja daß er sogar heimlich Waffen zur Unterjochung des Lan-

des in seinem Hause soll aufgehäuft haben, und noch andere dergleichen Verdächtigungen suchten seine Feinde zu verbreiten und damit das Volk aufzureizen, welches den hohen Günstling des Glückes, den Wohltäter der Kirchen und Klöster, den Vater der Armen mit immer neidischern und verdächtigern Blicken betrachtete, bis endlich die harte Verfolgung, die nur Neid und Mißgunst anzettelte, über ihn losbrach. Die Gewalttätigkeiten, durch welche er größtenteils seines Vermögens und aller seiner Aemter und Habschaften beraubt wurde, waren so streng, daß er sich mit seiner Familie nach Domo d'Ossola flüchten mußte. Unter anderem soll man ihn auch aufgefordert haben, all' sein Geld, das er besitze, auf einem gewissen Nebenaltar in Glis aufzuhäufen und mit darübergehaltenen Händen den Eid zu schwören, daß sein gesamtes Geld sich da befinde. In dieser Not habe er heimlich zu einem Pater Jesuit seine Zuflucht genommen, wie er doch einen Teil seines Vermögens, ohne sein Gewissen zu verletzen, retten könne. Dieser gab ihm den klugen Rat, er solle die Hälfte auf den Altar legen und die andere Hälfte unter demselben vergraben, dann könne er mit darübergehobenen Händen mit gutem Gewissen schwören. Diese fromme List hatte ihm glücklich einen Teil seines Vermögens gerettet. Es ist in aller Welt bekannt, daß große Verdienste um das Vaterland oft mit Undank vergolten werden. Somit wäre dieser Freiherr nicht der erste und nicht der letzte, der so etwas erfahren hätte.

T. W. S. Nr. 77.

98. Der Schatzgräber im Wikert.

Schon seit einer halben Stunde stund Hypolit an der Napoleonsbrücke und er fror, daß ihm die Beine schlotterten; denn es war 11 Uhr nachts am Abende der Lichtmeß, als er dort anlangte und er hatte die Weisung ja nicht vor der Geisterstunde die Brücke zu passieren. Endlich schlug die Glocke im Kollegium zu Brig die verhängnisvolle Mitternachtsstunde. Hypolit ergriff Schaufel und Spaten und ging über die Brücke; aber wie erschrack er, als er am Ende der Brücke einem Mann begegnete, der raschen Schrittes daher kam und durch den langen Schatten, den der blasse Mond warf, eine schauerliche Gestalt annahm. Doch bald erkannte er in dem Manne seinen Jugendfreund. „Heda,“ sprach dieser, „was kommst du hieher — um Mitternacht — mit Schaufel und Spaten?“ „In den Wikert will ich,“ sprach Hypolit, „dort bei der Kapelle liegt ein großer Schatz begraben, den will ich heben.“ „Ach sei doch nicht so einfältig und abergläubisch!“ sprach der Jugendfreund, „kehre heim, sei sparsam und arbeitsam. Das ist der Schatz, den du in deinem Hause heben kannst.“ Hypolit folgte seinem Freunde und ging nach Hause.

Walliser Wochenblatt 9. Ap. 1869.

99. Die Kapelle auf dem Burgspitz in Brigerberg.

Auf einem waldigen Hügel zwischen Termen und Ried befand sich in einem Baumstamm eingefügt ein Marienbild. Eine fromme Jungfrau von Obertermen nahm dasselbe in

der Absicht es auszubessern nach Hause. Am andern Morgen war das Bild aus ihrem Hause verschwunden und befand sich wieder an seinem ursprünglichen Orte. Das wiederholte sich zum zweiten und dritten Male. Sie machte den Geistlichen Anzeige über das sonderbare Ereignis. Man beriet sich und fand in dem sonderbaren Vorfall eine höhere Weisung, daß Maria an diesem Orte besonders verehrt sein wolle. Sofort schritt man zum Bau einer Waldkapelle, welche im Jahre 1760 vollendet und eingeweiht worden ist.

Wesentlich die gleiche Sage wiederholt sich von der Entstehung der Kapelle zu der hohen Stiege in Saas. Hier tritt noch der so oft wiederkehrende Beweggrund der Uebertragung der Werkzeuge an den gewünschten Bauort hinzu. (Vergleiche die Entstehung der Kapelle auf der Fluh bei Leukerbad.)

Burgener. Die Wallfahrtsorte der Schweiz II. Band S. 203 u. 213.

100. Verschüttete Wasserleitungen.

Wir staunen im Wallis die großen Werke der Wasserleitungen an, deren Erstellung die Not des Landes unsern Vorfahren gebieterisch aufgedrungen hat. Galt es ja, die Wiesen unserer Berggebiete versengen zu lassen oder auf Mittel zu sinnen, dieselben bewässern zu können. Eine ungeheure Summe Kraft- und Kostenaufwand war erfordert, um durch loses Geröll, über Felsenklüfte viele Stunden weit eine Wasserleitung auszuhöhlen und das notwendige Wasser auf die trockenen Wiesen zu führen. Wie viele Opfer an Menschen hat das gekostet! Es ist das ein monumentaler Beweis für den Unternehmungsgeist, die

Tatkraft und Ausdauer unseres Volkes, der spricht für viele Jahrhunderte. Was Wunder, wenn die Sage auch hier ihren reichen Flor der Dichtung gesponnen hat.

Durch die Schweibe führten einst die Brigerberger ihr Wässerwasser aus dem Steinengletscher heraus. Der Mann aber, der unter dem Gletscher hindurchkroch, um das Wasser in das richtige Becken zu schöpfen, kam niemals mehr heraus. Jedes Jahr ein Menschenopfer — das war zu viel. Und so sieht man heute nur mehr die Spuren der alten Wasserleitung. J. Brindlen.

Die Außerberger führten das Wässerwasser durch hölzerne Rinnen (Kennel) über abschüssige Abgründe aus dem Bietschtal nach Leiggern. Aber bei den jährlichen Ausbesserungen der Wasserleitung kamen so viele Männer ums Leben, daß es zwölf Witwen gab. Die reiche Familie Jakober warf ihr ganzes Vermögen hin zum Unterhalt der Wasserleitung und verarmte vollständig. Seither ist die Wasserleitung eingegangen. Fr. Lagger.

101. Der Tanz in den Brenden.

Als die Gemeinde Ganter noch eine eigene, richtige Burgerschaft bildete, wohnten die Bewohner oder Bürger das ganze Jahr im Tal. Die Jugend vom Tal beschloß eines Abends einen verborgenen Tanz abzuhalten in der Alpe Brenden in einem Hause, wo sich nur junge Leute befanden mit einem Einfältigen (Gauch).

Aus Furcht, sie könnten von demselben verraten werden, setzten sie denselben vor die Haustüre, trotzdem es Winter war. Als die Jugend am Morgen herauskam, war der-

selbe erfroren und tot. Erschrocken legten sie den Leichnam auf eine Bank in der Kapelle und abwechselnd hielten Buben und Mädchen Wache. Als ein Geselle Wache hielt, setzte er den Leichnam unter die Bank und legte sich selbst auf die Bank. Wie nun die Mädchen kamen, um Wache zu halten, bewegte er sich unter der Decke. Die Mädchen liefen in voller Angst davon. Der Tote aber nahm den Tänzer mit sich und zog ihn hinunter bis zum Twingsteg im Ganterloch und man konnte von ihm nichts mehr finden als Haar und Blut an den Steinen und Bäumen, wo er vorbeigezogen wurde. J. Steiner.

Dieselbe Sage wird von Obermatt bei Ergisch erzählt.
Fr. Zehnder.

102. Der feurige Wagen.

Der Mond war eben hinter den Tannen von Rotwald verschwunden. Gleichwohl schritt er rüstig weiter der einsame Wanderer von Brigerberg, der noch vor Tagesanbruch den Simpelberg erreichen wollte. Soeben war er aus dem dunkeln Forste unterhalb Wasen herausgeschritten und zur Waldlichtung der Eggenalpe gelangt. Da hörte er vom Durstbache her ein unheimliches Gerassel. Kaum hatte er Zeit aufzublicken, da schnob schon im rasenden Laufe ein feuriger Wagen an ihm vorbei. Auf dem feurigen Wagen aber saßen ihm ganz wohlbekannte Herren. Wie er sich von seinem Schrecken erholte — es war kaum eine Minute — wollte er dem feurigen Gespann nachschauen. Er kehrte sich um, und siehe, der Wagen raste schon beim Schalberg vorüber. Er empfahl sich und die Insassen des Wagens

dem Schutze und der Barmherzigkeit Gottes und schritt nicht ohne ein geheimes Grauen weiter durch den finstern Tann. J. Brindlen.

103. Der Schafhirt auf der Klene.

Heute wie alle Abende ging das alte Stafelmütterchen hinauf zu der Alpkapelle auf Roßwald, um dort vor dem Bilde der Mutter Gottes vom guten Rat zum Trost der armen Seelen ein Lichtlein anzuzünden und gemeinsam mit den andern Alpenbewohnern das Nachtgebet zu verrichten. Doch heute hatte das Mütterchen einen doppelten Schnitt gesottener Butter und einen längern baumwollenen Docht mit sich genommen. Während es im giltsteinern Töpfchen das Licht zurecht richtete, dachte es bei sich selbst: „So wird's langen bis am Morgen und es wird dann einer neuen armen Seele ebenfalls noch leuchten.“ Und an die Abendandacht fügte es noch ein eigenes Gebet hinzu. Das fiel den Betenden auf und sie fragten nach der Andacht um die Ursache dieses ausnahmsweisen Benehmens. „Ihr wißt es nicht,“ sprach das Mütterchen, „was der Pater heute gesagt hat, morgen werde der Schafhirt, ein frommes Blut vom Lande, erfallen.“ Noch vor der Morgendämmerung begab sich der Hirt von der Mattalpe hinauf zu seinen Schafen. Aber auf der Klene betrat er am westlichen Abhange einen abschüssigen Felsenvorsprung, ein lockerer Stein löste sich los und er fiel hinunter in den Abgrund. Als das Leben des frommen Hirten erloschen war, flackerte auch das Lichtlein auf Roßwald dem Erlöschen entgegen.

J. Brindlen.

104. Die Feuerkugel.

Es war eine stockfinstere Herbstnacht. In seiner Wohnung im Gantergrund verrichtete eben ein Hirt sein Nachtgebet. Dann wollte er sich zur Ruhe legen, denn er hatte den Tag über hin und her den Ziegen und Schafen nachspringen müssen und war müde. Da sah er plötzlich die Wohnstube so hell erleuchtet, daß er hätte lesen können. Er trat ans Fenster und sah durch den alten Saumpfad im Ganter von der Taverna her eine große Feuerkugel hinunter rollen. Er sah, wie nahe an seinem Hause der feurige Ballon sich fortwälzte. Dann stieg die Feuerkugel den Saumpfad hinauf bis nach Schalberg und verschwand dann hinter dem Roßwald. J. Brindlen.

105. Der Mord in der Markuskirche von Gondo.

Bei Paglino nicht weit von der Wallisergrenze auf italienischem Boden oberhalb der Simplonstraße sieht der Wanderer die Ruinen einer eingefallenen Kirche, welche einst die Pfarrkirche der Umgebung war, sowohl für die Italiener als für die Walliser. Beide Teile hatten zwar eigene Priester aber nur eine gemeinsame Pfarrkirche. Der Pfarrer der Italiener wohnte in Trasquera, der Pfarrer der Walliser aber in Ruden. Um Mißverständnissen vorzubeugen, hatten diese Pfarrer das Recht und die Verpflichtung, je eine Woche abwechselnd in der Pfarrkirche die Pfarrrechte auszuüben. An einem Sonntag, da die Reihe an dem italienischen Pfarrer war, den Gottesdienst am Morgen zu

halten, geschah es, daß derselbe nicht eintraf. Voll Ungeduld wartete das Volk bis Mittag und, als der Pfarrer noch immer nicht ankommen wollte, gingen zwei Männer nach Ruden, um den deutschen Pfarrer zu rufen. Ungern, weil er den heftigen Charakter seines Mitbruders kannte, folgte dieser dem Rufe. Als er eben angekleidet zur Feier des hl. Opfers an die Stufen des Altares hintrat, erschien der italienische Pfarrer, der sich auf der Jagd verspätet hatte. Als er seinen Mitbruder am Altare sah, nahm er sein Jagdgewehr von der Achsel, schlug an und erschoß seinen Kollegen, der sich in seine Pfarrechte, wie er meinte, widerrechtlich eingemischt hatte.

Infolge dieses Mordes wurde die Pfarrei getrennt. Die Deutschen blieben in Ruden und wurden dem Bistume Sitten einverleibt, die Italiener in Trasquera und blieben unter dem Bistume Novara. R. W. S. Nr. 89.

106. Anton Gerwer.

An einem schönen Sommertage gingen zwei Söhne des Hauptmanns Anton Gerwer von Brig mit einem Diener bei der Bortelalpe über den Livipaß in das Livital, Alpe di Veglia auf die Jagd. Die große schöne Alpe mit einem schmucken Hüttendorfe gehört der ossulanischen Gemeinde Daveder (Varzo). Müde von dem langen beschwerlichen Marsche übernachteten die drei Jäger sorgenlos in einer Alphütte. Um Mitternacht aber umzingelten Welsche dieselbe, ergriffen die beiden Gerwer, warfen sie zu Boden, „stachen und brühten sie, wie man Schweine pflegt zu metzgen.“ (Paffen). Weil aber die ruchlose Tat an der Vigil von

St. Bartholomä geschah, so werden „zur ewigen Gedächtnis und Straf Gottes“ in der Alpe di Veglia nach der genannten Vigil keine Schweine mehr geduldet. Werden sie nicht fortgeführt, verderben sie. Dem Diener der Gemordeten gelang es, durch das Hüttendach zu entkommen und die entsetzliche Kunde dem unglücklichen Vater zu überbringen. Außer sich vor Schmerz und Wut sammelte der alte Hauptmann sofort 300 verwegene Kriegsgesellen und in nächtlicher Stille gings vorwärts über den Simplon, Simpeln, Ruden hinab nach dem großen herrlichen Dorf Daveder, jetzt Varzo. Es war vor Tagesgrauen als die racheschnaubende Bande bei Fontana die Dorfmarken betrat. Alles lag noch im sorgenlosen Schlummer. Jetzt begann die blutige Rache ohne Erbarmen. Fast alle Männer wurden ermordet, 99 Frauen zu trostlosen Witwen gemacht, der Sigrist, als er Sturm läuten wollte, am Glockenseil aufgeknüpft. Darauf plünderten sie das Dorf und die umliegenden Weiler, erbeuteten ein Kriegsfähnlein, einen großmächtigen ehernen Hafen (bis in letzter Zeit im Gemeindehaus Termen aufbewahrt), einen eisernen Riegel (an der Kellertüre des Meisters Joh. Zeiter in Niederernen). Eilends wie sie gekommen, kehrten Gerwer und seine Söldner über den Simplon zurück. Der Vorbeimarsch des geraubten Viehs soll drei Stunden gedauert haben. Als der Zug bei z'Werren Höhe oberhalb der Saltinaschlucht anlangte, wurde er durch Zauber gebannt, daß sämtliches Vieh stille stund. Da schritt Gerwer voraus, zerschnitt kreuzweise die erste Kuh mit dem Schwerte; der Bann war gebrochen, der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

Blätter aus der Wallis. Gesch. I. Bd. S. 69.



107. Das Wirtshaus in Gondo eine Mördergrube.

Ums Jahr 1630 wirtete zu Gondo ein gewisser Pera (Peira) von Trasquera. Nach der Sage hatte er in der Gemeinde noch drei Brüder, von denen zwei in den Bielen auf Alpien seßhaft waren. Der Wirt in Gondo aber beraubte und ermordete viele der bei ihm einkehrenden Fremden. Endlich war das Maß seiner Frevel voll. Es kehrte bei ihm ein Herr aus Vigezzo ein, der bereits seine Familie von seiner bevorstehenden Ankunft in Kenntnis gesetzt hatte. Er wurde von Pera ermordet. Umsonst warteten die Seinigen auf seine Ankunft. Böses ahnend, ritt seine Frau nach Gondo. Schlau, wie sie war, hatte sie absichtlich einen fast unbrauchbaren Sattel mitgebracht. Dem Wirte eröffnete sie ihre Not mit der Bitte, ihr einen andern Sattel zu verschaffen. Pera, sie nicht kennend, zeigte sich ganz bereit dazu. „Ich besitze," sagte er, „vierzehn Sättel; es wird wohl einer passen." Sie probierte alle der Reihe nach; der vierzehnte war der ihr wohlbekannte Sattel ihres Gatten. Sie wußte jetzt genug. Auf dem Sattel ihres Mannes ritt sie nach Simpeln und setzte den Richter von dem Mord in Kenntnis. Sofort schickte dieser vierzehn Mann nach Gondo, den Pera zu verhaften. Er leistete verzweifelten Widerstand und konnte erst unter dem Wirtshause an der Doveria gefesselt werden. Auf ein Pferd gebunden, wurde er nach Brig abgeführt und hingerichtet. Nach seinem Tode ging er im Wirtshause als schwarzer Hund umher und noch bis heute will man ihn hie und da gesehen haben. P. Joller.

(Historisch kommen in Zwischbergen 1638 Balthasar, Peter, Johann und Georg Pera vor.)

108. Der schwarze Hund.

Karl Seiler, Postmeister von Simpeln († 13. Aug. 1847), fuhr oft von Simpeln nach Domo. Bei G'stein, so geht die Sage, folgte ihm fast jedesmal ein unheimlicher schwarzer Hund und begleitete ihn bis in die Nähe von Ruden. Sobald aber Seiler von Ruden abfuhr, folgte ihm der Hund wieder, verschwand aber bei dem Kapellchen ob der italienischen Grenze. Seiler verlor nach und nach das anfängliche Grausen vor dem unheimlichen Begleiter und „schmützte“ ihn hie und da sogar mit der Peitsche. Da vernahm er auf einmal mit Grauen die Worte: „Wir kommen ein anderes Mal zusammen.“ Bald darauf stürzte Seiler beim Hosteg mit Roß und Wagen in die Doveria und ertrank.

P. Joller.

109. Der Brudermord in der Distelmatt.

In dem Bergggute Distelmatt wohnte einst eine Witwe mit zwei Söhnen, von denen der eine häuslich, der andere liederlich war. Beide lebten in bitterer Zwietracht. Das sollte verhängnisvoll werden. Eines Tages verließ der Liederliche das Haus, um längere Zeit in den Wirtshäusern zuzubringen. Wie sein Bruder den Taugenichts durch die Distelmatt gegen das Haus kommen sah, geriet er in unbändigen Zorn, stellte sich mit einer Axt hinter die Türe und erschlug ohne Erbarmen den arglos Eintretenden. Die ruchlose Tat blieb aber nicht verborgen. Das Gericht kam, die Sache zu untersuchen. Wie der Mörder die Richter die Distelmatt heraufkommen sah, floh er auf einen nahen

Felsen, bat aber seine Mutter, die dem Verbrechen nicht fremd geblieben war, die Sache mit den Richtern in Güte abzumachen und in diesem Falle einen roten Mantel vor das Fenster zu hängen. Es geschah nicht und der Mörder entfloh und kam nie mehr zurück. Seit dieser Zeit aber spuckt es in dem Hause und im Stalle der Distelmatt. Bisweilen entsteht nachts in der Stube ein so grauses Gepolter, daß man in Angst und Schrecken gerät. Im Stalle hört man ein Rasseln der Kuhketten und ein Muhen und Meckern, als wenn alle Tiere, los von den Ketten, mit einander im Kampfe wären. Kommt man aber hin, so ist alles ruhig und in Ordnung. P. Joller.

110. Die zwei Kreuze.

Unter den Welschmatten auf den Alpien sieht man neben dem Bache an einem Felsblocke zwei gothische Kreuze eingehauen. Nach der Sage sind es Erinnerungszeichen an zwei Geschwister, die hier in der Laue umgekommen sind. Es war nämlich hier zur Winterszeit ein Mädchen mit Waschen beschäftigt. Um es zu necken rief ihm sein Bruder von einer Anhöhe zu: „Flieh, die Laue kommt!“ Die Gefoppte flieht unter dem lauten Gelächter des Bruders, kehrt aber zum Waschen zurück. „Flieh, flieh,“ rief der Bruder wieder, „die Laue kommt!“ Die Schwester flieht nicht, die Laue kommt und begräbt sie und den Bruder, der herbeigeeilt war, sie zu retten. P. Joller.

111. Die Kapelle in Maria-Brunn.

Nach der Volkssage begann man den Bau der Kapelle an dem gegenüberliegenden Abhang, wo bereits ein Feldkapellchen stund. Ueber Nacht aber wurde das Material von unsichtbarer Hand hinüber an die Stelle getragen, wo jetzt das Kirchlein steht. Beim Graben der Fundamente soll man eine Platte mit Inschrift gefunden haben. Den Inhalt dieser Inschrift weiß aber niemand anzugeben.

P. Joller.

(Vergl. R. W. S. Die Wallfahrtskapelle in Thel, S. 143.)

112. Die Goldmühle im Sagi.

Zwischen den Berggütern Rosi und Bellegen liegt das Gut Sagi mit einer ehemaligen Hofstatt. Nach der Ueberlieferung war hier die älteste Goldmühle. Noch sieht man Spuren der Wasserleitung, die dazu gehörte, sowie die Ruinen der Mühle. In der ehemaligen Hofstatt sah man bis in die neueste Zeit nachts ein hellschimmerndes, bläuliches Licht. Und als einmal ein Mann im Gute mähte, stieß er auf eine ungeheure Schlange, deren Kopf so groß wie ein Kindskopf war und die auf ihn losging. Voll Schrecken nahm er die Flucht. P. Joller.

113. Erwerbung der Gemeindealpen.

Die Gemeindealpen waren einst im Besitze der Saaser. Da diese anfingen, auch in den Alpen der Zwischberger

Murmeltiere zu graben, kam es zu einem Prozeß. Die Saaser verloren ihn. Um die großen Prozeßkosten zu zahlen, verkauften sie die Gemeindealpen an die Zwischberger.

P. Joller.

114. Einstige Lage der Dorfes Simpeln.

Das Dorf Simpeln soll einst auf der Bärenkumme, am Castellberg, ob der jetzigen Waldregion gestanden haben. Wirklich finden sich daselbst deutliche Spuren einer gepflasterten Römerstraße und eine uralte Mauer, vom Volke Heidenmauer genannt. P. Joller.

115. Der ewige Jude in Visp.

Der ewige Jude kehrte einmal in Visp bei einer armen Witwe ein. Nach dem Nachtmahl schob er den Tisch in die Mitte des Zimmers und weil er nicht ruhig bleiben konnte, lief er die ganze Nacht um den Tisch herum. Am Morgen beim Abschied sagte er zur Wirtin: „Als ich zum ersten Mal kam, hieß dieser Ort „Schönbach," jetzt heißt er „Fischbach." Komm' ich zum dritten Male, wird er „Leidbach" heißen." R. W. S. Nr. 90.

116. Die Gräfin Blandrati.

In Visp lebte vor 1222 auf der Hübschburg bei der Burgerkirche die Gräfin Blandrati. In dem Turm ihrer Burg hing eine Glocke aus lauter Silber. Soweit ihr

heller Schall ertönte, mußten die Bewohner der Umgebung einen Tribut entrichten. Die Bewohner von Eggen, eine halbe Stunde oberhalb Eggerberg, waren verpflichtet, jährlich an St. Martini eine schwarze Kuh mit roten Ohren oder eine rote Kuh mit schwarzen Ohren nach Visp in die Hübschburg abzuliefern. Das gab nun alle Jahre ein peinliches Suchen und zuletzt war eine solche Kuh gar nicht mehr aufzubringen. Die Gräfin aber bestund auf ihrem vermeintlichen Rechte. Das verdroß die Eggener und sie beschlossen, ihre Häuser niederzureißen und sie hinter der Ecke weit hinten gegen das Baltschiedertal wieder aufzubauen. Dort abgeschieden von der Welt, wurde das silberne Glöcklein nicht mehr gehört, ja nicht einmal die große Glocke von Visp mehr. Die Gräfin mochte nun die Silberglocke läuten so lange sie wollte, keine Kuh wanderte mehr von Eggen in die Hübschburg. Fr. Lagger.

117. Der Doppelgänger.

Vor ungefähr 40 Jahren ging ein Knabe von 15 Jahren mit einem Freunde nach der Baltschiederin. Für ihn war es eben ein angenehmer Spaziergang und er begleitete darum gern seinen Freund zu dessen Eltern, die daselbst an der Arbeit waren. Als er mittags nach Visp zurückkehrte, traf er auf dem Heimwege einen Baltschiedner mit Namen Schnydrig an, einen Mann, den er sehr gut kannte. Der Knabe grüßte den Mann und fragte ihn, wohin er gehe. „Nach Visp,“ lautete die Antwort. „Gut,“ sprach der Knabe, „dann komme ich mit.“ Als sie eine Weile mit einander marschiert waren, verschwand dieser Baltschiedner

auf einmal wie ein Schatten über den Rand einer Wasserleitung, die der Klam zuging. Der Knabe erschrak, ging eilig seinen Weg weiter, bis er einen Wagen Heu antraf, auf welchen er sich dann setzte und nach Visp zurückfuhr. Nicht lange nachher sah der Knabe den vermeinten Baltschiedner und er erzählte ihm, was passiert war. Doch der Baltschiedner wollte nichts davon wissen. Da erkannten sie, daß der geheimnisvolle Begleiter der Geist dieses Mannes gewesen war. Sie erinnerten sich auch an das, was der Volksmund von diesen Geistererscheinungen erzählt: wenn der Geist zur Kirche gehe, sterbe die Person im Laufe des Jahres, wenn aber der Geist von der Kirche gehe, werde die Person sehr alt. Dieser Baltschiedner, der erst vor 6 oder 10 Jahren gestorben ist, ist tatsächlich sehr alt geworden. X.

118. Die tote Hand.

Vor vielen Jahren ereignete sich in Visp, daß einer Familie ein liebes, liebes, nur etwa zweijähriges Kind gestorben war. Einige Tage, nachdem selbes unter großem Leidwesen der Mutter auf dem Kirchhof von Visp ist begraben worden, sah man ein Händchen des verstorbenen Kindes aus dem Grabe emporragen. So oft man selbes in die Erde des Grabhügels zurückgeschoben, so oft streckte es bald darauf sich wieder hervor. Als die Mutter solches vernommen hatte, wurde sie sehr traurig und zeigte, weil sie sich nicht zu raten wußte, diesen seltsamen Fall dem Herrn Pfarrer an. Dieser fragte sie: „Hat das Kind sich nie etwa gegen euch versündigt, und habt ihr es dafür nicht bestraft?"

„Ich wüßte mich an nichts zu erinnern,“ gab die Mutter zur Antwort, „außer daß es mich einmal mit der Hand ins Gesicht geschlagen, was ich ihm in Rücksicht auf sein Alter durch die Finger sah und ungeahndet ließ.“ „O, so!“ sagte der Pfarrer zur Mutter, „so geht hin, nehmt eine Rute und gebt der emporgestreckten toten Hand einige Streiche damit und ich hoffe, wenn das Kind die verdiente Strafe erhalten, wird es im Grabe Ruhe finden.“ Die Mutter tat, obwohl mit schwerem Herzen, wie es der Pfarrer angeraten, und von der Zeit erschien die Hand ihres Kindes nicht mehr außer dem Grabe. T. W. S. Nr. 48.

119. Der Geiger nach dem Tod.

Ein Bauer, der sehr dem Trinken ergeben und Geiger war, forderte vom Wirt, seinem Gevatermann, noch eine Maß Wein. Es soll sich dies in Visp zugetragen haben. „Bring mir noch eine Maß Wein!“ sagte der Bauer. „Du hast ja schon genug,“ gab ihm der Wirt zur Antwort. „Um Gottes Willen bring mir noch eine Maß Wein, ich will dir nach meinem Tode dafür spielen.“ — „Gut,“ erwiderte ihm sein Gevatermann, „wenn du mir nach deinem Tode eines dafür aufspielen willst, so will ich dir noch eine Maß holen; aber daß du dein Wort haltest.“ — „Ja, wenn es Gott zuläßt, so werde ich mein Wort halten.“ Eines Abends spät in der Nacht, als der Wirt allein im Zimmer war, hörte er draußen vor dem Haus einen recht lustigen Tanz auf einer Geige spielen. Als er einen Augenblick voll Verwunderung zugehört, ging er hinaus, um zu sehen, wer es sei. Aber weder er, noch seine Leute konnten den Spielmann

finden. Am andern Tag kam die Nachricht, sein Gevattermann, der Geiger, sei in der letzten Nacht und zwar um die gleiche Stunde, da er in seinem Zimmer den lustigen Tanz hatte spielen hören — gestorben.

T. W. S. Nr. 19.

120. Der Kreuzaufstecker.

Als der Kirchturm von Visp erbaut war, hatte der Baumeister nicht den Mut, das schwere Eisenkreuz über die hohen Gerüste und Leitern hinauf zu tragen und in das bereitete Loch zu stecken. Da unternahm ein Arbeiter das Wagestück. Als dieser mühsam die Spitze erreichte, schrie er herab: „Aber Meister, in welches der drei Löcher soll ich das Kreuz stecken?" Der Schwindel hatte ihn ergriffen und ließ ihn drei Löcher sehen. Unwillig antwortete der Meister: „In das Loch in der Mitte!" Er tats und das Kreuz hielt fest. Aber im gleichen Augenblicke fiel der Arbeiter in schauerlichem Falle hinunter auf den Sand der Vispe.

R. W. S. Nr. 90.

121. Ich will dich nicht, ich mag dich nicht.

Im innern Stafel des Baltschiedertals kam abends, während der Senn dem Käsen oblag und am Kessel den Brecher schwang, oft eine junge Ziege auf das Hüttendach und schaute durch eine Lücke neugierig dem Sennen zu. Der Senn, dessen überdrüssig, schlug mit dem Brecher nach

der Ziege. An einem Fuße gelähmt, hinkte die Ziege davon und wurde später nie mehr gesehen. Der Sommer ging zu Ende. Kein Unglück war vorgefallen und die Geteilen waren mit dem „Nutz“ (Milchertrag) zufrieden. Nur der Senn hatte keine Ruhe, denn die gelähmte Ziege kam ihm nicht aus dem Sinn. Eines Tages ging der Senn Geschäfte halber in ein Nachbardorf und traf da eine ihm wohlbekannte Person an, welche einen lahmen Arm hatte und furchtbare Schmerzen litt. Da sprach der Senn: „Ach, Kathri, was hast du mit der Hand gemacht?“ „Du bist schuld,“ sagte die Tochter, „warum hast du mir den Brecher auf das Hüttendach nachgeschmissen. Auf dem Besenstiel kam ich zu dir, um dich nur sehen zu können. Wenn du jetzt die Liebe erwiederst, werde ich von Schmerzen frei sein.“ Der Senn aber sprach: „Ich will dich nicht, ich mag dich nicht.“ Die Tochter starb bald nachher. Im fogenden Sommer erschien sie oft auf dem Hüttendache und meckerte: „Ich will dich nicht, ich mag dich nicht.“ Wieder ging der Sommer zu Ende und noch in dem gleichen Jahre starb auch der Senn. Oft aber sahen Jäger nachher den Sennen beim Hüttenherd mit der Zubereitung der Käse beschäftigt.

Fr. Lagger.

122. Die Wolfsgrube.

In Albenried zwischen Visp und Birchen wohnte vor vielen und vielen Jahren ein Ehepaar. Es führte sich redlich auf und ernährte sich so gut, als eben die Vermögensverhältnisse es gestatteten. Sie hatten das Gütlein lastenlos ererbt, bewahrten es schuldenfrei, besaßen Ziegen und

Schafe und auch einiges Großvieh. Nur glaubte der Wolf, eine Hypotheke auf ihre Habe zu besitzen, schlich sich oft heimlich in den Stall und raubte da gewissenlos eine Ziege, ein Schaf, einmal sogar ein junges Rindvieh. Damit war der redliche Bauer nicht einverstanden. Um dem nächtlichen Dieb das Handwerk zu legen, grub er in der Hellulu ein großes Loch, nach oben verengert und fest ausgemauert. Oben deckte er die Grube mit Reisern zu und legte noch eine Lockspeise darauf. Diesmal legte er eine tote Henne darauf, die er in seinem Stalle gefunden hatte. Da merkte die Frau, daß ihr eine Henne abhanden gekommen war und zwar am hellen Tag. Gleich dachte sie, der Mann werde sie als Lockspeise benutzt haben und ging abends noch hinaus zur Wolfsgrube. Als sie in später Stunde noch nicht zurückgekehrt war, ging der Mann ebenfalls hinaus zur Wolfsgrube. Dort sah er, daß die Reiser an zwei Stellen eingebrochen waren. Er blickte hinunter und sah, wie seine Frau und der Wolf friedlich neben einander saßen. Unwillkürlich brachte er die Worte hervor: „So ists gut. Der Wolf in der Falle — und die „Tampa“ auch dabei.“ Dann zog er sein Weib heraus und erschlug den Wolf.

Fr. Lagger.

123. Der Graf vom Esch.

Im Eiholzboden, nahe dem heutigen Eschgraben (Zeneggen), lebte ein reicher Graf mit seiner Familie. Während die Gräfin und die Grafentochter sehr mildherzig gegen ihre Mitbürger und Untertanen waren, war der Graf ein harter und gewalttätiger Mann. Als eines Tages die Familie beim Abendbrote zu Tische saß und der Graf eben ein

Brot anschnitt, tröpfelte aus demselben Blut heraus. „Was," schrie der Graf, „sind die Bäcker Blutmenschen geworden?" „Nein," sprach die Gräfin, „das ist nur das Blut, das du dem Volke aus den Adern pressest." Der Graf geriet in äußerste Wut und jagte die Gräfin und die Tochter aus dem Schloße hinaus. Der Graf blieb im Schloße, zählte sein Geld, trank und schlief ein. Um Mitternacht vernahm er furchtbares Krachen, er wollte fliehen, aber schon hatte ein Bergsturz das Schloß und das Grafengut verschüttet und begraben. Noch jetzt haben die dort liegen gebliebenen Steine die Gestalt von Brot- und Käsausschnitten.

Fr. Lagger.

124. Der Birnbaum.

In dem kleinen Dörflein Sisetsch bei Zeneggen lebten Jahre lang zwei Nachbarn miteinander in Streit und Hader wegen eines Gartens, in dem ein schöner Birnbaum stund. Jeder behauptete der Garten gehöre ihm. Oft schon waren sie hitzig aneinander geraten und mit blutigen Köpfen auseinander gegangen. Der Hader wollte nicht aufhören. Der Streitfall kam vor den Richter. Das Gericht entschied, aber der Urteilsspruch galt ihnen nichts. Haß und Feindschaft dauerten fort und böse Zungen schürten immer noch das Feuer des Haßes. Es war wieder Herbst geworden und der Birnbaum stund da vor den Fenstern der beiden Nachbarn, beladen mit den schönsten Früchten, daß es eine Freude war, sie anzusehen. Am folgenden Tage mußten die Früchte eingeheimst werden. Da hätte es sicher zwei blutende Köpfe gegeben. Um Mitternacht in der Geister-

stunde hörten die Bewohner ein anhaltendes Krachen und Bersten, ein Rauschen und Rutschen. Am Morgen waren die beiden Häuslein mit ihren Insassen, das Gärtlein und der Birnbaum verschwunden. Statt dessen stund da eine gähnende Schlucht, der steile Eschgraben, den die Wasser der Geisterstunde sich ausgegraben haben. Unheimlich spuckt es in diesem Geistergraben. Bei Unwettern toset und tobet es dort fürchterlich und in sternenhellen Nächten schwirren oft blaue Lichtlein dahin und verschwinden.

Fr. Lagger.

125. Die Wahrsagerin.

In Zeneggen im Unteresch lebte vor vielen und vielen Jahren ein wohlhabender Mann. Seine Frau war ihm viel zu früh gestorben und hatte ihm ein Kind hinterlassen — das einzige freilich — ein gewecktes Büblein. Der Witwer war um dasselbe sehr besorgt. Als er einst nach Visp ging und dort eine Wahrsagerbande antraf, erforschte er sich über die zukünftigen Schicksale seines Lieblings. Den erhaltenen Wahrspruch jedoch verriet er niemanden. Doch ging er traurig nach Hause und jedesmal, wenn er dem Kinde das Essen brachte, weinte er. Der Sohn wuchs heran und als er den Vater immer weinen sah, so oft er mit ihm zu Tische saß, oder ihm ein neues Kleid brachte, oder ihn rüstig auf dem Felde der Arbeit obliegen sah, wollte der Sohn mal nach der Ursache forschen. Doch der Vater gab ihm ausweichenden Bescheid. Auch stahl er sich oftmals heimlich weg und nach Tagen und Monden sah der Sohn, daß der Vater in einem Felsen eine regelrechte Festung ausgemeißelt und diese mit einer eisenbeschlagenen Türe versehen hatte.

Und vor der Türe dieses Steinverließes weinte wieder der Vater. Auf das Drängen des Sohnes, warum er immer so weine, unterbrach der Vater das Schluchzen und sprach: „Wenn du es durchaus wissen willst, so höre. Am 13. Juni wirst du vom Blitz erschlagen werden. Für diesen Tag habe ich zu deiner Rettung diese Felsenwohnung ausgehauen.“ „Ach was!“ sprach der Sohn, „Vater, ich bin in Gottes Hand. Auf dem Felde, zu Hause, im Felsen, überall ist er mein Vater. Sein Blitz kann mich treffen, wo er will, gerade so, wie mich seine Hand überall beschützen kann. Was bedarf's dieses Verließes?“

Der 13. Juni kam heran. Ein furchtbares Gewitter brach los. Die Blitze zuckten und die Donner rollten. Grad fiel der Blitz auf die Felsenburg und zerspaltete die Wände, daß nichts mehr übrig blieb. Der Sohn aber, der auf dem Felde gearbeitet hatte, kehrte wohlbehalten nach Hause zurück. Fr. Lagger.

126. Der Drache von Zeneggen.

Unter den Felsenklüften von Zeneggen am südlichen Abhange hauste ein Drache, der die Wanderer, welche den Talweg von Stalden nach Visp oder von Visp nach Stalden gingen, anzog und verschlang. Einmal kehrte auch ein Soldat, der in spanischen Kriegsdiensten war, nach seiner Heimat Stalden zurück. In Visp warnte man ihn, sich ja nicht auf den Weg zu begeben, da er Gefahr laufe, von dem Drachen verschlungen zu werden. Der im Krieg ergraute Soldat entgegnete: „Ich habe so oft dem Tod in's Auge geschaut; ich fürchte mich nicht — auch vor dem

Drachen nicht.“ Zur Vorsicht legte er sich doch seinen Stahlpanzer an, in welchen er noch spitze Stahlmesser hineinfügte. Angekommen an der betreffenden Stelle, sah er noch den Drachen in weitem Bogen auf ihn zufliegen — da war er auch schon verschlungen. Der Drache flog nun wieder nach seiner Höhle zurück, seine Speise zu verdauen. Aber diese Speise war unverdaulich und verursachte ihm entsetzliche Leibesschmerzen. In diesen Schmerzen schlug er mit seinen Flügeln so heftig auf die Felsen, daß bei dieser Erschütterung die ganze Felsmasse losbrach und unten ein ganzes Dorf verschüttete. Der Drache aber flog hinüber nach Visperterminen auf's Gebüdem, wälzte sich da wieder vor unsäglichen Schmerzen, daß er ein weites Loch auswühlte, in welches Wasser floß, das dann einen See bildete. Noch einmal schwang der Drache seine Flügel und flog hinüber ins Nanztal. Daselbst aber verendete er; und noch jetzt sieht man daselbst versteinert den ungeheuren Drachenleib in seinen Schlangenwindungen liegen.

J. Gattlen.

127. Das Edelsteinlager.

„Glück auf! Glück auf!“ erscholl der alte Bergmannsruf der Arbeiter, die in gemessener Stunde sich ablösten und aus- und eingingen im Bergwerke von Zeneggen. „Glück auf!“ rief wiederum ein Bergwerker, als er tief drinnen im Bergschachte einen schönen, glänzenden Edelstein gefunden hatte. „Glück auf!“ wiederholte er nochmals und versuchte ihn in seine Taschen zu stecken; aber er war wie alle übrigen Kameraden sozusagen nackt. Kleider hatte er

keine mitnehmen dürfen; denn dieselben, wenn er sich solche irgendwie vorher hätte verschaffen können, hätten immerhin beim Ausgange im Vorgebäude dem Aufseher abgegeben werden müssen. Er schnitt sich deshalb eine Wunde in den rechten Arm und legte in diese Oeffnung den Edelstein hinein und nähte sie wieder zu. „Glück auf!" wiederholte er in Gedanken wieder den alten Bergmannsspruch und verkaufte dann, als er bei dem Aufseher glücklich vorbeigekommen war, den Edelstein um einige Mörserpfunde. Die Sache wurde aber doch ruchbar. Ein Kamerad hatte ihn verraten. Er wurde eingezogen, abgeurteilt. Das Urteil lautete, es solle ihm der Arm abgeschnitten und derselbe solle oberhalb des Einganges zum Warnungszeichen für alle aufgehängt werden.

Kaum war das geschehen, erhob sich ein fürchterliches Ungewitter, das den Boden erweichte, so daß der Bergschacht durch den herunterstürzenden Triestfelsen ganz verschüttet wurde. Seither hat man wiederholt nach dem alten Edelsteinlager geforscht, aber nur mehr Gild- oder Ofensteine herauszuholen vermocht. Fr. Lagger.

128. Der seltsame Kuhmelker.

Wer von Stalden aus durch einen übelbesorgten Fußweg nach Esch in Zeneggen geht, findet ob dem Dörflein zür neuen Brücke mitten im nachlässig ausgereuteten Gebüsch am Saume eines lichten Wäldchens an der Straße eine nicht gar wohlgehaltene Scheune mit Stall, in welchem, so wird erzählt, einmal eine gute Milchkuh überwintert und gefüttert wurde. Lange ging das Ding gut und seinen gewöhnlichen

Gang. Bald gewahrte man aber mit Verdruß, daß die Kuh jeden Morgen weniger Milch habe, als billig zu erwarten war. Erst meinte man, die Kuh wolle krank werden und verliere darum die Milch. Diese zeigte sich aber stets munter und wohl auf. Dann glaubte man, während der Nacht müßten Diebe kommen und die Kuh melken; darum begann man den Stall sorgfältiger zu verschließen. Umsonst, kein Hälmchen wurde an der Stalltüre verrückt und die Kuh verlor doch immer ihre Milch.

Endlich wollte der Hausvater in eigener Person dem Milchdieb aufpassen und entschloß sich darum, im Stalle verborgen zu übernachten. — Die Nacht verstrich ruhig. Vor Tagesanbruch jedoch, ungefähr eine Stunde vor der gewöhnlichen Fütterungszeit, stand die Kuh auf und begann zu „trieschen“ oder „trintschen“ — (Stimme der Kuh, die ihrem Kalbe ruft). Und sieh! in einem Loche der alten Stallmauer wurde es lebendig; eine große Schlange kroch hervor über die Mauer herab und zur rufenden Kuh heran, unter der sie auf dem Boden einen Ring bildete und den Kopf so weit in die Höhe richtete, um bequem zum vollen Euter langen zu können. Aus allen vier Dillen oder Zitzen sog sie die Milch gemütlich und sichtlich vergnügt heraus.

Der entsetzte Lauscher getraute sich nicht, den grausen Milchdieb anzugreifen, ließ ihn ruhig gewähren und in's verborgene Quartier zurückschleichen. — Folgenden Morgens aber, mit nötiger Hülfe verstärkt, erlegte er die zur Gegenwehr sich hochauftürmende Schlange, noch ehe sie ihren gewohnten Schelmenstreich wieder beginnen konnte. — Die Kuh aber fing an sichtbar zu trauern und zu darben und es währte lang, bis sie ihren nächtlichen Melker wieder vergessen hatte. **R. W. S. Nr. 64.**

129. Die wunderbare Rettung.

Von einem Pfarrer in Törbel wird erzählt, er habe den Kirchenschatz beraubt. Als er fürchtete, als Dieb entdeckt zu werden, entfloh er nach Italien, wo er auf freiem Felde von Räubern überfallen wurde. In dieser äußersten Lebensgefahr machte er das Gelübde, im strengsten Orden sein Vergehen abzubüßen, wenn er mit dem Leben davon komme. Siehe! da vernahm er in nächster Nähe helles Getrampel vieler Hufeisen, als wenn ein Trupp berittener Landjäger dahertrabe. Entsetzt flohen die Räuber eiligst davon und ließen den Angefallenen laufen, der sich nun mutterseelenallein auf offenem Felde befand, ohne mehr die geringste Spur einer Reiterei wahrzunehmen. Indessen aber reute es ihn doch, ein so schweres Gelübde gemacht zu haben und ging darum nach Rom, um sich davon dispensieren zu lassen. Der Papst wollte ihn aber von der Verpflichtung des Gelübdes nicht freisprechen, weil die Rettung von oben zu offen am Tage lag. Er sandte ihn in ein Trappistenkloster, wo er als frommer Büßer im Rufe der Heiligkeit starb. R. W. S. Nr. 41.

130. Der päpstliche Legat und der Kanzler Kronig.

Kronig, Altpfarrer von Törbel, machte seine theolog. Studien in Wien. Leider hatte Kronig ein Kröpfchen, das das junge Studentlein mit den hellen Augen arg mißstaltete. Bei der ersten Vorstellung in Wien

war man daher sehr enttäuscht und man glaubte gar, Wallis erkühne sich, mit den Wienern Spott zu treiben. Die gelehrten Herren der Universität wollten den Studenten nicht annehmen und ins Wallis zurückschicken; doch könne man probieren. Und siehe! der Walliser übertraf alle an Talent und Wissen. —

Nach vollendeten Studien wurde Kronig in Sitten bischöflicher Kanzler. — Als nun der päpstliche Nuntius von Luzern ins Wallis reiste, um den neuerwählten Bischof zu weihen, wurde auch Kanzler Kronig zum Empfange des Legaten an die Landesgrenze abgeordnet. Hier empfing Kronig den Legaten mit einer glänzenden, lateinischen Rede. Der Gesandte stutzte und äußerte verwundert: „Was wird erst der Fürst sein, wenn sein Kanzler eine solche Gelehrsamkeit hat?" Wie jedoch der Legat nach Sitten kam und ihm der Bischof vorgestellt wurde, ward er enttäuscht und er wollte nicht mehr den Erwählten, sondern den Kanzler Kronig zum Bischofe weihen. Das Domkapitel aber bedeutete ihm, er solle nur den Erkorenen weihen, den Bischof mache Kronig immerhin selbst. J. Schaller.

131. Der treue Jäger.

Wer in kalten Herbsttagen Berge bestiegen hat, weiß aus Erfahrung, wie Kälte und Ungewitter in den Bergen daheim sind. So gingen vor vielen Jahren zwei Jäger von Törbel auf die Gemsjagd ins Augstbord in ein wildes Alpental oberhalb Emd. Wie sie sich im Augstbord trennten, gaben sie einander den Platz zum Stelldichein auf einem Hofe

in der Nähe. Wie nun der eine von den zwei Freunden abends auf den bestimmten Platz kam, brach ein Ungewitter los und er kehrte sogleich heim. Abends kam der andere Jäger nicht heim und seine Frau konnte am Morgen das für ihn bestimmte Nachtessen abräumen. So auch noch die zwei folgenden Tage. Nun ging eine Anzahl Männer ab, um ihn zu suchen; sie konnten ihn aber nicht finden. So suchte man, solange es die Witterungsverhältnisse erlaubten.

Im Frühling fand ein Schafhirt den Verschollenen sitzend an dem Platze, den sich die beiden Freunde zum Stelldichein bestimmt hatten.

So war der gute Freund auf hohem Berge gestorben, nur um sein gegebenes Wort nicht zu brechen. J. Lorenz.

132. Das Schaflaufen.

Im Flecken Feld nahe bei der Schutzengelkapelle in Törbel breitet sich eine schöne Wiesenebene aus, zum Schaflaufen geeignet. Leider stößt dieselbe an einen hohen Felsenabgrund. Einst ergötzten sich auf dieser Ebene die jungen Leute mit Schaflaufen. Zwei derselben erprobten gegenseitig ihre besondere Kunst und Kraft; weder Läufer noch Fänger wollte sich überwinden lassen. Unglücklicherweise führte sie ihr fliegender Lauf von ungefähr zur gefährlichen Stelle heran. Beide schossen den schmalen Abhang hinab, fanden die Kraft nicht mehr ihren Lauf zu hemmen und stürzten beide in den Abgrund, wo man sie nur mehr als verstümmelte Leichen aufhob. Wer an Ort und Stelle gewesen, wird sich kaum wundern, die Todeskreuze der jungen

Spieler an der Straße zum traurigen Andenken aufgepflanzt zu finden. R. W. S. Nr. 77.

155. Der unheimliche Gast.

An der Schüflu, einem kleinen abgelegenen Weiler südwestlich von Törbel, wohnte mit seinem treuen Hunde ein urchiger Törbjerjunge. Eines Abends, wie er schon schlafend im Bette lag, klopfte ein Fremder an und bat um Herberge. Er wurde gastlich aufgenommen und man begab sich zu Bette. Auch der Hund nahm seinen Posten wie gewohnt auf dem alten Kasten vor dem Bette ein. Doch hatte er keine Ruhe mehr. Der finstere Fremdling bat anfänglich, als ob es sich von selbst verstünde, den knurrenden Hund zu entfernen. Der kluge Meister kannte seinen sichern Wächter und der fast freche Fremde erweckte schon beim ersten Eintreten kein volles Vertrauen; er ging darauf nicht ein. Der Hund wurde immer aufgeregter und murrte recht respektabel, daß es dem aufdringlichen Gaste ganz unheimlich wurde. Er stund auf und verlangte in befehlendem Tone, daß der Störefried aus dem Hause geschafft werde. Der brave Bursche aber erhob sich ganz kaltblütig; gab dem Hunde einen Wink. Und nun ging es los! Der Hund nahm mit einem grimmigen Gebell Stellung vor dem Fremden. Entsetzt floh dieser zur Türe hinaus und der Hund verfolgte ihn über Emd bis ins sog. Eschji. Hier konnte der Verfolgte sich in einen offenen Stalle retten und drei Tage lang soll der Hund ihn da gefangen gehalten haben.

Lange Jahre verstrichen und es wurde ein gefährlicher Bandit gefangen und zum Tode verurteilt. Bevor er den

Gang zum Galgen tat, bekannte er, daß bis heute sein Leben nie in Gefahr war, als in der Schüflu, wo ihn ein Hund fast zu Tode gehetzt habe. J. Schaller.

134. Das Weinfaß im Telli.

Telli wird das kleine Alpentälchen genannt, aus welchem der Törbjerbach herausfließt. — Daselbst werden im Sommer Schafe und Rinder gehütet. Wie nun einstmals zwei Bürschchen den Bach hinaufgingen, um nach den Schafen zu sehen, kamen sie zu einer Höhle. Wie alle Neugierigen gingen sie hinein und siehe! sie fanden so hoch in den Bergen ein Faß, das voll Wein war. Natürlich tranken die Bengel vom Weine und da er ihnen gut schmeckte, auch eins über den Durst, wie einst Noe. Als sie herauskamen, sahen sie am hellen Tage Sterne am Himmel und fanden sich gezwungen ein Schläfchen zu nehmen und die Schäfchen laufen zu lassen. So trieben's die Schlauberger eine Zeit lang ohne einem Menschen von ihrer Entdeckung ein Sterbenswörtchen zu sagen. Die Leute wußten nicht, warum die Hirten immer betrunken waren, bis sie es endlich selber sagten, denn, nachdem die fidelen Käuze das Faß ausgesoffen, fiel dasselbe zusammen und damit war auch ihre Herrlichkeit zu Ende. J. Lorenz.

135. Glück im Unglück.

Ze Lähnu heißt eine Strecke der Straße von Visp-Stalden in den schroffen Felsen neben der neuen Brücke

(Zerbriggu). Hier war früher ein Gespenst, das sehr gefürchtet war. Wie einstmals ein angesehener Bürger hier während der Nacht hinunterfiel und am Morgen tot aufgefunden wurde, so glaubte man allgemein, er sei vom Bozen hinausgestoßen worden. Seither hütete sich jedermann an dieser Stelle während der Nacht vorbeizugehen.

Nach zwei Jahren erschien der Mann einem Bekannten und sagte ihm: „Mein Schutzengel hat mich ausgestoßen, denn ich habe gerade einen guten Gedanken gehabt in diesem Augenblicke. Wäre ich nicht damals gestorben, so wäre ich zwei Jahre später Zehnenrichter geworden und dann ewig verloren gewesen.“

So hat sich dieser in seinem zeitlichen Unglücke das ewige Glück erworben. J. Lorenz.

136. Kraft der Alten.

Es gibt unzählige Sagen, welche von außerordentlicher Körperkraft einzelner Menschen aus der Vorzeit erzählen.

Auf der Furren bei Törbel hatten die Zimmerleute beim Bau einer hohen Scheune beraten, wie sie den Firstbaum hinaufbringen könnten. Weil sie nicht gleich einig wurden, gingen sie zum Abendessen, um dort die Sache reiflicher zu überlegen. Als die Arbeiter, nun im Plane einig, wieder erschienen, siehe! da war die First oben auf der Scheune. Ein hochgewachsener lediger Bursche hatte die Beratung angehört. Nun nahm er während ihrer Abwesenheit den Baum allein auf die Achsel und trug ihn hinauf an Ort und Stelle.

Von einer großen, starken Frau von Törbel, Anna

Kalbermatten, wird erzählt, daß sie einmal ihrem klein-gewachsenen Manne auf der Matte geholfen habe, dürres Heu zusammen zu rechen. Der Mann nahm eine für ihn etwas zu schwere Bürde auf den Kopf und hatte die Kraft nicht, dieselbe über die Leiter hinauf in die Scheune zu bringen. Da schalt sein Weib ihn einen Nichtsnutz, band ihn mit einem Strick auf die Bürde nieder und trug in einem Zuge Heu und Mann die Leiter hinauf in die Scheune.

Aus Zermatt wird erzählt, daß einmal drei Söhne einen Zimmerbaum daherzogen, den sie nur mit größter Mühe vorwärts brachten. Der alte Vater, der ihnen vom Hause aus zusah, ärgerte sich darüber, ging auf seinen Stock gestützt hin, jagte die Söhne von dem Baume und sprach: „Ihr unnützen Buben habt das Brod umsonst gegessen“ und zog allein den Baum.

Von Anton Furrer wird erzählt, er habe die Steinsäulen, auf denen das Portal der Kapelle in Winkelmatten ruht, getragen. Diese Säulen sind auf dem Mischisand nahe am Gornerbache ausgehauen worden und der Träger mußte über ziemlich steile Felsen barfuß gehen, um sichern Stand zu haben.

Stephan Heinzmann von Visperterminen wurde einst auf seiner Heimreise von Brig nach Visperterminen von der Nacht überfallen. In den Rohrflühen stellte sich ihm ein Strolch entgegen mit den Worten: „Blut oder Geld!“ Der handfeste Heinzmann packte ihn mit seiner Rechten so fest, daß der Strolch willenlos folgen mußte. In Visp ließ er ihn los, fand aber, daß seine Hände mit Blut überronnen waren, welches der Schelm unter seinen Nägeln hervorgeschwitzt hatte. R. W. S. Nr. 51. 54.

137. Die Waldkapelle bei Visperterminen.

Ein sonst rechtschaffener und braver Mann wurde derart geisteskrank, daß er den traurigen Entschluß faßte, sich zu erhängen. Er nahm darum einen Strick und ging hoch in den Wald hinauf. Angekommen an einer Stelle, die ihm für sein schlimmes Vorhaben passend schien, durchlief es ihn eiskalt. Dessenungeachtet machte er sich an's Werk; doch wollte er vorher noch ein Vaterunser beten. Da gewahrte er auf dem untersten Äste eines nahen Lerchbaumes ein grünes Männlein, das ihm einen langen Strick hinreichte. Alsogleich erkannte er die ganze Bosheit und die schrecklichen Folgen seines unseligen Vorhabens, bereute ernstlich seinen Schritt und bat Gott um Verzeihung. Als auf gemachtes Kreuzzeichen der Böse verschwand, machte er das Gelübde, hier eine Kapelle zu erbauen. Sogleich wurde er vom Wahnsinn befreit. R. W. S. Nr. 33.

138. Der Chinbrückenbau.

Jeder Wanderer, der von Stalden nach dem Saasertal gehen will, muß die Brücke, die in kühnem Bogen die Zermattervispe überspannt, überschreiten. Wie viel Arbeit und Geld diese Brücke gekostet hat, sehen wir daraus, daß man, wie die Sage berichtet, Eier ins Pflaster (Mörtel) gemischt hat, was doch sehr kostspielig ist. Da wegen des wenigen Geldes, das man hatte, die Arbeiter mit andern Wertsachen bezahlt wurden, so ging man soweit, daß jeder Arbeiter am Abend entweder einen Batzen oder ein Fischel-

Korn nehmen konnte. Endlich gingen auch die Batzen und das Korn aus und man wäre gezwungen gewesen, die Arbeit einzustellen, wenn nicht ein Wahrsager gesagt hätte, in der sogenannten Blattmatte (etwa 5 Minuten unter dem Dorfe Törbel) lägen 10 Pfund nach altem Walliserwert auf einem Haufen. Sofort wurde nach denselben gesucht und als man die 10 Pfund gefunden hatte, konnte die Brücke fertig gebaut werden. J. Lorenz.

159. Die Mischabel.

In der Bergkette, welche die beiden Vispertäler von einander scheidet, zwischen dem Balfrin und der Monte Rosa liegt das gewaltige dreizackige Gebirge, die Mischabelhörner, deren höchste Spitze der Dom heißt. Einige wollen den Namen Mischabel herleiten von seiner Form und sagen, es komme von Mistgabel; andere sagen, es sei ein arabisches Wort und bedeute ganz was anderes. Die Spitze wurde nach der Sage zuerst von einem verwegenen Touristen bestiegen, der in Saas-Fee nebst seinem Proviant eine Garbe Stroh mitnahm, um auf der Spitze der Mischabel ein Freudenfeuer anzünden zu können.

Am dritten Tage sah man deutlich auf der Spitze der Mischabel ein Freudenfeuer — aber der mutige Bergsteiger kam nicht wieder zum Vorschein. R. W. S. Nr. 22.

Glücklicher als die Mischabel läßt die Sage das Fletschhorn bei Simpeln ersteigen. Dem kühnen Bergsteiger dieser nie betretenen Bergspitze wurde die Roßbodenalpe als Lohn versprochen. Man riet ihm an, einen Hund, einen Hahn und eine Katze als Begleiter mitzunehmen. Doch der Hahn erfror, der Hund stürzte von einem Felsen, die Katze fiel

in den Abgrund und das Haupt des Bergsteigers drohte vor Schwindel zu zerspringen. Er kehrte heim. Aber das Lachen und Spotten der Leute verdroß ihn. Er wagte noch einen Anlauf, versicherte aber zuvor sein Haupt vor dem Zerspringen durch einen starken Eisenring. So gelang er glücklich zu der Spitze und zum Besitze der schönen Alpe.

Seither (1901) ist der Kopf des Fletschhorns zersprungen und die Roßbodenalpe wieder zum Teil in dessen Besitz gelangt. R. W. S. Nr. 23.

140. Die sorglose Mutter.

Zu Brunnen, einem Bergweiler am südlichen Ufer des Triftbaches im Tale Saas, wohnte laut der Sage in einem Hause eine Mutter allein mit ihrem kleinen Töchterlein. Die Mutter pflegte fast jeden Abend auszugehen, um sich bei Nachbarn lang in die Nacht hinaus in muntern Abendsitzen zu belustigen. Das Kind nahm sie nie mit; legte selbes zu Bett und schloß es im Hause ein. Die so verlassene Kleine klagte der Mutter oft, wie sie doch immer fortgehen, so lange ausbleiben und sie so mutterseelenallein lassen möge; es sei im Hause so unheimlich und es fürchte sich immer so sehr. — Das half nichts; die Abendsitze wurden nur desto länger. — Bald fing das Kind an, mit weinender Stimme zu bitten: „Mutter bleibe doch bei mir und laß mich nicht allein! es kommt ein böser Mann ins Haus, der will mich forttragen!“ Die Mutter hörte nicht. Folgenden Abends, als das arme Kind merkte, die Mutter wolle wieder fort, fing es bitterlich zu weinen an. „Mutter“, jammerte es, „wenn du doch nicht bleiben und mich so allein lassen willst, so gib mir doch Weihwasser und

segne mich, damit wenigstens Gott und mein Schutzengel mich bewahren.“ Aber laut lachte die lieblose Mutter und, sich entfernend, schlug sie die Türe hinter sich zu. — Leider blieb die Strafe diesmal nicht aus; die unbarmherzige Mutter fand ihr Kind nicht mehr; das Haus war leer. — Nach langem Suchen fand sie endlich im nahen Chin, das der Triftbach sich gegraben, nur noch das leere Schühlein, welches das Kind am linken Fuße getragen.

R. W. S. Nr. 72.

141. Die unvorsichtige Mutter.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts führte Katharina Briggeler, Gattin des Johann Tamatter von Visperterminen, ihre Kinder samt einer kleinen Viehheerde aus der Voralpe Hothen nach Oberstalden herab. Ein kleines Töchterlein, Maria Katharina, konnte oder wollte im Theelwalde dem Zuge nicht schnell genug folgen. Darüber ungeduldig wollte die Mutter die Kleine schrecken und sagte ihr: „Wenn du nicht schnell kommst, so wird dich der schwarze Mann packen und fortführen.“ Das kleine Mädchen lief aber immer noch nicht nach, wie es die Mutter wünschte; diese schrie darum in den Wald hinein: „Komm, schwarzer Mann, und hole das faule Kind!“

Als die Mutter bald darauf wieder umschaute, was das Kind nun anfange, sah sie dasselbe nirgends mehr. Glaubend, es sei in die Voralpe zurückgelaufen, brachte sie schnell die übrigen Kinder und das Vieh nach Hause und ging wieder hinauf, um selbes abzuholen. Aber das Töchterlein war nirgends zu finden. Jammernd trieb nun die trostlose Mutter Leute zusammen, um das Kind aufzusuchen —

aber umsonst. Am zweiten Tage fand man im Walde ein Schühlein, so das Mädchen getragen. Erst am dritten Tage abends fand es seine Patin, Katharina Heinzmann, tief im Walde zwischen zwei Felsen eingeklemmt. Das Kind erzählte nun, der schwarze Mann sei gekommen, dem die Mutter gerufen, und habe es an der Hand dahin geführt. Er habe kein Wort mit ihm gesprochen; aber ihm auch nichts zu Leide getan. Es hätte die Leute schon gestern und vorgestern gehört und gesehen, aber der schwarze Mann habe Wache bei ihm gehalten und es weder gehen noch schreien lassen. Erst als die Gotta gerufen, sei der Schwarze verschwunden, und es habe Antwort geben können.

Von der Zeit an fing das Mädchen an zu kränkeln und endete bald sein junges Leben. R. W. S. Nr. 73.

142. Die sorgende Mutter.

Was eine Mutter für ihr Kind wagen kann und oft großmütig einsetzt, erzählt folgende traurige Sage: Die Wiesen des Bergweilers Hölleien in St.-Niklaus grenzen gegen Nordost an tiefe und gefährliche Schluchten, die der Riedbach ausgegraben. In einer dieser Wiesen wollte eine Mutter Futter sammeln und nahm ihr Kind mit, weil sie selbes nicht allein zu Hause lassen durfte. Während nun die Mutter ihrer Arbeit oblag, spielte das Kind im Grase. Aber sieh'! in einem unbewachten Augenblicke glitschte das sorglose Kind aus und rutschte eine steile Halde hinab dem Abgrunde zu. Gar zu hastig eilte die sorgende Mutter nach, verlor das Gleichgewicht und stürzte selbst am 31. August 1771 in den Riedbach hinab. Der Knabe rettete sich an einem Baumstamme. — Der unglückliche

Vater, der seine liebe Gattin so traurig verloren, und mit dem armen Kinde trostlos zurückblieb, starb vor Gram noch im gleichen Jahre. R. W. S. Nr. 74.

143. Der Mordstein.

In der Stafelalpe des Saastales, in der Höhe, wo der Holzwuchs aufhört, liegt in einem mit fetter Weide begrasten Boden ein Stein. Er heißt der Mordstein. Diesen sonderbaren, scheinbar nicht gerechtfertigten Namen erklärt eine Sage.

Drei Hirtenkinder weideten in dieser futterreichen Gegend ihre nicht zahlreichen Herden. Zur Mittagsstunde, als diese, des beständigen Grasens müde, entweder im Schatten stehend mit neckenden Fliegen herumscharmützelten, oder auf weicher Erde liegend gemütlich das emsig gesammelte Futter wiederkauten, saßen auch die Kinder sorgenfrei nebeneinander im Grase. Jedes der Kinder hing seinen eigenen Gedanken nach und vertrieb die Zeit für sich allein. Zur Höhe eines gemeinschaftlichen Spieles brachten sie es eben nicht; sie schienen etwas verstimmt, daher ihr diplomatischer Verkehr kalt. — Auch Hirtenkinder haben ihre bismarkischen Staatsstreiche, die leicht durchkreuzt werden können.

Der erste Knabe lag auf dem Boden und grub mit dem Sackmesser kleine Löchlein in die Erde zum Seelenwägen. — Ein Loch in der Mitte bedeutet die Welt; hinauf führen Staffel erst ins Paradies dann zum Himmel; hinunter aber zum Fegfeuer und zur Hölle. Das Messer wird in die Luft geworfen, vertritt die Stelle des Würfels und zeigt, nach der Art wie es niederfällt, ob der Spieler eine Stufe aufwärts

oder abwärts steigen müsse. Dieses Spiel heißt Seelenwägen und wird von Kindern gern gespielt; doch nicht unter den Augen der Mutter, die darüber losschimpft, weil ein alter Pfarrer in der Christenlehre gesagt habe, mit der Seele solle man nicht spielen.

Der zweite Knabe flickte was an seinem Schuhe herum, der schadhaft zu werden drohte, während das dritte Kind — ein Mädchen — sich mit einer kleinen Strickerei beschäftigte.

Zuerst brach das Stillschweigen der Schuhflicker. Müßig den Bergabhang hinaufgaffend sagte er: „Aber wenn da oben der große Stein auf uns herabrollen würde, was wollten wir wohl anfangen?" — Der Seelenwäger sprach gleich: „Ich springe in die Welt zurück; ich bin noch nicht im Fegfeuer." Der Fragende selbst lachte und sprach: „Dann schleife ich wieder in meinen Schuh"; aber das Mädchen meinte, es empfehle sich dem Schutzengel. — Und der Stein fiel im gleichen Augenblicke, die Hirtenknaben für immer begrabend. — Nur das Mädchen entkam. —

Diese Geschichte erzählen fromme Mütter oft ihren Kindern, die dann ergänzend hinzufügen, man sehe noch jetzt unter dem Steine einen zerbrochenen Geiselstock und höre da weinen. Als man das mir zum ersten Male neben dem warmen Stubenofen daheim erzählte, sah ich die Bruchstücke des Stockes auch deutlich und hörte das Seufzen der erschlagenen Kinder, später aber nicht mehr, da ich als Hirtenbube Gelegenheit hatte, in eigener Person genaue und unparteiische Nachschau zu halten. R. W. S. Nr. 76.

144. Der gefundene Tote.

Man fand einst in Saas in einer Hütte von Almagel einen fremden Toten. Ohne Zweifel hatte er im Winter diese hohen und wilden Berge passiert, hatte sich, von Kälte und Strapazen erschöpft, in diese Hütte geschleppt und war dort entschlafen, um nimmer zu erwachen. Weil man aber nicht wußte, ob er ein Christ oder Heide gewesen, so hatte man ihn nicht fern von der Hütte im Sand vergraben. Leute, die nicht lange nachher da vorüber gingen, sahen, daß vom Toten eine Hand hervorguckte und hörten nicht weit davon ein Vögelein wunderschön singen. Man scharrte die Hand wieder unter die Erde; aber bald darauf schaute wieder ein Fuß vom Toten heraus. Auch dieser wurde wieder unter den Boden geschoben. So oft man da vorüberging, schaute von diesem fremden Toten bald ein Fuß, bald eine Hand aus dem Grabe hervor; vergebens bestrebte man sich, selbe mit Erde zu bedecken und immer hörte man in der Nähe ein Vögelein wunderschön singen. Da kam man auf den Gedanken, den Toten wieder auszugraben und ihn auf die Friedhofmauer der Pfarrkirche zu legen. Diese Mauer hatte die Eigenschaft, zu enträtseln, ob die auf den Bergen gefundenen, unbekannten Toten katholisch oder nichtkatholisch seien. Dies geschah auf folgende Art: War die Leiche, welche man auf die Mauer legte, während der Nacht auf einen Raum außerhalb des Gottesackers geworfen worden, so hielt man sie für nichtkatholisch; fand man sie aber am Morgen auf geweihtem Erdreiche, so nahm man an, der Verstorbene sei katholisch gewesen. Am Tage darauf fand man diese Leiche zur allgemeinen Freude fast mitten auf dem Friedhofe liegen Das war ein gutes Zeichen. T. W. S. Nr. 52.

145. Die Schlittenfahrt.

In der Gemeinde Eisten, früher zur Pfarrei Stalden gehörig, liegt der Bergweiler Schweiben hoch in schroffen Bergabhängen auf einem vorspringenden Felsengebirge, das fast ringsum schreckliche Abgründe abschließen. Die guten Leute hatten einen drei Stunden langen Weg zur Pfarrkirche nach Stalden, der besonders im Winter sehr mühsam und gefährlich ist. Dennoch unterließen sie den Kirchgang nur in der größten Not.

Als an einem schönen Wintertage bei solcher Gelegenheit nur halberwachsene Kinder zu Hause blieben, wollten sich einige derselben mit Schlittenfahren ergötzen. Die Eltern würden das an diesem so gefährlichen Orte nie zugegeben haben. Auch fanden die Kinder keine Schlitten, nahmen aber eine große Muolte (Holzbecken), setzten sich darin und vollzogen ihre beabsichtigte Fahrt. Das Ding ging anfangs sehr gut; aber bald ebnete die Muolte ihre Wege immer besser, fuhr immer schneller und gewann bald solche Kraft, daß sie über das Ziel hinausgetrieben, ihre unbesonnene, um Hülfe laut aufschreiende Ladung rettungslos in den schrecklichen Abgrund führte. Es starben da sieben Kinder, deren Leichname, in Stücke zerrissen, mühsam gesammelt und in einem Sarge zu Grabe getragen wurden. — Wer den Ort sieht, kann's glauben.

R. W. S Nr. 78.

146. Der erste Meier in Kipfen.

Einst fiel in den Kipfen zwischen Kalpetran und St. Niklaus ein Mann in die Vispe und wurde von den schäumenden Wellen fortgetragen. Das sah ein am Ufer arbeitender Holzhacker, sprang nach, packte und zog ihn mit seinem Eisenhacken wieder ans Land — freilich etwas unvorsichtig, denn der angesetzte Hacken riß dem Geretteten ein Auge aus. Darüber beschwerte sich dieser bei der Obrigkeit und belangte seinen Retter um Schadenersatz für das ausgerissene Auge. Das war nun eine ziemlich verfängliche Rechtsfrage, bei der man einerseits das Recht, anderseits aber die Billigkeit nicht recht vereinbaren konnte. Mit ganz verzogenen Mienen und sehr verstörten Gesichtern nahmen die Rechtsgelehrten Ort und Stelle in Augenschein. Ein zufällig anwesender Ziegenhirt bemerkte die Verlegenheit der wohlweisen Herren und, nachdem er sich über den Handel erkundigt, sprach er lächelnd, da wisse er schon Bescheid; der Kläger solle sich an der gleichen Stelle wieder in's Wasser werfen und weiter tragen lassen; rette er sich ohne Hülfe des Holzhackers, so müsse dieser ihm das Auge bezahlen; wenn nicht, so sei es wohl gleich, ob er mit einem oder zwei Augen sterbe. — Welch ein glücklicher Einfall! Die Richter atmeten wieder freier. — Zum Andenken an den merkwürdigen Rechtsfall wurde Kipfen zum Meiertum erhoben und der Hirtenbube seiner Weisheit wegen daselbst als erster Meier eingesetzt. R. W. S. Nr. 30.



147. Der zukünftige See in St. Niklaus.

Ein frommer Pater soll einst, von Törbel aus das Tal betrachtend, ausgerufen haben: „O armes Tal! ein Bergsturz wird die Vispe so aufstauen, daß der Hahn auf dem Glockenturm in St. Niklaus Wasser trinken wird!" Die Erfüllung dieser Prophezeiung wird kaum möglich geglaubt, auch wenn der schlüpfrige Kipferwald samt dem schönen Bergflecken Grächen ins Tal hinabrutschen sollte. — Das Erdbeben von 1855 hat zwar gezeigt, welchen Maßstab der Bergrutsch annehmen könnte. Eine Erdsenkung von ungefähr anderhalb Schuh durchzieht den Wald ob Grächen und zeigt ringsum die Grenzen des sinkenden Bodens. — Schreiber dieses überschritt den Erdriß an mehreren Stellen, wünschte darum eben nicht, die großartige Schlittenfahrt in die Kipfen mitzumachen! Hoffentlich wird dieser etwas lose Bergkegel vor der neuen projektierten Fahrstraße Respekt haben und der traurigen Prophezeiung des frommen Paters in Törbel noch lange spotten. R. W. S. Nr. 34.

148. Die Kirche in St. Niklaus.

Der hl. Bischof Nikolaus hat seinen Namen der Gegend und dem Dorfe gegeben, wo er in einem schönen Gotteshause gegenwärtig verehrt wird; — vorher mag der Ort Gasen (Chauson) geheißen haben. Es ist das der sicherste Beleg, daß die frommen Gläubigen aus der Umgegend häufig zu diesem Heiligen wallten, in seinem Gotteshause ihre Andacht machten und Votivtafeln aufhingen, deren noch einige vorhanden sind.

Der jetzigen Weltanschauung mag es seltsam scheinen, dem heiligen Nikolaus an einem ziemlich gefährlichen Orte eine Kirche aufzubauen. Diese steht unter einem zerklüfteten und sehr lockern Berghügel, Dorftossen genannt, und im Bereiche eines großen und gefährlichen Lawinensturzes. — Dieser Zug, an gefährlichen und schauerlichen Stellen Bethäuser zu errichten, war bei den Alten vorherrschend: sei es, daß sich da des Menschen Gemüt besser vom Irdischen lostrennen und im Gebete leichter himmelwärts richten konnte, oder daß man da vom Himmel die Abwendung schwerer Unglücksfälle erflehen wollte. — Die Kirche in St. Niklaus wurde von der Lawine oft gefährdet und geschädigt, ja 1749 sogar bis auf den Turm und das Chor fortgerissen. Das geschah gerade, während der Sigrist am Morgen im Turm betenläutete. Er glaubte nur einen großen Windstoß gehört zu haben und erstaunte darum nicht wenig, aus dem Glockenturm statt in die Kirche unter freien Himmel herauszukommen.

Einst faßten die Leute den Entschluß, dem hl. Nikolaus die Kirche wieder aufzubauen im schönen und sichern Felde auf dem jenseitigen Vispenufer; aber jeden Morgen fanden sie die Bauinstrumente immer wieder unter dem gefährlichen Sparrenzuge. Eines Abends erzählten auch zwei Hirtenknaben, sie hätten im Dorftossen zwei Kobolde — Berggeister — gesehen und gehört, wie sie miteinander den Anschlag machten, den Dorftossen herunterzuwerfen und den Talgrund zu verschütten. Die Kobolde entwarfen den Plan, der eine solle unten die Stützen des Berges losgraben und der andere oben den Berg hinausstoßen. Beide machten sich gleich an die Arbeit. Aber es ging nicht und kein Hälmchen bückte sich. Der untere Kobold schalt erzürnt seinen Gehülfen oben einen Taugenichts. „O weh!“ heulte dieser

herab, „d's Glasi lat nit!" Weil der hl. Nikolaus den Berg nicht herabstürzen ließ, bauten nun die Bewohner diesem Heiligen den Tempel freudig wieder an der alten Stelle.

R. W. S. Nr. 32.

149. Pater Schulzki.

Pater Schulzki stammte aus Deutschland. Seine Eltern waren gemischter Religion: der Vater protestantisch, die Mutter katholisch. So kam es, daß auch die Kinder in beiden Religionen erzogen werden sollten: nämlich die Töchter katholisch, die Söhne aber protestantisch; unsern Pater Schulzki sollte das letztere Los treffen.

Allein diese Religion behagte ihm nicht und er zog vor, da der Vater auf seiner Idee bestund, zum Wanderstab zu greifen. Noch im Winter verließ er das elterliche Haus, bekam von seiner gutkatholischen Mutter eine kleine Mitgift und so ging er unter Tränen in die Fremde. Gott und gute Leute fügten es, daß er gut und brav blieb und seine Sehnsucht, sich dem Priesterstande zu widmen, erfüllen konnte. Nach einem Jahrzehnte ward er Ordensgeistlicher und das damalige Rektorat Ergisch hatte das Glück, ihn als Rektor zu haben.

P. Schulzki war ein sehr eifriger und frommer Priester. Aeltere Leute der hiesigen Gemeinde haben ihn noch gekannt und erzählen mit Vorliebe, wie er so einfach und schlicht hiehergekommen sei — in einem Nastuch soll er seine Siebensachen mitgebracht haben — wie er so große Gewalt über den bösen Geist und außerordentliche Wissensgabe gehabt habe.

Einst ging er mit seinem Knechte Christian Hischier auf die Jagd. Als sie auf das Ergischhorn kamen, sagte der hochw. Rektor zum Knechte: „Christian, laßt uns niederknien und ein Vaterunser beten, es stirbt gerade einer in Ergisch (ein gewisser Max), Gott sei ihm gnädig.“ Am Abend hieß es, daß jener Mann wirklich um diese Zeit gestorben sei.

Auf eine Anfrage bezüglich des Loses der Verstorbenen sagte er: „Von meinen Leuten, die ich während sechs Jahren in Ergisch begraben habe, weiß ich von allen wo sie sind, mit Ausnahme von zweien.“

Ja er wußte sogar die Todesstunde seiner Mutter, die in Deutschland starb, während der ehrwürdige Pater Rektor in Ergisch war.

Er kannte auch eine außerordentliche Heilmethode für krankes Vieh. Wenn jemand etwa ein Rind oder Schaf krank hatte, ging er zum Rektor. Wo er Rat gab, da war auch sichere Hilfe zu hoffen.

Einst geschah es, daß in Visp eine große Heuschreckenplage überhandnahm. Da soll ein Visper Herr den Wunsch ausgedrückt haben, er wünschte, daß alle Heuschrecken ins Haus des Paters Schulzki verbannt würden, da könnte er wieder mal seine geistliche Gewalt anwenden, um sie hinauszutreiben. So sprach er spottend zu seinen Mitbürgern. Doch er sollte für seinen Spott bitter bestraft werden. Am andern Morgen war sein Haus voll Heuschrecken, so daß er bittend zum hochw. Pater kam, er möchte ihn doch von diesem schrecklichen Uebel befreien.

Der Pater kam und, nachdem er ihm eine ernstliche Ermahnung gehalten, trieb er die Heuschrecken wieder hinaus, indem er sagte: „Geht ihr Gespenster!“ Da sprang der Heuschreckenschwarm zum Fenster hinaus in die Vispe. Alle

Leute von Visp, besonders der geplagte Eigentümer jenes Hauses dankten dem hochw. Pater für die große Wohltat der Errettung von der Heuschreckenplage.

Als er später im Vispertal Seelsorger war, kamen Leute traurigen Herzens zu ihm und sagten, daß ein Jäger seit einigen Tagen verschwunden sei und man ihn nicht finden könne. Jener Mann, ein leidenschaftlicher Jäger, entdeckte an einem Sonntag morgens, als es zur hl. Messe läutete, die Spur eines Wildes. Statt in die Kirche zu gehen, nahm er das Gewehr und ging auf die Jagd, kam aber, wie es manchem Sonntagsjäger schon ergangen ist, nicht mehr zurück.

P. Schulzki gab den Leuten, die um Auskunft fragten, folgende Antwort: „Geht hinauf bis auf eine gewisse Anhöhe, dort werdet ihr ihn zwischen zwei Steinen finden und so wie er dort liegt, ist er in der Hölle".

Man ging hin und fand den Jäger tot an demselben Orte und in derselben Stellung, wie es P. Schulzki voraussagte.

Als aber später die Verwandten des verunglückten Jägers den Pater wegen seiner dreisten Aussage zur Rede stellen wollten und ihn beim Richter verklagten, berief er den Geist des Verstorbenen und alle Anwesenden baten vor Furcht und Schrecken inständig, der ehrwürdige Pater möge den Geist wieder zum Fortgehen drängen, was P. Schulzki auch tat.

G. Obrist.

150. Der Verbrecher.

Unter dem Pfarrer Jos. Peter Imboden († 1764) wurde zu St. Niklaus ein erst 24jähriger Jüngling wegen wiederholten Diebstahls hingerichtet. Noch berichten die Leute von seiner Riesenstärke. Er soll 4 Zentner Salz auf einmal getragen haben. Keiner im ganzen Vispertal kam ihm an Stärke gleich. Er war aber ein sehr unglücklicher Mensch. Als Knabe diente er seinem Taufpaten Pfarrer Imboden zur Messe und nahm Kleinigkeiten vom Opfergelde, das auf dem Altar niedergelegt wurde. Leider verwies es ihm der Pfarrer, obwohl er davon wußte, nicht. Der Junge, frecher geworden, stahl mehr und mehr, machte Einbrüche, bis er richterlich gestraft wurde. Jetzt ergriff ihn bittere Reue. Um zu büßen, pilgerte er zu Fuß nach Rom. Hier beichtete er reumütig seine Diebstähle und erhielt zur Buße, daß er bei der ersten Wiederholung eines Diebstahles freiwillig den Richtern sich stelle. Zu Fuß kehrte er von Rom zurück. Obgleich er in Italien leicht Gelegenheit zum Stehlen gefunden hätte, überwand er dennoch seine Leidenschaft. Kaum aber erblickte er von Ferne den schlanken Kirchturm von St. Niklaus, als er sich entschloß, einen Einbruch zu tun und er tat ihn. Eingedenk seines zu Rom gegebenen Versprechens stellte er sich freiwillig dem Gerichte. Wie ein Lamm ließ er sich fesseln, den sechs Richtern erklärend, daß er, obgleich er sie alle sechse nicht fürchte, keinen Widerstand leisten werde. Den zum Tode Verurteilten begleitete sein Pate Pfarrer Imboden zur Richtstätte. Nach Vollzug des Todesurteils klagte sich der Pfarrer untern bittern Tränen vor dem zahlreichen Volke an, daß er vielleicht an dem Un-

glücke des Jünglings Schuld trage, weil er ihn bei den kleinen Kirchendiebstählen nicht bestraft habe.

P. Joller.

151. Ein Urteilsspruch von Oben.

Die zwei etwas oberhalb St. Niklaus auf dem rechten Vispenufer gelegenen Weiler Biffig und Aufderfluh sollen einmal, wie die Sage erzählt, einen traurigen Prozeß unter sich geführt haben. Die Liegenschaften und Häuser beider Weiler sind durch eine tiefe, wildromantische Schlucht von einander getrennt, an deren oberm Ausgang ein kleines, herrliches Bächlein entspringt. Dieses Bächlein wurde zum Stein des Anstoßes, denn beide Weiler beanspruchten das Wasser als ihr Eigentum. Man entzog einander das Wasser und kamen einmal die Gegner bei der Anfassung des Brunnens zusammen, so gabs gewöhnlich eine regelrechte Balgerei, der gewöhnlich noch ein Nachgefecht mit Worten folgte. Wie feindliche Geschosse flogen dann die Worte von einem Ufer der Schlucht zum andern und was mit Worten nicht gesagt werden konnte, wurde mit Gebärden ausgedrückt, worin die Frauen den ersten Rang eingenommen haben sollen. Natürlich kam es zum Prozeß. Der ganze Zwist wurde für die Advokaten und Richter zur ergiebigen Milchkuh, weshalb sie natürlich auch trefflich genährt wurde. Die Feindseligkeiten mehrten sich und wurden nachgerade zum allgemeinen Aergernis; Hoffnung auf ein Ende des Prozesses war keine vorhanden. Da griff eine höhere Macht ein.

Als wieder einmal ein allgemeiner Dorfstreit losbrach, stürzte ein gewaltiges Gewitter auf die Gegend herein. Der

Donner rollte, die Blitze zuckten und beleuchteten grell die widerhallenden Felsen, von denen zentnerschwere Felsblöcke in die Tiefe polterten. Bis auf die Haut durchnäßt und vor Schrecken zähneklappernd trennen sich die Streitenden und eilen ihren Wohnungen zu. Die Erde bebt und wankt, daß die Häuser erzittern, die Fensterscheiben klirren, die Küchengeräte stürzen wankend von ihren Gestellen zu Boden. Wenn wieder einmal der grelle Blitz draußen die nächtliche Finsternis taghell erleuchtend neben den Fenstern züngelnd vorbeizuckt, schreit alles laut auf: „Jesus, Maria und Joseph, seid uns gnädig!“ Leichenblaß vor Entsetzen fallen die Familienangehörigen auf die Knie und bitten Gott um Gnade und Barmherzigkeit. Nie soll in diesen Weilern aufrichtiger und flehentlicher gebetet worden sein: „Vergieb uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldnern,“ als an diesem Tage und Gott erbarmte sich ihrer. Das Gewitter verzog sich, es wurde hell. Niemand hatte Schaden genommen und alles war beim alten; nur die melke Kuh der Advokaten war tot. Das Erdbeben hatte nämlich das Bächlein im Innern der Erde in zwei gleiche Arme geteilt, von denen der eine auf der linken und der andere auf der rechten Seite der Grenze entsprang, wie es heute noch zu sehen ist. Natürlich hörte von diesem Tage an, an welchem Gott selbst so deutlich seinen Urteilsspruch kundgetan, jede Uneinigkeit und Feindschaft auf.

Al. Andenmatten.

152. Bestrafter Uebermut.

Wie heutzutage, so gab es auch früher übermütige Nachtbuben, die mehr an böse Streiche als an ihre Pflich-

ten dachten. Ein solcher Bursche beschloß einmal des Nachts zwei Mädchen zu erschrecken, welche den Sommer über auf der Melchfluh, einer kleinen Privatalpe von Randa das Vieh verpflegten. Er zog ein langes, weißes Hemd an und ging als Toter verkleidet bis vor die Hüttentüre und begann durch nächtlichen Spuck die erschreckten Mädchen zu ängstigen. Mit unheimlich brummender Stimme ging er um die Hütte herum und polterte so stark an die Wände, daß die Hütte erbebte. Freilich erschracken die furchsamen Töchterchen und hielten einander umfangen und baten in ihrer Angst laut die Mutter Gottes um Hilfe; der Nachtbube aber sollte noch mehr erschrecken.

Als er sich nämlich umblickte, stürzte ein hohes, dreibeiniges Roß mit einem großen, glühenden Auge auf der Stirne, vom Hohlicht her auf ihn zu. Schnell pochte er an die Türe und bat um Einlaß, aber die Mädchen wagten nicht zu öffnen, obwohl sie den Burschen an der Stimme erkannten, denn sie fürchteten den Nachtbuben sowohl als den Bozen. Das Pferd kam immer näher und sein Schnauben wurde so stark, daß der Geängstigte meinte, er müsse samt der Hütte fortgeblasen werden. In dieser Todesangst schlug er mit aller Gewalt die Hüttentüre ein und hatte kaum noch Zeit sich mit Weihwasser zu bekreuzen, als das Roß auch schon auf der Türschwelle erschien und ihm zurief: „Heute bist du mir entgangen, weil du noch Zeit hattest mit Weihwasser das Kreuzzeichen zu machen. Ein zweites Mal wirst du aber der verdienten Strafe für deinen nächtlichen Unfug nicht mehr entgehen!“ Hierauf verschwand das Roß und der Bursche soll sich von da an bekehrt haben. Al. Andenmatten.

153. Eine sakrilegische Taufe.

Auf halbem Wege zwischen dem Dorfe Wildi und den Schallenäckern, am Schallberg, steht ein kleines Kapellchen. Hier sollen vor alten Zeiten zwei halberwachsene Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, die Schafe gehütet haben. In der freien Zeit seien sie auf die Idee gefallen, ein Lamm zu taufen, um zu sehen, ob sie noch taufen könnten, wie der Pfarrer sie für die Notfälle es gelehrt hatte. Während das Mädchen Patenstelle versah, soll dann der Knabe auch wirklich ein junges Lamm getauft haben. Von diesem Tage an, so erzählt die Sage, soll es hier nicht mehr geheuer gewesen sein. Der Geisterunfug soll so stark gewesen sein, daß die Wildner kaum bei hellem Tage sich da vorbei wagten. Der Geist hatte die Gestalt eines kohlschwarzen Schafes, welches erst dann für immer verschwand, als der frevelhafte Knabe, zum Manne herangewachsen, zur Sühne für diese sakrilegische Taufe, ein kleines Kapellchen daselbst errichtet hatte. Al. Andenmatten.

154. Das vollzogene Todesurteil.

Ein Mann in Täsch, zer Metjen, Peter Joseph Schallbetter mit Namen, der 1752 heiratete und 1754 eine Tochter zeugte, wurde angeklagt, er habe über das Wetter und die Obrigkeit geflucht. Ein erschwerender Umstand war allerdings, daß er reich war und viele Kühe im Stalle hatte. Er wurde des Schwörens wegen zum Tode verurteilt. Es mußte ihm jedoch eine Gnadenfrist eingeräumt werden, weil er sich an den Bischof von Sitten, Präfekten

des Wallis, wandte. Der edle Oberhirt begnadigte ihn. Das konnten die Richter voraussehen, war ihnen aber wegen der reichen Erbschaft nicht gelegen; darum bestellten sie im verborgenen Leute, die den Boten im Kipferwalde, wenn nötig, bis auf anberaumte Zeit aufhalten sollten, und verordneten die Hinrichtung des Verurteilten genau auf die Minuten, die laut Gesetz mußten eingehalten werden. Als der Bote in möglichster Eile ankam, sah er schon von ferne den Richtplatz voll Menschen. Er fürchtete zu spät zu kommen, schwang darum ein weißes Sacktuch hoch in die Luft und schrie so laut er vermochte: „Gnade! Gnade!“ Aber es war zu spät! Schallbetters Haupt lag eben in den letzten Zuckungen auf dem Boden als die Gnadenbotschaft zur Richtstätte gelangte.

Die Richtstätte war auf der Nordseite des Dorfes St. Niklaus, zwischen Gerstern und dem Esch an der Talstraße gelegen. Es blieb unter dem Volke die Sage, das abgeschnittene Haupt des Hingerichteten habe sich auf dem Richtplatze nicht begraben lassen, sondern sei stets auf dem Gottesacker in St. Niklaus gefunden worden. Auch soll derselbe einem Freunde erschienen sein und tröstend gesagt haben: „Der dritte Richter ist der gnädigste gewesen!“

R. W. S. Nr. 71.

155. Die Mutter Gottes am Felsen.

Unterhalb der Rätifluh dem Dorfe Randa gegenüber stund am Wege ein kleines, steinernes Mutter-Gottes-Bild. Als einmal jemand dort betete und nicht augenblicklich Erhörung fand, wurde er unwillig und bewarf das Bild mit

Kot. Das Bild fing an zu weinen. Er bewarf es noch einmal. Da hob sich das Bild hoch hinauf in die Felsenwand, so daß kein Mensch mehr dahingelangen konnte. Die Talleute verdroß das sehr; denn sie hatten das Bild lieb gehabt und hätten's gerne wieder herunter haben mögen. Aber der Felsen war zu steil und keiner vermochte daran emporzuklimmen und eine Leiter, die zu solcher Höhe reichte, gab's nicht. Da beschlossen die Leute von Randa einen Bittgang auf die Höhe des Felsen zu veranstalten.

Grad über dem Felsen wurde an starken Seilen ein Mann heruntergelassen. Schon war der Mann nahe dem Bilde, als er sah, wie das Seil immer dünner wurde, so dünn wie ein Bindfaden. In dieser Angst, er müsse in den Abgrund fallen, schrie er: „Ziehet auf!" Die andern hörten aber nicht darauf und ließen ihn immer noch weiter hinab. Jetzt war er beim Bilde, jetzt hätte er es erfassen können, da war aber das Seil so dünn geworden wie ein Haar und er schrie nochmals: „Um Gottes Willen zieht auf, sonst bin ich verloren!" Da zogen die Männer ihn hinauf und je weiter er aufwärts kam, desto dicker und stärker wurde der Strick. Heute ist das Bild an der Wand freilich nicht mehr zu sehen, aber die Sage lebt noch fort im Volksmunde.

A l. A n d e n m a t t e n.

Vergl. T. W. S. Nr. 70.

156. Das goldene Zeitalter in Zermatt.

Wie ein schönes Märchen klingt die Sage von einer längst entschwundenen goldenen Zeit. Damals sah es in Zermatt und Umgebung ganz anders aus als heutzutage. Keine rauhe Gletscherluft wehte durch das Tal und des

Südens goldene Früchte reiften hier in Menge. Das Dörflein Zmutt stund im Schatten reicher Obst- besonders Nuß- und Kastanienbäume. Weiter hinten im Tale lag das Dorf Tiefenmatten. Jetzt liegt darüber ein gewaltiger Gletscher der Tiefenmattengletscher. Matterhorn und Dent blanche bilden gleichsam die Leichensteine des untergegangenen Dorfes. Vom Zmuttal führte eine gepflasterte Straße über den Col d'Ering nach Evolena und Sitten. Ueber diesen Paß hinüber gingen die Zermatter oft bis nach Sitten zur Messe. Selbst eine Prozession nach der Landeshauptstadt fand jährlich auf diesem Wege statt. Unter dem Hörnli bei der Eselbahn sieht man noch jetzt Spuren dieser Straße. Auf der schönen Ebene, wo sich heute der Theodulgletscher ausdehnt, stand in vordenklicher Zeit eine prächtige Stadt. Als der ewige Jude auf seiner Wanderung dort zum ersten Male vorbeikam, wollte ihn niemand aufnehmen. Sein Fluch hatte die Vergletscherung der Stadt zur Folge. Oft sieht man in mondhellen Nächten die Seelen der untergegangenen Bewohner wie weiße Nebel über den Gletscher hinschweben.

Mancher Wanderer ist von ihnen schon irregeführt worden, so daß er auf den weiten Eisfeldern sein Grab fand. Am Fuße des Gletschers aber entdeckt man in heißen Sommern, wenn der Schnee stark weggeschmolzen ist, ganze menschliche Gebeine, welche der Gletscher ausgeworfen hat.

Das Tal des Gornergletschers und die Gegend um die Monte Rosa herum war in jener fabelhaften Zeit ganz mit reichen Waldungen bewachsen. Gemsen und Steinböcke waren darin oft in Herden von 1000 Stücken anzutreffen. Es zog eine gangbare Straße vom Theodul her dort vorbei und führte bis nach Findeln. Die Saumpferde, die

von Augsttal kamen, verliefen sich oft in jenen Waldungen, so daß die Säumer sie oft stundenlang nicht mehr zurückfanden. In Findeln in den Rüben reifte der köstlichste Wein. Es soll noch nicht lange her sein, daß man daselbst Weinstöcke aus der Erde grub. Auch Nußbäume stunden in jenem Tal. Man will in Findeln noch jetzt eine Tischplatte zeigen, welche angeblich von einem dortigen Nußbaume stammt. Ueber den Schweifern dehnte sich eine grasreiche Alpe aus, welche über 100 Kühen reiche Nahrung bot. Die Sennerin, welche dort wirtschaftete, war im Herbste so fett, daß man sie auf einem Schlitten zu Tale schaffen mußte.

Th. Lehner.

157. Aroleid.

Unter der Arofluh im Zmuttale wohnte eine Familie mit zahlreichen Kindern. Sonntags gingen Vater und Mutter nach Zermatt in die Kirche und ließen unterdessen die Kinder allein. Diese sprangen dann in den umliegenden Wiesen umher. Da geschah es, daß Aro — so werden die Adler noch heute in Zermatt genannt — plötzlich hinunter auf eines der Kinder schoß, dasselbe bei den Kleidern packte und davontrug. Der kleine Moritzle aber zappelte so gewaltig und schrie so entsetzlich, daß der Aro es für ratsamer hielt, seinen Raub auf der andern Seite des Zmuttbaches niederzulegen. Der Ort, wo dies geschah trägt bis heute den Namen Aroleid; denn Aro heißt Adler und leid heißt legte. Also der Adler legte den Moritzle dort nieder. Man behauptet, daß Moritzle später ein tüchtiger Jäger geworden sei und manchem Aro den Garaus gemacht habe.

Th. Lehner.

Nach Tscheinen (W. S. Nr. 24) lautet dieselbe Sage, daß eine Mutter ihren Säugling in das Gras niederlegte, um dem Vieh nachzulaufen, das sich zu weit entfernt hatte, daß dann während ihrer Abwesenheit das Kind vom Ari geraubt und davongetragen wurde — auf Nimmerwiedersehen. Aro heißt darum Ari und leid Leidwesen.

158. Das Untier auf dem Arlberg im Zmuttal (Zermatt).

Etwa eine halbe Stunde nördlich von Schönbiel im Zmuttal liegt der Berg Arbe, welcher einer Menge Schafe hinreichende Weide zu geben imstande ist. Vor vielen Jahren, so wird erzählt, ertönte auf einmal der Ruf, der Bär sei eingebrochen und hause unter den Schafen gar arg. In aller Eile liefen die Leute hin. Die Schafe taten ganz wild, obschon noch keines gemordet angetroffen wurde. Doch hatte die Sache vollen Ernst; ein grimmiger Bär, vor Hunger gähnend und brüllend, kam heran und warf seine zerfleischenden Tatzen bald rechts, bald links, um etwa eine Beute zu erhaschen. Die mit Knütteln, Stöcken und allerhand Waffen ausgerüsteten Leute hatten so was noch nie gesehen. Da ergriff ein Bauer ein kränkelndes Schäfchen und warf es dem Bären mit den Worten dar: „Friß das, ich schenke es dir, aber laß uns die übrigen in Ruhe.“ Und der Bär faßte das dargeworfene Schäfchen mit dem Rachen auf, trug es eiligst davon und kam nicht mehr zum Vorschein.

Einige Jahre später ging der Bauer, welcher den Bären beschenkt hatte, nach Sitten auf einen Jahresmarkt. Da bewillkommte ihn ein unbekannter, gutgekleideter Mann sehr

freundlich und lud ihn zum Mittagessen ein. Der Zermatter entschuldigte sich, er müsse sich in seiner Person irren; er habe ihn nie gesehen, nicht gekannt und könne mit ihm nicht Geschäfte haben. Weil aber der Fremde darauf bestand, so ließ sich auch unser Talbewohner die köstlichen Weine und die duftenden Braten wohl schmecken, griff wacker zu und wollte sich dann dankend verabschieden. Der Gastgeber aber erhob sich und sprach: „Warten Sie, mein Freund! ich habe Ihnen noch großen Dank abzustatten. Vor Jahren war ich so boshaft, daß ich die Gestalt eines Tieres annahm, um die Menschen zu stören und zu beschädigen. Auf einem solchen Zuge haben Sie mir ein Schäfchen geschenkt; das tat mir so wohl und ging mir so zu Herzen, daß ich mich bekehrte, niemanden mehr belästigte und nun ein wohlhabender, glücklicher Mensch geworden bin. — Das habe ich Ihrer Großmut zu verdanken."

R. W. S. Nr. 98.

159. D's Morisch Loch.

In Zermatt auf Rifel in der Nähe des Rifelhorns ist eine ziemlich geräumige Höhle mit einem schmalen Eingang. Dort hauste einst ein Schafhirt. Er war durch das beständige Schafhüten so menschenscheu geworden, daß er völlig verwilderte und die tägliche Nahrung nur abnahm, wenn man dieselbe irgendwo hinstellte und sich vor ihm nicht sehen ließ, denn sobald er einen Menschen erblickte, nahm er die Flucht und verbarg sich in den Gebirgen. Nach und nach kam er gar nicht mehr zum Vorschein, trieb sich immer in der Wildnis unter den Viehherden herum und stillte seinen Hunger mit geraubten Schafen. Da die

Leute den Schafdieb nicht mehr dulden wollten, suchten sie ihn einzufangen. Sobald er aber merkte, daß man ihm nachstellte, flüchtete er sich immer wieder auf das Rifelhorn, zu dem nur ein einziger, gefährlicher Zugang führte, den er aber stets mit solcher Verwegenheit behauptete und von wo aus er die Heranstürmenden mit einem so dichten Steinhagel empfing, daß diese seine Schanzen zu erobern aufgaben. Man wußte ihn auf keine andere Art unschädlich zu machen als daß man auf ihn mit Feuergewehren wie auf Gemsen Jagd machte, worauf er dann eines Tages von einem Jäger ab dem Rifelhorn abgeschossen wurde.

T. W. S. Nr. 53.

160. Das Wunder.

Es war in Zeiten großer Not und Teuerung, als 25 Zermatter in dem Felsen ob der Kalbermatte hinten im Zmuttal Faxen sammelten. Als jeder mit vieler Mühe und Gefahr ein Tuch voll zusammen hatte, trugen sie es an den Zmuttweg. Hier ruhten sie ein wenig aus. Da stand einer von ihnen auf und sagte: „Ich will euch ein Wunder zeigen.“ Voll Erwartung schauten ihm alle nach, als er auf die Wegmauer zuschritt, einige Steine weghob und ein halbes Roggenbrod zum Vorschein brachte. Aber noch mehr erstaunten die Männer, als der gutherzige Mann ihnen sagte, er wolle jedem ein Stücklein davon geben. Auf den Knieen nahmen sie die seltene Gabe entgegen und küßten dem Manne dankbar die Hand, denn seit langem hatten sie kein Brod mehr gesehen, geschweige denn gegessen.

J. Casetti.

161. Der Traum eines Zermatters.

Dem Franz Biner träumte vor etlichen Jahren, seine Mutter selig sei an sein Bett gekommen und habe ihm gesagt, er solle am folgenden Tage für sie einem durstigen Menschen zu trinken geben; sie wolle dann ihm im spätern Leben auf einem hohen Berge Hülfe leisten. Am Tage darauf kommt richtig ein sehr durstiger Mann, Peter Anton Biner, ganz im Schweiß; diesem gab er zu trinken, worauf derselbe manches Vergeltsgott sagte. Allein, wo mochte wohl der hohe Berg sein, dachte er oft, denn diesen Traum hatte er schon vor mehreren Jahren gehabt. Franz Biner machte seit einigen Jahren den Führer. Er wollte im letzten Jahre mit einigen Engländern die Monte Rosa besteigen. Es trat Föhnwetter ein und der Schnee wurde erweicht; dem Führer war, als wenn ihm jemand sagte, sie sollen nicht weiter gehen. Der vor einigen Jahren gehabte Traum trat lebendig in sein Gedächtnis. Er schilderte den Reisenden die Gefahr, man kehrte um und kaum waren sie aus der gefährlichen Stelle, so stürzte eine Lawine gegen jene Richtung hinunter, wo sie, wenn sie nicht umgekehrt wären, von derselben erreicht und über einen hohen Felsen geworfen worden wären; denn mit entsetzlichem Krachen donnerte die Lawine über diesen Felsen in den Abgrund hinunter. Jeder aus ihnen erkannte mit klopfendem Herzen die gütig rettende Hand Gottes aus dieser nahen Gefahr.

T. W. S. Nr. 49.

162. Die Kapelle von Schwarzsee in Zermatt.

Einmal kamen zwei Zermatter mit schweren Bürden beladen von Aosta her. Auf dem Theodulpaß überraschte sie dichter Nebel mit Wind, von Regen und Schneegestöber begleitet. Die kühnen Wanderer verloren den Pfad, wußten nicht mehr wo an und wo aus und gingen einem unvermeidlichen Tode in dieser entsetzlichen Oede entgegen. In dieser verzweifelten Lage nahmen sie ihre Zuflucht zur Fürbitte der Mutter Gottes, an welche sie ein Standbild derselben bei Schwarzsee so oft erinnert hatte. Sie gelobten zugleich, im Falle der Rettung daselbst eine Kapelle zu Ehren der Himmelskönigin zu erbauen. Nach diesem Versprechen schritten sie abermals voran und siehe! der geheimnisvolle Meeresstern Maria leuchtete ihnen auf der gefährlichen Bahn und geleitete sie gerade zu dem Bildständchen, von wo aus sie den Pfad kannten, der nach dem noch 5 Stunden entfernten Zermatt führte. So ist die Kapelle von Schwarzsee entstanden.

Vgl. Burgener Wallfahrtsorte der Schweiz II. Bd. S. 218.

163. Das Bethäuschen im Baltschiedertal.

Zwei Männer von Außerberg gingen im Spätherbst nach dem Baltschiedertal, um verlorene Schafe zu suchen. Sie kamen auf den Gletscher, der ganz tief ins Tal hinunterragt. Es kam die Rede auf die armen Seelen, die

im Gletscher büßen müßten und sie spotteten darüber. Plötzlich von Nacht und Finsternis überfallen, war es ihnen nicht möglich, vom Gletscher wegzukommen. In dieser Not versprachen sie, in der Nähe der Mutter Gottes ein Bildhäuschen zu erbauen. So entstand die Kapelle im Baltschiedertal. Fr. Lagger.

164. Die Kapelle an den Wandflühen.

An den steilen Felsenwänden unterhalb Birchen wurde oft von Raron aus an den Vorabenden der Marienfeste ein Lichtlein gesehen. Einst litt ein Mann von Raron an heftigen Zahnschmerzen. Der Schmerz trieb ihn während der Nacht ins Freie hinaus und er sah auf der Wandfluh das bekannte Lichtlein flimmern. Sogleich machte er das Versprechen, daselbst zu Ehren der schmerzensreichen Mutter ein Bildstöcklein zu errichten. Er fand Erhörung, hielt sein Versprechen und errichtete das noch jetzt bestehende Bildstöcklein, welches später durch die geräumige Wallfahrtskapelle eine schöne Umrahmung erhielt.

Vgl. Burgener Wallfahrtsorte der Schweiz II. Bd. S. 235.

165. Die verlorene Brunnquelle.

Auf den wasserarmen, sonnigen Bergabhängen zwischen den Alpen Leiggern und Raaft, Gebiet Außerberg, hört man's an einer gewissen Stelle im Berginnern rauschen und tosen, wie wenn unterirdisch ein großer Wasserkanal vorbeiführte. Die Volkssage erklärt diese Erscheinung auf folgende

Weise: Einst erfreuten sich die Geteilen der obgenannten Alpen des Besitztums einer gemeinsamen reichen Quelle, deren Wasser zu gleichen Teilen nach diesen Alpen geführt wurde. Nicht immer sollte es schiedlich und friedlich so fort gehen.

In einem besonders heißen Sommer gerieten die zwei Vögte oder Hüter der Alpen betreffs der Wasserleitung manchmal hart aneinander. Einstmals, als sie sich wieder auf der Wasserscheide trafen, kam es von Wortstreit zu Tätlichkeiten und sie spalteten sich mit den Wasserbeilen gleichzeitig geführten Streiches gegenseitig den Schädel. Von der Stunde an soll das Wasser im Innern des Berges verschwunden sein. R. v. Roten.

166. Der Heidenbiel.

Gegenüber dem Rotigo Haus zwischen Raron und St. German erhebt sich ein hoher ziemlich ausgedehnter mit einer Humusschicht bedeckter Kalkfelsen, der recht romantisch aussehende Hügel und Vertiefungen bildet und nebst einigen Kornäckern und Weideflächen hie und da Spuren von einstigen Gebäuden aufweist. Dieser Hügel selbst heißt seit unvordenklichen Zeiten der Heidenbiel und die Ueberlieferung meldet, es sei in vorchristlicher Zeit auf seinem Scheitel ein Götzentempel gestanden und das Gelände ringsum sei eine heidnische Ansiedlung gewesen. Ergeht man sich auf den sonnigen Hängen des Heidenbiels, so findet man nicht selten von der Zeit und Witterung gebleichte und verkalkte Knochen und Splitter, von denen das Volk sagt, es seien die Ueberreste der Opfertiere aus jener Heidenzeit und welche auch mehrmals schon die Aufmerk-

samkeit der Forscher erregt haben. Wie es auch sein mag, die interessanten Gräberfunde im Jahre 1872 geben der Volkssage von einer heidnischen Ansiedlung in dieser Gegend nicht unrecht. Es war ein Teil eines vorchristlichen Totenfeldes, ein Complex von etwa 20—30 Steingräbern, was damals zum Vorschein kam. Neben den in sitzender Lage nach Osten schauenden Gerippen fanden sich kleine mit Reliefverzierungen versehene Tonkrüglein, Arm-, Hals- und Fußspangen, Wurfpfeile und Stücke von Schwertern. (Die Fundstücke sind im archeol. Museum zu Genf.)

Selbstverständlich kann es in dieser Gegend nicht geheuer sein. Oftmals will man bei nächtlichen Gängen von Raron nach St. German oder umgekehrt hier Ungeheuer und Schreckensgespenster bald in Gestalt eines riesigen Hundes, bald eines schwarzen Widders oder Ziegenbockes mit glühenden Augen und flammender Zunge gesehen haben. Was oder daß daran, wie man zu sagen pflegt, in der Tat wahres und glaubhaftes ist, beweist ja der Umstand, daß mehrmals sogar solche, die sich vorher tüchtig Mut angetrunken hatten, angehalten oder unter den Weg geschmissen worden sind.

Am südlichen Fuße des Heidenbiels befindet sich eine Höhle, die mehrere Klafter weit in das Innere des Kalkhügels führt. Tiefer drinnen aber verengt sich diese Höhle so sehr, daß sie nur mehr für 4—5-jährige Kinder passierbar bleibt. Ein scharfer Hauch aus dem Innern bläst überdies jedes Licht aus. Wie schade! Denn mitten im Hügel soll sich die Höhle zu einer gewaltigen Halle erweitern, in welcher in drei gewaltigen Bottichen Gold- und Silbermünzen, Ketten, Spangen, Ringe und Gefäße aus der Heidenzeit in Hülle und Fülle zu haben wären. Aber eine schrecklich große Kröte hält mit aufgesperrtem Maul

Wache bei diesen Schätzen; ihr Fauchen soll den scharfen Luftzug, der dem Eindringling das Licht ausbläst, verursachen. Wer Lust empfindet, den Heidenschatz zu haben, der soll darauf gefaßt sein, der Kröte dreimal das Maul zu küssen. R. v. Roten.

167. Der Herr im Rotigo Blatt.

Geht man von Raron nach St. German, so erblickt man ungefähr halbwegs und links über der Straße ein kleines steinernes und uraltes Haus, dessen Vordergiebel, wie fast alle herrschaftlichen Bauten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, die unser Land aufweist, mit Créneaux, d. h. mit treppartigem Dachfries gekrönt ist. Dieser altertümliche Bau wird vom Volke gemeinhin Rotigo Haus genannt und das umliegende Gelände Rotigo Blatt. Im 14. Jahrhundert (seit diesem Datum kommt nämlich Rotigo Haus in alten Urkunden vor) haben die Roten ihren Sitz aus dem Zehnten Visp hieher verlegt. Der erste dieses Geschlechtes, der sich als im Blatt wohnhaft bekundet, ist laut einer auf den Antoni-Spital zu Brig bezüglichen Urkunde Marquardus de Ponzirro dictus Roto de Sto. Germano. Die ze Roten de Emda hatten wirklich von Edeln von Visp ein Fundum zu Ponzirrum oder Baltschieder inne und ein Zweig derselben nannte sich einfachhin nur mehr de Ponzirro. Gelegentlich des Ankaufs der resp. Kastellans-Rechte über die frühern Untertanen der Freiherrschaft zum Turm-Gestelnburg von den Gemeinden des Zehnten Visp siedelten sich die Roto de Emda in der Nähe Gestelns an und verblieben hier bis auf den heutigen Tag.

Von den Herren im Rotigo Blatt geht in der Umgegend die Sage, daß sie nur an hohen Feiertagen nach der nahen Pfarrkirche und alsdann in roten Mänteln zum Gottesdienst kamen, zu anderer Zeit aber ihr religiöses Bedürfnis in der zunächst gelegenen uralten St. Annakapelle befriedigten. An den hohen Festtagen aber durften die Glocken zu Raron erst dann das Zeichen zum Beginn des Gottesdienstes geben, nachdem die roten Mäntel auf der Höhe sichtbar geworden.

Eine andere Sage verlegt in das Rotigo Haus einen Schatz, dessen Wächter der daselbst zuletzt gestorbene Roten sein müsse. Vor etwa 30—40 Jahren wollte ein Mann, der in der sog. Burgmatte das Gut bewässerte, denselben gesehen haben. Dieser Mann erzählte: „Als ich zu Sonnenuntergang gen Osten mich wandte, um die Wasserfuhr schließen zu gehen, da sah ich zu meinem nicht geringen Befremden vor dem Rotigo Haus im Blatt, das von den schrägen Strahlen der scheidenden Sonne beschienen wurde, eine männliche Gestalt sitzen, die in Altvätertracht gekleidet war. Prächtig leuchteten im Sonnenstrahl der silberbetreßte altmodische Hut, der faltige weite Scharlachrock und die reichgestickte Weste mit den silbernen Knöpfen und weiß wie Schnee waren die seidenen Strümpfe und das bauschige Beinkleid. Melancholisch und ernst blickte die Erscheinung nach mir herüber und winkte zu wiederholten Malen mit dem Stocke, auf dessen glänzenden Knauf sie sich stützte, mir zu, ihm in das Haus zu folgen. Scheu und Grauen vor einem so ungewohnten Anblick hielten mich jedoch festgebannt. So wie die Strahlen der Sonne mählich wichen, wurden die einladenden Gebärden des altväterischen Herrn immer dringender und häufiger, bis schließlich mit dem letzten Strahl er mit einem letzten unsagbar traurigen Blick verschwand.“

Den Schatz, den in Empfang zu nehmen der Erzähler des Obigen aus Scheu versäumte, soll dann späterhin ein anderer, dem derselbe zu drei Malen im Traum kundgetan ward, gehoben haben. Nur sei diesem Glücklichen bedeutet und ausbedungen worden, er solle auf seinem in der Nähe gelegenen Gute, das vordem zur Herrschaft Rotigo Blatt gehört hatte, stetsfort offene Arbeit haben, d. h. den armen Leuten zu verdienen geben. Es sei dies auch wirklich der Fall, sagt man. R. v. Roten.

168. Das Waldfräulein.

Im Dunkel des Fichten- und Föhrenwaldes auf dem Rücken des sogenannten Spitzbiel-Hügels bei Goller trauert und träumt von einstigen bessern Zeiten ein uraltes zerfallenes Gemäuer. Diese weitläufige Hofstatt, die noch die Grundrisse mehrerer größerer und kleinerer ehemaliger Gelasse erkennen läßt, trug einst und ehevor die ragenden Mauern eines kleinen Schlößchens. Die Tradition nennt als letzte Bewohnerin dieses Waldschlößchens eine A. M. R., Tochter des Bannerherrn und Ritters Hans Roten und der Ehefrau desselben, Maria Jakobea auf der Fluo. Folgendes weiß der Volksmund über dieselbe zu erzählen: In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts starb zu Raron infolge des damals herrschenden sogen. schwarzen Todes das Geschlecht der Roten aus und nur eine einzige jugendliche Erbtochter blieb am Leben. Diese zog sich auf den Rat ihres Schaffners oder Vormundes in das einsame Waldhaus zurück und wartete dort das Verschwinden der Seuche ab. An bestimmten Tagen, wann der reitende

Landbote unten am Fuße des Berges auf der damaligen Landstraße das Hornsignal gegeben, sandte das Fräulein ihre einzige Dienerin hinunter, Meldung und Briefschaften abzugeben oder solche in Empfang zu nehmen. Um die Ansteckungsgefahr zu mindern, sollen die Sendungen vor der Entgegennahme in einen Topf voll Essig, der an der Straße auf einer Felsplatte stets bereit stand, getaucht worden sein und aus gleichem Grunde habe das Schlößchen mehrere Ziegen und Böcke beherbergt. Der beißende Gestank der letztern, sowie der harzige Geruch des Waldes haben der Sage gemäß ihre Wirkung nicht verfehlt und das Fräulein samt der Dienerin vor Ansteckung bewahrt. Als endlich nach Monden der schwarze Tod aus dem Lande verschwunden war, sah sich die einzige Erbin zur Herrin eines großen Reichtums gemacht. Jetzt fehlte ihr jedoch ein leiblicher Erbe dieses Reichtums und ihres Namens.

Da erinnerte sich das Fräulein, von ihren Eltern gehört zu haben, daß vor Jahren, als sie noch Kind gewesen, ein Vetter ihres Vaters nach Deutschland an eine Hochschule gewandert sei und nachmals am Hofe des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen mit einem Ehrenamt bekleidet worden. Es wurde ein beglaubigter Bote an den fernen Verwandten nach Sachsen abgesandt mit dem Angebot der Hand und der Reichtümer der Erbin, so dieser Willens sei, Stammhalter zu werden. Nach Jahr und Tag langte denn auch der Ersehnte, vom Kurfürsten in Huld und Ehren entlassen, in seiner Heimat glücklich an und die Hochzeit wurde mit Pomp gefeiert. Von diesem Ehepaar, dessen Porträte noch vorhanden sind, stammt die ältere Linie der Roten ab. Witwer geworden, nahm Hans Chr. Roten eine zweite Ehefrau aus dem nunmehr erloschenen

Sittener Geschlechte Ubret und wurde, bereits betagt, Stammvater der jüngern. R. v. Roten.

169. Das Stammhaus der v. Steiger in Bern.

Einige Schritte von der Höhle des Heidenbiels entfernt erhebt sich auf einem Felsvorsprung die Ruine eines steinernen, festen Hauses, welches nunmehr als Scheune benützt wird. Hier soll, so meldet die Tradition — einstens eine Familie Steger oder Steiger gehaust haben. Aus irgendwelcher Ursache sei diese begüterte Familie aus dem Lande gezogen und habe sich in Bern niedergelassen. Einige wollen sagen, die Niederlage der protestantischen Partei im Wallis habe dieses Geschlecht zur Auswanderung vermocht. Die Sage berichtet, es seien diese Steiger Leute von außergewöhnlicher Körpergröße und herkulischer Kraft gewesen.

Merkwürdiger Weise lebt auch in der von Steigerschen Familie, die der Stadt und dem Kanton Bern manche ausgezeichnete Staatsmänner (unter andern den berühmten Schultheißen von Steiger zu Ausgang des 18. Jahrhunderts und den gegenwärtigen Regierungsrat) geschenkt hat, eine übereinstimmende Tradition fort, daß Wallis ihr Stammland sei. R. v. Roten.

170. Der Geist im Pfarrkeller.

In frühern Zeiten soll ein ruhelos herumirrender Geist die Umgebung des Pfarrhauses zu Raron unsicher gemacht haben, so daß einige Dezennien hindurch die Pfarrer von Raron ziemlich häufig wechselten und das sonst ansehnliche Benefizium recht verrufen war. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts getraute sogar der damalige Kilchherr sich nicht, auf der Burg Wohnung zu nehmen, sondern wohnte im Dorfe. Sein Amtsbruder im benachbarten Niedergesteln, einer, der mehr als Brod essen konnte, wie es unter dem Volke hieß, erbot sich nun, den Geist zu bannen. Das Anerbieten wurde vom Pfarrer in Raron freudigst angenommen und der Prior von Gesteln bannte den Ruhestörer in eine Weinflasche, worauf diese in die Wand des Pfarr-Weinkellers eingemauert wurde. Geht man im Spätherbst in diesen Keller, so soll man Gelegenheit haben, dort ein geisterhaftes Sausen und Brausen zu vernehmen. Wer's nicht glauben will, trachte vom Hrn. Pfründeinhaber eine Einladung zum Kellerbesuch zu erhalten.

R. v. Roten.

171. Die edle Spenderin.

Durch Rudolph von Asperlin, der eine Tochter des mächtigen Witschard von Raron, Franziska mit Namen, ehelichte, kamen die Herrschaftsrechte der Raron zugleich mit dem, was von der Stammburg und zugehörigen Gütern übrig geblieben, an die Edlen von Asperlin, erbliche Meier zu Raron. Die letzte Stammtochter der Esperlin oder

Asperlin, Johanna, heiratete einen Theobald von Erlach, Edlen von Spiez, im Berner Oberland und diese verkaufte, bevor sie ihrem Eheherrn nach Spiez folgte (im Jahre 1508) ihre ererbten Güter und Rechte an den Bischof und Landesfürsten Mathäus Schinner zu Handen der Pfarrei Raron. Als diese letztere auf den Ruinen der ehemaligen Zwingherrenburg die jetzige Pfarrkirche erbaut hatte (1512), beschloß die edle Freifrau von Erlach-Esperlin, ihrer frühern Heimat ein stetes Denkmal der Erinnerung zu stiften und sandte zu diesem Zwecke ihre Kleinodien, die sie aus dem Wallis mitgenommen, nach Raron zurück, damit diese in den Guß der großen Glocke geschüttet werden; es war eine ganze Schürze voll. Daher soll der herrliche, majestätische Ton kommen, der diese 50 Zentner schwere Glocke zu einer der wertvollsten und schönsten des Landes macht. So erschallt nun seit 1515 von jener Stätte aus, von woher einst so viel Unheil und Zwist über Wallis ausgegangen, der Ruf des Friedens. Perenne sit ita! R. v. Roten.

172. Der Landeshauptmann und sein Helfer.

Vor dem großen Brande, dem der älteste Stadtteil von Sitten im Jahre 1788 zum Opfer fiel, war das hochragende Majoriaschloß der Sitz des Bischofs und, wenn den Landeshauptmann die Staatsgeschäfte dorthin beriefen, zugleich Residenz des Landeshauptmanns. Jahrhunderte lang sind diese altersgrauen Mauern sonach Zeugen der Entscheidungen über des Walliserlandes Wohl und Wehe gewesen. Was Wunder, wenn es dort nicht geheuer war, wie Nachfolgendes zeigt.

Von 1752—60 hatte J. Hildebrand Roten den Bischofsstuhl von Sitten inne. Kaum war derselbe mit seinen Familiaren in das Residenzschloß eingezogen, mußte er, wie seine unmittelbaren Vorgänger im Amte, J. Jos. Blatter und Franz Jos. Supersaxo, regelmäßig nachts seine Ruhe gestört sehen. War nämlich der letzte Schlag der Mitternachtsstunde vom Kathedralturm erklungen, wurde es oben im großen Landratssaale über dem Schlafgemach des Prälaten lebendig. Die Flügeltüre ging auf, Tritte wurden vernehmbar, ein Stuhl ward geschoben, ein schwerer, langer Seufzer ausgestoßen und alsdann raste ein kratzender Gänsekiel ununterbrochen über Pergamentrollen, bis der erste Hahnenschrei ertönte. Das ging so einige Nächte hindurch, bis es schließlich dem neuen Bischof zu viel ward. Eines Morgens wandte er sich an seinen Bruder, der das Amt des bischöflichen Kämmerers versah: „Von nun an verlegt Er, Herr Bruder, seine Schlafstätte in den Landratsaal und hat Acht, wer sich erfrecht, Unsere Nachtruhe zu stören!“ Das geschah. In der folgenden Nacht wachten der Kämmerer und sein treuer Phylax in dem Geistersaale. — Es schlug zwölf Uhr. Richtig, da geht die Türe auf — und herein tritt ein hagerer, gepuderter Perückenherr im Staatsmantel, den Degen an der Seite, eine umfangreiche Pergamentrolle unter dem Arm. Der schreitet gravitätisch, ohne sich umzusehen zum Kanzleitische, nimmt schwer seufzend an demselben Platz und fängt an zu schreiben ohne Rast und Ruhe bis zu Tagesanbruch. Mehrmals hetzt der beherzte Kämmerer seinen Hund gegen den nächtlichen Schreiber los, doch diesen stört weder Kläffen noch Beißen. Es ertönt der Hahnenschrei — und spurlos verschwunden ist die Erscheinung.

Am Morgen nach angehörtem Rapport verfügt Se.

Gnaden: „Nächstes Mal soll der Spuck angeredet werden und so ihm noch zu helfen, weise man ihn an seinen Helfer!" Es geschieht. Diesmal aber tat die Erscheinung einen Seufzer der Erleichterung und gab sich zu erkennen. „Ich bin," so sprach der Perückenherr, „Se. schaubare Großmächtigkeit, der Landeshauptmann N. N., hab' regiert von 1699—. . . . und bin im Amte gestorben. Weil ich der Gesetzemacherei nicht abhold war, muß ich zur Strafe nun alle Paragraphen, an denen ich mitschuldig, niederschreiben und das würde noch 1000 und 1 Nacht beansprucht haben. Weil ich gar so viel auf das Wörtlein „schaubar" hielt, mußte ich mich nun nach meinem Ableben schaubar machen, bis mich jemand anreden würde. Und weil ich in meiner Aemtlisucht erst durch den Tod mich zum Rücktritt bewegen ließ, muß ich den Landeshauptmann spielen, bis ein Kirchenfürst mich von dieser Pflicht entbindet. Gehe und sage dies, so jemand es hören will im Lande Wallis! Melde auch, daß die Ambition und Aemterkumulation der nagende Wurm im Reichsapfel unseres Staates sei!"

„Schaubare Großmächtigkeit," (die Erscheinung lächelte befriedigt) sprach der Kämmerer, „ich soll Ew. Herrlichkeit einladen, zum Helfer zu gehen." Der Landshauptmann ging. Lange war er im Schlafgemach Sr. Gnaden. Als der Bischof morgens heraustrat, sah er bleich und abgemattet aus und der Schweiß rann ihm von der Stirne. „Das hat Arbeit und Schweiß gekostet, den von seinem Amt und seiner Strafe zu lösen," soll er zu seiner Umgebung gesagt haben. Der Landeshauptmann N. aber ließ sich fürder nicht mehr blicken. R. v. Roten.

173. Das lachende Teufelchen.

In einem Dorfe des Oberwallis wurde der Pfarrgeistliche zu einem sterbenden Familienvater gerufen. Als er nach dem Hinscheiden desselben auf dem Heimwege sich nochmal umwandte und einen mitleidigen Blick auf das Trauerhaus warf, erblickte der Geistliche auf dem Dachgiebel den Teufel, der dort vergnügt seine Krallenhände rieb und vor Lachen sich krümmte und schüttelte. Der gute Herr erschrack gar heftig, meinend, er habe sich bezüglich des christlichen Hinscheidens jenes Mannes geirrt. „Warum lachst denn so unbändig?“ fragte er bekümmert den Teufel. „Ist etwa diese abgeschiedene Seele dir zugefallen?“ — „Nein, leider nicht,“ entgegnete der Lacher, „aber dieser Sterbefall bringt mir dennoch einen hübschen Profit. Denn wisse, geweihter Mann, nun bekommt die Witwe von amtswegen einen Vogt oder Kurator; der aber wird sich mit dem Eigentum der unglücklichen Hinterlassenen bereichern und sich um die Mutter und ihre Kinderschar keinen Pfifferling kümmern. Deshalb ist mir die Seele dieses Vogtes sicher.“ Sprach's und hüpfte lustig vom Dache auf und war verschwunden. „So gewissenlos und schrecklich sorglos wird denn doch das Waisenamt nicht sein,“ tröstete sich der Seelsorger. Leider aber hat der Teufel Recht behalten.

R v. Roten.

174. Kindliche Liebe.

Als die Freiherren von Turn zu Niedergesteln gezwungen waren, das Land zu verlassen, zog einer nach Zug und nahm den Namen Laubast, nachher Zurlauben an.

Im Jahre 1562 kämpfte Anton von Zurlauben an der Spitze der Schweizer für den König von Frankreich. Er hatte schon drei Wunden erhalten, als ein Feind mit einem Säbelhieb ihm den Kopf zerspalten wollte. Das sah sein Sohn Erasmus. Eilends stellte er sich vor den Vater hin, um ihn zu schützen und empfing selbst den tötlichen Streich. Er sank zusammen und starb, indem er sprach: „Gott sei Dank, ich habe meinen Vater gerettet!"

Lesebuch f. Primarschulen d. K. W. 1863.

175. Die Goller-Rufi.

Von Außerberg aus beherrscht der Blick auf viele Stunden das Land hinauf und hinunter die Ebene des Rhonetales und die jenseitige Bergkette. Wohl das ödeste und am meisten melancholisch stimmende Gelände dieser ganzen weiten Strecke ist das Gebiet der Goller-Rufi gegenüber Außerberg-St. German. Dort herrschte nicht immer jene schaurige Waldwildnis, die man gegenwärtig erblickt. Vor einigen Jahrhunderten lachte in jener Gegend das üppigste Wiesengrün und fruchtreiches Ackerland, ja selbst der Weinstock gedieh dort. Die Legende gibt folgende Ursache der traurigen Umwandlung jener Gegend an. Ein reicher Gutsbesitzer alldort hatte von seinen Voreltern die Verpflichtung ererbt, vom schönsten Weizenacker, den er besaß, der Pfarrkirche von Raron einen jährlichen Fruchtzins zu liefern. Trotz wiederholten Mahnens unterließ dies der geizige Krösus. Da stürzte eines Tages der überhangende Bergtossen mit schrecklichem Gekrache herunter und begrub das ganze fruchtbare Gelände samt Gebäude und Besitzer unter seinem

Schutte klaftertief. Seither heißt der Ort die Goller-Rufi.

R. v. Roten.

176. Zu Tode g'leckt oder der Ziegenkopf im obern Ginanzstafel.

Auf der Nordseite des obern Ginanzstafels unmittelbar vor dem Eingang in den Färrich und in die verschiedenen Stallungen begegnet man einem gneisartigen Felsen, in welchem die Form eines Geißkopfes und darüber die Jahreszahl eintausend fünfhundert und siebzehn (1517) mittelst eines Meißels eingegraben ist.

Die Aelpler, so geht die Sage, hatten einst aus mutwilligem Scherz oder Ernst gleichviel, jedenfalls aus Rohheit, krystallisierter Frechheit und Grobheit den Geißhirten mit einem Kübel voll Salzwasser überschüttet. Als dieser triefend von Salzwasser pflichtgetreu zur rechten Zeit die Ziegen auf die Weide führen wollte, waren diese salzriechend über ihn hergefahren, hatten ihn zu Boden gedrückt und zu Tod geleckt.

Zum Andenken dieses nicht gar schmeichelhaften Ereignisses oder vielmehr zum ewigen Brandmal dieses frevelhaften Vorgehens hatte der derzeitige Alpenvogt den Geißkopf mit der laufenden Jahreszahl in diesen Felsen hauen lassen.

R. Studer.

177. Pfarreistiftung in Unterbäch.

Als die Leute von Unterbäch bei der Lostrennung ihrer Gemeinde von der Pfarrei Raron auf Schwierigkeiten stießen, machten sich zwei Männer — Bergbauern auf und zogen nach Rom, wo sie Guxenkappen, grobe wollene Handschuhe, Schneeüberstrümpfe, Fußeisen, Schneereife, mit Eisen wohlbeschlagene, zugespitzte Stöcke zu den Füßen des hl. Vaters legten mit der flehentlichsten Bitte, man solle sich ihrer doch erbarmen, ihnen die Errichtung einer Pfarrei gestatten und sie nicht länger zwingen, in solcher Rüstung und mit solchen Waffen zum Gottesdienste zu gehen. Die Bitte fand Erhörung.

R. W. S. Nr. 47.

178. Die Frau am Brunnen.

Ein Mann, der in der Nacht einmal zu Kippel beim obern Brunnen Wasser holen wollte, sah dort eine Frau in sonderbarem Anzuge und mit einer weißen Schürze. Es wunderte ihn, wer die sein möchte und trat auf sie zu. Allein sie floh vor ihm und trotzdem er aus Leibeskräften rannte, konnte er sie nicht einholen. Bei der Märetmattstapfe entschwand sie ganz aus seinen Augen

J. Werlen.



179. Der Räuber.

Die Vorfahren der Talfenderfamilie lebten auf der Hofmauer außerhalb Ferden. Dort kehrte einst ein Weib ein und bat um Herberge.

Seine Bitte wurde ihm gewährt. Der Mann, der abends spät etwas angeheitert nach Hause gekommen war, begab sich sogleich zur Ruhe und schlummerte ruhig ein. Die Hausfrau aber konnte sich nicht recht beruhigen; das fremde Weib fiel ihr auf. Während sie in wachem Zustande neben ihrem Manne lag, sah sie auf einmal ein Messer in der Stube glänzen, die vom Mondschein halb erleuchtet war. Schnell weckte sie ihren Mann, der den frechen Eindringling — das Weib war ein verkleideter Räuber — aus dem Hause jagte. Dieser floh den Finstertellilöchern zu und wurde nicht mehr gesehen. J. Werlen.

180. Der Geist im Stalle.

Im Kellerstall z'Wohlfahrt haust eine alte Frau in altmodischer Tracht und Ringlischuh. Als Melchior Blötzer einst in der Nähe wässerte, hörte er einen eigentümlichen Lärm in dem Stall. Es war, als ob dort jemand alles über den Haufen schlage. Als er hinkam, um nachzusehen, wer so in seinem Eigentume hause, sah er niemand und fand alles in bester Ordnung. — Ein anderes Mal, als des Hans-Martin-Murmanns Joseph dort das Vieh verpflegte, wollte er sich in die erste Schlopfe bei der Türe hinsetzen. Er fand aber keinen Platz. Sogleich zündete

er ein Licht an; da war der Spuck verschwunden; er sah nichts mehr und konnte sich ruhig hinsetzen.

J. Werlen.

181. Die Murmeltiere.

In der Werizkummen (Lötschen) gruben einmal Weißriedner nach Murmeltieren. Schon waren sie ihnen sehr nah, du sagte einer, der eben am Graben war und die Murmeltiere bereits bemerkt hatte: „Für heute abend ist nichts zu machen.“ Daraufhin gingen die Männer heim. Als alle wieder zu Hause waren, sprach jener Mann zu seinem Sohne: „Komm, gehen wir wieder zurück, wir werden die Murmeltiere bald haben, denn ich war ihnen auf der Spur.“ Auf dem Wege schrien aber die Raben so laut, daß dem Sohn ganz gruselig wurde und er dem Vater sagte: „Warum schreien denn heute abend die Raben so laut?“ Der Vater jedoch antwortete mit bitterem Spotte: „Wenn sie singen könnten, so täten's sie; weil sie es aber nicht können, drum schreien sie.“ Auf dem Platze angelangt, wo die Murmeltiere waren, kroch der Vater in die Grube hinein, doch plötzlich fiel dieselbe über ihm zusammen und begrub ihn lebendig. Der Sohn eilte entsetzt von dannen. Ueber diesen Platz soll seitdem kein Tier mehr gegangen sein.

J. Werlen.

182. Der Mann im Mittliwald.

Eines Morgens, noch bevor der Tag angebrochen war, kam Augustin Rieder von Wyler mit seinem Sohn aus der

Laucheralpe herab. Wie sie sich dem Walde näherten, sprang ein Mann vom Mittliwald her. Da sie den Mann gerne hätten kennen wollen, liefen sie ihm nach; aber ohne Erfolg, denn plötzlich war er aus ihren Augen entschwunden. „Das muß nicht recht gewesen sein," meinte Augustin, „denn uns beiden würde hier keiner so schnell entgehen."

J. Werlen.

183. Die indianischen Ziegen.

An Uiflenzu hat einmal ein Vater einen Sohn gehabt, der bis zum 20. Jahre noch einen Glockenrock getragen hat. Weil sie dort einsam und abgelegen vom Verkehr mit den übrigen Talbewohnern gelebt, hatte der Bube noch niemals Weibervolk gesehen. Einmal, es war an einem Sonntag, sah er mehrere Weiber und Töchter mit weißen Schürzen vom Weißenriedberg herabkommen. Sie gingen nach Kippel zur Kirche. Da fragte der Bube verwundert den Vater, was denn das für Tiere seien. Der Vater aber antwortete, das seien indianische Geißen. Darauf entgegnete schnell der Sohn: „Solche Geißen möchte ich auch haben."

J. Werlen.

184. Der Schwinger.

Am Ferdenried lebte vor langer Zeit ein Vater mit seinem Sohn. Der Vater verrichtete alle Feldarbeiten allein, während der Sohn die Ziegen hütete. Als einmal der Vater einen Acker hauete und der Bube sah, wie der Vater von Zeit zu Zeit ausruhte, sprach er zu ihm: „Vater, wa=

rum ruhst du denn immer aus?" Darauf erwiderte der Vater: „Nun, so schlage du einmal eine Furche von einem Ende des Ackers zum andern ohne zu ruhen!" Freudig nahm der Sohn die Haue zur Hand und schlug die Furche ohne zu ruhen. „Nun gut," sprach jetzt der Vater, „von nun an mußt du auch an die Haue!"

Dieser Riedbub ging einst nach Sitten. Dort forderte gerade ein fremder Schwinger alle zum Schwingen heraus. Da es keiner sonst mit ihm aufnehmen wollte, meldete sich der Riedbub und überwand mit Leichtigkeit den fremden Prahler. Als alle ihm zujubelten, und ihm einen Lohn anboten, forderte er ein Miet (12 Mäß) Korn. Gerne gab man es ihm. Dann nahm er das Korn auf den Rücken und ging fürbaß. Am Blattenstutz schüttelte er noch samt der Bürde Nüsse von den Bäumen herab.

J. Werlen.

185. Der Beinhausschädel.

In Hocken (Lötschen) hatten einmal junge Leute einen geheimen Tanz. Da wurde auch vom Fürchten geredet. Einer sprach: „Wer dürfte jetzt aus dem Beinhaus einen Totenschädel holen?" Ein übermütiger Bursche erklärte sich sofort bereit dazu. Er machte sich auf, kam bis zum Beinhaus und nahm den ersten besten Totenschädel zur Hand und eilte damit fort, der Alpe zu. Wie er ins Riedholz kam, wurde der Schädel in seiner Hand immer schwerer und schwerer. Ein Gruseln überlief den frechen Burschen. Da fing der Schädel zu reden an und sprach: „Wenn du heute nicht den Schädel deines Vaters hättest, so würdest

du erfahren, was du getan hast.“ Der Bursche ging an jenem Abend nicht mehr in die Alpe, sondern kehrte um, trug den Schädel ins Beinhaus zurück und begab sich heim.

J. Werlen.

186. Der Tanz.

Auf der blühenden Alpe hatten junge Leute einen Tanz veranstaltet. Da ging es lustig her. Um auch etwas Besseres zum Schmausen zu haben, entschloß man sich kurzerhand ein Schaf und ein Schwein zu stehlen, dieselben zu schlachten und zu braten. Während zwei Burschen gerade daran waren, das Schwein zu schlachten, kam ein Mann daher, bemerkte sie und hörte ihren Reden in einem Verstecke zu. Bald merkte er, daß sie sein Schaf bereits geschlachtet hatten. Als die Schlächter das Gedärm des Schweines scheiden wollten, wußten sie nicht wo beginnen. Drum öffnete einer die Türe der Tanzstube und rief hinein: „Wo ist der Schweine Anfang?“ worauf der Spielmann schlagfertig antwortete: „Bei dem Magen, bei dem Magen! Tanzet froh ihr jungen Knaben!“ Dem Horcher kam die ganze Geschichte nicht gar heimlich vor. Er wollte das Weite suchen. Die Schlächter mußten ihn aber bemerkt haben, denn sie verfolgten ihn. Einer lief ihm nach bis ins Dorf Blatten. Daselbst holte er den Verfolgten ein, als dieser gerade in einen Stall hineinsprang, um sich zu verbergen. Ohne sich lange zu besinnen, folgte der Schlächter in den Stall hinein nach und schlug den Mann, daß er bewußtlos und wie tot niedersank. Voll Angst, einen Mord begangen zu haben, eilte der Bursche heim und nahm von seiner Mutter Abschied mit den Worten: „Ich muß mich

flüchten, ich habe einen Mann totgeschlagen." Dann stürmte er hinaus und wollte schleunigst das Tal verlassen. „Doch bevor ich gehe," dachte er noch bei sich selbst, „will ich mich doch überzeugen, ob der Mann wirklich tot ist." Er lenkte seine Schritte zum verhängnisvollen Orte, wo er die Schreckenstat glaubte vollbracht zu haben. Wie erleichtert atmete er auf, als er in den Stall hineinblickte und sah, daß der Mann auf allen Vieren herumkroch und seine Kappe suchte!

J. Werlen.

187. Im Beinhaus von Lötschen.

Ein Bursche und ein Mädel aus Lötschen hatten verabredet, einen Tanz zu besuchen. Sie hatten einander im Beinhaus das Stelldichein gegeben. Der Bursch war zuerst da und wartete auf sein Liebchen. Indessen wurde ihm das Warten bald verleiden gemacht. Ein Totenschädel rollte bis zur Türe des Beinhauses herab und fing zu sprechen an: „Für diese Nacht bist du weit genug! Ziehe heim!" Schleunigst suchte der Bursche seine Wohnung auf.

J. Werlen.

188. Die Diebe.

Eine Bande großer, starker Männer, die auf dem Dietrich wohnten, hielten einst Rat, wie sie am besten am Ried (Lötschen) den Bienen ausnehmen könnten. Ein Mann, der hinter einem Schob versteckt war, hörte ihren Anschlag und berichtete ihn noch rechtzeitig den Leuten von Ried. Man

hielt Wache. Als einer die Diebe herankommen sah, öffnete er die Fenster und rief um Hilfe. Als die Diebe dies bemerkten, zogen sie unverrichteter Dinge ab. Einer von ihnen aber warf sein Bein durch das geöffnete Fenster, daß es in der Binde im Zimmer stecken blieb. J. Werlen.

189. Der Feierabend.

Dort wo heute zu beiden Seiten des Wylerbaches Steingeröll und nur spärliche Weideplätze sind, dehnten sich einst fruchtbare Matten aus. Diese gehörten zwei Schwestern an. Sie hatten die fromme Gewohnheit, am Samstag abend, wenn es Feierabend läutete, die Arbeit auf dem Felde einzustellen, um sich würdig auf die Feier des Sonntags vorzubereiten. Sie nahmen es mit dieser ehrwürdigen Sitte so streng, daß, wenn z. B. eine Bürde Heu geladen aber noch nicht zusammengebunden war, wenn es läutete, sie das Seil unter der Bürde wegzuziehen und diese selbst auf der Wiese zu lassen befahlen. Da kam einmal ihnen die Versuchung, den frommen Gebrauch außer acht zu lassen. Am folgenden Morgen fanden die Schwestern ihre schönen Matten gänzlich verwüstet, mit Schutt und Steingeröll bedeckt. J. Werlen.

190. Wo ist der Lötscher älteste Glocke?

Nach einer allgemeinen Sage zu Lauterbrunnen im Berneroberland stammt die große Glocke dieser Pfarrei aus

dem Lötschtale im Wallis. Sie wurde nach einem glücklichen Einfalle der Berner in Lötschen über den Tschingelgletscher nach Lauterbrunnen auf einem Gerüste transportiert, das man 1830 beim Abbruch der alten Kirche wieder gefunden hat. Später erboten sich die Lötscher, welche die Glocke gerne wieder zurückgehabt hätten, für den Rückkauf soviel Geld zu geben, als die Glocke wiege. Die Lauterbrunner gingen darauf nicht ein. Noch heutzutage heißt die Glocke die Lötscherglocke. P. Joller.

Siehe Dr. Arnold Nüscheler. Die Glockeninschriften im reformierten Teile des Kantons Bern, Amt Lauterbrunnen.



191. Der Stampbach.

Der Stampbach floß einst in gerader Richtung vom Berge in die Lonza. An seinen Ufern waren herrliche Wiesengelände. Dort besaß auch ein Jäger von Eisten mehrere Matten. Als er einst oben im Gebirge jagte, wo der Bach aus dem Gletscher quillt, gewahrte er, daß der Gletscher bedeutend zurückgegangen war und der Bach über lose Moräne floß. Es drohte also den Wiesen die größte Gefahrt, verheert zu werden. Darum beschloß der Jäger, die Wiesen so bald als möglich zu verkaufen. Ein reicher Ferdner, der sonst fast überall im Tale Güter besaß, war gerne bereit, die Wiesen des Jägers zu kaufen. Der Vertrag wurde abgeschlossen und der Jäger strich vergnügt das Geld in die Tasche. Am andern Tag verheerte der Bach das ganze Gelände und verwandelte es in eine Steinwüste. Nun quälten den schlauen Jäger aber doch Gewissensbisse,

er nahm das Geld und wollte es dem Käufer seiner Wiesen wieder einhändigen. Dieser nahm es aber nicht an.

J. Werlen.

192. Das Roß im Telli.

Zwei Männer aus Wyler gingen einst ins Telli, um den Schafen zu lecken zu geben. Beim Seewli sahen sie eine Gestalt, die fast aussah wie ein Roß. Bei dem Anblick dieser außergewöhnlichen Gestalt fing der eine zu beten an. Die Gestalt rührte sich aber nicht vom Platze. Da begann der andere zu fluchen — und siehe! die Gestalt zog die Seewliflühen hinauf, einen feurigen Schein auswerfend, der das Firmament zu erreichen schien.

J. Werlen.

193. Der Schälbätbozen. (Lötschen)

Am Schälbät sah einst ein Hirte, der dort im Winter das Vieh verpflegte, im Hofe zwischen der Hütte und der Scheune einen Mann in altertümlicher Kleidung. Der Hirte wollte sich dem Manne nähern; dieser aber floh in die Scheune hinein, wo er dann wartete und dem Hirten offenbarte, warum er hier sei. Er müsse hier leiden, sagte er, weil er einmal in dieser Scheune Heu gestohlen und es unterlassen habe, dasselbe zurückzuerstatten.

J. Werlen.

194. Der Jäger.

Ein Jäger, der vielmal in die Ahne (Lötschen) jagen ging, hörte einst auf dem langen Gletscher weinen und singen. Das konnte er sich nicht erklären und ging über den Gletscher hin. Da sah er zwei Frauen: die eine, im Gletscher eingefroren bis an den Hals, sang, die andere, nur eingefroren bis an die große Zehe, weinte. Darüber sehr verwundert, fragte der Jäger die Frau, die bis an den Hals eingefroren war, warum sie denn singe, während jene weine, die noch kaum angefroren sei. Da antwortete sie ihm: „Ich singe, weil ich bald erlöst bin; jene weint, weil ihr Leiden eben erst beginnt.“ J. Werlen.

195. Die Schwistiumträger.

Mutwillige junge Burschen führten einst einen losen Streich aus. Sie rissen in der Laucheralpe einen Schweinstall ab und trugen das Holz in der Nacht weit in die Alpe hinauf bis aufs Arbä. Dort stellten sie den Stall wieder auf. Als sie die First aufsetzten, jauchzten sie. Da jauchzte es ihnen entgegen, aber markerschütternd. Darauf nahmen sie reißaus. Wie sie in den Holzboden kamen, hielt eine feurige Haspel sie wie in einem Kreise gebannt. Sie konnten nicht mehr weiter. Da gelobten sie eine Wallfahrt nach Kühmatt zu machen, wenn sie unversehrt nach Hause kämen. Darauf verschwand die feurige Haspel und sie konnten ihren Weg fortsetzen. J. Werlen.

196. Der Tierquäler.

Stephan Rieder von Kippel schwärmte einmal in der Nacht in den Alpen herum. An der Arbecke fing er ein junges Zicklein, legte einen Stein ihm ins Ohr und zwickte dann hie und da das Ohr zusammen. Das tat dem Zicklein sehr weh und es blärte erbärmlich. Der rohe Mensch zog aber von einem Stafel zum andern mit dem Zicklein und weckte überall die Leute aus ihrem süßen Schlummer durch das Blären des jungen Zickleins. In Hocken endlich ließ er von dem frechen Spiele ab und begab sich auf den Heimweg. Kaum war er ins Riedholz etwas unterhalb der kleinen Kapelle gekommen, da sah er mitten im Weg eine große schwarze Gestalt mit einem Auge. Er konnte nicht mehr weiter, sondern mußte zur Kapelle zurück und nur auf einem langen Umwege kam er endlich heim.

J. Werlen.

197. Der Schafdieb in Lötschen.

Ein Mann hatte in frühern Zeiten einmal im Tale Schafe gestohlen. Er trieb sie über den Lötschenpaß nach Bern und verkaufte sie daselbst. Nun muß er zur Strafe für seinen Frevel büßen. Seine Pein besteht darin, daß er jenen Weg, den er einst mit den gestohlenen Schafen begangen, jede Nacht zurücklegen muß. Viele haben ihn schon gehört, wie er als Schaftreiber daher kommt und schreit: „Hui, hui!“ Einmal haben die Weinfuhrleute des Priors, vom süßen Traubensafte wohl etwas angeheitert, den Schaftreiber nachgeäfft und ihn herausgefordert. Aber

als sie bis zur Brücke von Hohsteg kamen, da wollten die Pferde nicht mehr weiter. Der Prior, der etwas nach ihnen dort anlangte, half ihnen endlich vorbei. „Heute ist es besser," sagte er seinen Fuhrleuten, „daß ihr einen Geistlichen bei euch habt." J. Werlen.

198. Das Almosen.

Auf den Alpen von Faldum, Resti und Kummen (Lötschen) verlor man hie und da die Kühe auf eine ganz unerklärliche Weise. Hirten wollen manchmal gehört haben, daß eine Stimme hinter den Kühen erscholl: „Loba, loba, lo! Schwarzi, bruini Chuä, gäg'n z' Mutlihorn zuä!" Dann wußte man von den Kühen drei Tage nichts mehr und, wenn sie wiederkehrten, trugen sie Kornähren zwischen den Klauen und gaben rotgefärbte Milch. Auf den Rat guter Männer hin machten die Alpgeteilen das Gelübde, jedes Jahr ein Almosen an die Armen des Tales zu entrichten. Von da an hörte die Plage auf.

J. Werlen

199. Untergang der Dörfer von Lötschen.

Blatten werde von den Schnecken untergraben. Wyler werde vom hangenden Gletscher in den Bannwald hinaufgeschlagen. Kippel, das auf Schwarzerlen gebaut sei, werde versinken. Ferden werde der Gollenbach in die Kreschern hinabschlagen. J. Werlen.

200. Die Kapelle in Kühmatten (Lötschen).

Fromme Hirten erbauten in Kühmatten ein einfaches Bethaus. Als sie wie üblich in stiller Abendstunde den heiligen Rosenkranz beteten, erblickten sie ein hellschimmerndes Licht, das seinen Glanz auf eine verwitterte Marienstatue warf. Sie holten dieselbe und bargen sie einstweilen in ihrer Hütte, bis sie nach Jahr und Tag ein Kapellchen erbauten, in welchem sie die Statue aufstellten. An den Vorabenden der Marienfeste versammelten sich die Hirten stets wieder um die Statue und sahen beim Hinausgehen bisweilen hellbrennende Lichtlein. Wer sie beobachtete, sah sie hell und lieblich bis vor Tagesanbruch glänzen und dann plötzlich erlöschen. — Das Vertrauen wuchs. Das Kapellchen wurde vergrößert. Aus dem Kapellchen wurde nach eingeholter Bewilligung des Oberhirten Bischof Jordan 1555 eine für den öffentlichen Gottesdienst bestimmte Kapelle. So haben wir in bildschöner Gegend die von der schäumenden Lonza umrauschte Kapelle von Kühmatten in Lötschen.

Vgl. Burgener. Wallfahrtsorte d. Schweiz II. Bd. S. 239.

201. Die reiche Tochter.

In Obermatt eine Stunde oberhalb Ergisch besorgen im Winter gewöhnlich die jungen Leute das Vieh. Unter diesen war auch eine lebensfrohe, junge Tochter, deren Eltern begütert waren. Wie die Jungens nun einmal sind, muß gescherzt werden, und müssen oft ganz ernste Sachen zum Spaße herangezogen werden. Mit Einverständnis der

jungen Tochter sollte sich dieselbe nach dem Dorfe Ergisch hinunter schlittnen lassen und zwar als Leiche, um dadurch die Eltern der Tochter zu erschrecken und ihr Jammern und Klagen anzuhören. Der Leichenzug ging unter Scherzen und Lachen den Berg hinunter. Einzelne waren vorausgegangen, um die Eltern von dem kommenden Leichenzuge in Kenntnis zu setzen. Die guten Eltern gingen nun jammernd und klagend der Leiche entgegen; mit ihren Klagen vermischten sich im geheimen gewechselte Scherze der Begleiter. Als die Scheinleiche ihrer lieben Tochter vor ihnen lag, weinten und jammerten die Eltern, daß sich Steine hätten erbarmen müssen. Die andern aber lachten und scherzten. Doch welcher Schauer und Schrecken bemächtigte sich aller Anwesenden, als bei der Enthüllung der Scheinleiche eine wirkliche Leiche dalag. So straft Gott die Spötter.

Fr. Zehnder.

202. Der Holzhacker.

Oberhalb der schönen Ebene Obermatt schmückt ein schöner Wald den Bergeshang. Durch denselben ziehen sich verschiedene Schleife (Gräben) vom Bergesrücken bis hinunter in die Wiesen Obermatts. Bei starkem Schneeschmelzen und Regen fließt das strömende Wasser in alle diese Gräben, reißt mit unbezwingbarer Gewalt Holz, Steine und Schutt mit sich fort und setzt dann alles unten auf den Wiesen ab. Ein wohlhabender Bauer faßte nun einst den Plan, um seine Wiesen künftig vor Schutt und Verwüstung sicher zu stellen, hoch oben am Berge den Graben, der zu seinen Gütern führte, mit Steinen und Holz abzusperren. Die Folge war, daß nun die ganze zerstörende

Schuttmasse, nicht mehr geteilt wie früher, sondern vereinigt durch einen Graben floß und so unten eine viel größere Verheerung anrichtete. Man will nun an dem Orte, wo die Sperren sich befinden, sehr oft einen Holzhacker in altmodischer Kleidung gesehen haben, der immer wieder, besonders in den Quatembertagen, Holz und Steine in den Graben hineinwirft. Fr. Zehnder.

203. St. Antonius im Wernwald bei Ergisch.

Michael Heinen von Außerberg ging einmal mit seinem geladenen Pferd gegen den Schwarzwald hinauf, um Robi auf die Metenalpe zu führen. Wie er an den Fels kam, wo heute das St. Antoniusbild ist, wollte sein Pferd nicht mehr weiter. Gröbe und Güte, Drohen und Schlagen halfen nichts mehr. Endlich versprach er, ein Bild zu Ehren des hl. Antonius an selbem Orte aufzustellen, wenn er mit seinem Roß glücklich auf die Alpe komme. Kaum war das Gelöbnis gemacht, ging das Pferd ruhig weiter, wie wenn nichts vorgekommen wäre und widersetzte sich niemals mehr. Seither wird dieser Ort sehr viel besucht und manches Anliegen ist hier durch ein vertrauensvolles Gebet erledigt worden. Zeugnis hievon sind die vielen Bilder und Votivtäfelchen, die den ausgehöhlten Felsen mitten im schattigen Gehölze zieren. G. Obrist.

204. Der Spielmann.

In der Nähe von Wiedenbrunnen bei Oberems sieht man noch die Ruine eines alten Hauses, in welchem einst

ein Spielmann mit seiner Familie gewohnt hatte. Lustig und fröhlich wie er stets war, soll er eines Tages zu seinen Leuten gesagt haben: „Rufet mir den Seelsorger in Leuk, ich will beichten; denn mein Lebensende ist gekommen — ich scheide bald aus dieser Welt.“ Seine Leute hielten dies für einen Scherz, da er ja noch ganz rüstig und gesund war, und zudem ein solch stürmisches Winterwetter draußen tobte, daß man kaum die Türe zu öffnen wagte. Der Vater aber bestand darauf und die Söhne machten sich auf den Weg. Beim Pfarrer in Leuk angekommen, setzten sie ihm die Sachlage auseinander. „Bei solch stürmischem Wetter!“ entgegnete der Pfarrer. „Wenn's grad sein müßte — aber der Mann ist ja nicht ernstlich krank. Morgen wird das Wetter wohl besser sein.“ Doch die Söhne beharrten auf ihrem Begehren. Der Pfarrer sah die Verantwortlichkeit seines Amtes ein und begab sich noch in derselben Nacht mit seiner Begleitschaft auf den Weg. Sich mühsam fortarbeitend durch den tiefen Schnee, und vom wilden Schneegetriebe umstürmt, kamen sie endlich nach unsäglichen Strapazen beim Hause des Spielmanns an. Sie traten ein und fanden den Spielmann am Tische sitzend, gesund und munter, seinem Musikinstrumente wundervolle Töne entlockend. Der Seelsorger gab ihm einen leisen Verweis, daß er rüstig und gesund ihn bei solch stürmischem Wetter mit dem Allerheiligsten habe heraufkommen lassen. Der Spielmann antwortete: „Ich bin wohl noch rüstig und gesund; allein ich befinde mich am Ende meines Lebens. Ich wünsche die hl. Sakramente zu empfangen.“ Der Priester spendete sie ihm. Kaum hatte sich alsdann der Pfarrer vom Hause etwas entfernt, da fiel der Spielmann in die letzten Züge und schied aus dieser Welt. Als der Pfarrer den schnellen Hingang des Spielmanns in die

Ewigkeit vernahm, fand er sich veranlaßt, beim hochwürdigsten Bischof zu erwirken, daß eine Pfarrei in Ems gegründet werde, um so den Bewohnern die sehr nötige Gelegenheit zu bieten, die hl. Sakramente empfangen zu können, welchem Begehren dann auch entsprochen wurde.

Fr. Zehnder.

205. Das Turtmanntal.

Die Sage schwebt mit leichtem Fuß heran und weist uns hin auf ein Tal, das der Schöpfer mit allen Vorzügen der Schönheit und der Pracht ausgestattet hat. Es ist das Turtmanntal. Zierliche Dörfer und Weiler schmückten die Gegend. Allmählig ansteigende Wiesen- und Ackerflächen boten dem Wanderer einen reizenden Anblick, eine vielbesuchte Verkehrsstraße verband Italien mit dem Rhonetale. Das war das Eden, von dem die Sage geträumt und erzählt hat. Und was bietet jetzt das selbe Tal dem Auge des Wanderers? Eine öde Fläche, meistens mit Schutt und Geröll bedeckt, aus dem kümmerlich das spärliche Gras sich emporwindet zur dürftigen Nahrung des Alpenvieh's, notdürftig hingestreute Alphütten und Ställe, verwildertes Gebüsch und Gestrüppe, am Ende des Tales ein riesiger Gletscher, unter welchem die schöne Alpe Blümlis mit der alten Verkehrsstraße begraben liegt. Und doch durchtönt im Sommer dieses stille Tal der Herden Geläute, vernimmt man die Gebete der frommen Pilger, die hinwallen zum Gnadenort der Mutter Gottes von Meiden und hört man die buntsprachigen Lobpreisungen der Reisenden, die in Gruben eine gastliche Herberge gefunden. Hinauf zum Gletscher!

Hier war vor Zeiten die schönste Alm. Blümli hieß ihr Besitzer. Blind war er, aber hellsehend seine Tochter Kathri. Der Hirtenbub war ihr gewogen und sie unterhielt mit ihm einen sehr schlechten Lebenswandel. Während sie mit dem Hirten in Saus und Braus lebte, mußte der alte Vater vor Hunger darben. Da erhob sich aber auch die strafende Hand Gottes. Am Tage vor der Abfahrt trieb der alte Vater das Vieh abseits vom Stafel auf den letzten Weideplatz. Dann zog ein gewaltiger Sturm über die Gegend, löste den hochoben am Bergeshange angeklebten Gletscher. In wuchtiger Eile stürzte derselbe auf die tief unten am Fuße des Berges hingebreitete schöne Alpe und begrub unter seiner eisigstarren Masse den Hirten, die Sennerin und den kleinen schwarzen Hund. Seither sah man oft einen schwarzen Hund talauswärts laufen mit dem Rufe: Ich und mein Kathri
Müssen ewig in der Blümlisalp si.

Fr. Zehnder.
Vgl. R. W. S. Nr. 81.

206. Die Käseverteilung an die Armen (Turtmanntal).

Es war einmal eine Zeit, als das Turtmanntal von Schlangen geradezu überfüllt war. Hinter jedem Stock und Stein schlich das häßliche Ungeheuer hervor; Tiere und Menschen waren den gefährlichen Schlangenbissen ausgesetzt.

In dieser Not gelobten die Alpengeteilen, jährlich am Vortag von Maria Himmelfahrt den Käs von einem Tag an die Armen der Umgebung zu verteilen, was noch heut-

zutage alljährlich geschieht. Seither haben die Schlangen abgenommen und diese unliebsame Plage hat aufgehört.

G. Obrist.

207. Die verschüttete Kapelle.

Eine halbe Stunde hinter dem Taubenwald im Turtmanntal stund einst eine kleine Kapelle. Oben hing der gewaltige Vollentschuggen herunter und drohte jeden Augenblick auf die Kapelle hinunter zu fallen. Doch ein guter Schutzgeist wachte nimmermüde. Neben der Kapelle war ein Jägerhäuschen. Eines Morgens zog es den Jäger wieder mit aller Gewalt hinauf ins Gebirg. Kaum stund er auf der Höhe des Vollentschuggen, sah er in Schußweite eine weiße Gemse. Eben wollte er anlegen, als die Gemse ihm zurief: „Töte mich nicht." Doch der Jäger hörte nicht auf ihr Flehen und Bitten. Er schoß, sie fiel und er trug sie nach Hause.

Kaum war er zu Hause angekommen, stürzte der Berg hinunter und begrub die Kapelle. Fr. Zehnder.

208. Die Kapelle in Meiden (Turtmanntal).

Nach altem Brauch gingen die Alpengenossen einige Tage vor der Alpfahrt nach Meiden, um Steg und Weg herzustellen und die notwendigen Abräumungen vorzunehmen. Bei dieser Gelegenheit ereignete es sich, daß zufällig ein auf diesem Erdreich selten vorkommender Kreideblock vom

Wasser ganz umflossen im Turtmannbache gesehen wurde. Als die Geteilen diesen Block sahen, sagten sie: „Schade, daß dieser Kreidestein im Wasser liegt und nicht auf trockenem Boden; sonst könnten wir denselben benützen zu einem Kapellenbau.“ Am nächsten Morgen befand sich der Kreidestein wirklich diesseits des Baches auf trockenem Boden. Der Kapellenbau wurde sogleich begonnen und so entstand der berühmte Wallfahrtsort von Meiden.

Fr. Zehnder.

209. Die Teufelstritte im Birch (Turtmanntal).

Wenn der Wanderer von Turtmann nach Meiden geht, erblickt er etwa zehn Minuten ob dem Weiler Tuminen im Birch auf einem großen Felsen dreizehn Fußstapfen deutlich eingeprägt. Hieran ist folgende merkwürdige Begebenheit geknüpft.

Pater Schulzki, Rektor von Ergisch, ging eines Tages nach Meiden die hl. Messe zu lesen. Es war an Maria Geburt, am Patronatsfeste der dortigen Kapelle. Eine Menge Volk hatte sich, wie üblich, an diesem Tage von nah und fern hier eingefunden. Es war schon Mittag und noch wartete immer die Schar der Gläubigen auf die Ankunft des Priesters. Endlich kam Pater Schulzki mühsam in Meiden an. Er war abgemattet, bleich und blaß; an seinem Angesichte konnte man deutlich merken, daß irgend ein Mißgeschick ihm zugestoßen sei. Auf die Frage, was die Ursache seiner so späten Ankunft sei, gab er nur stumme Antwort. Erst als er nach beendetem Gottesdienst sich etwas erholt hatte, erzählte er mit sichtlich erregter Miene seinen

schweren Gang ins Tal. „Noch nie,“ sagte er, „habe ich solches erlebt, was mir heute auf dem Wege hierher vorgekommen ist. Ich wäre ganz gewiß nicht weiter gekommen, wenn die Mutter Gottes nicht geholfen hätte. Als ich nämlich den steilen Weg von Tuminen heraufkam, hörte ich plötzlich ein unheimliches Geräusch; ich blieb stehen und schaute nach, was das zu bedeuten habe. Doch da stellte sich mir in einiger Entfernung eine furchtbare Menschengestalt vor Augen. Das pechschwarze Angesicht, die flammenden Augen, das wildverworrene Haar, aus dem zwei hackenförmige Hörner hervorstachen, machten mir das Blut in den Adern stocken. Wie nun diese Schreckensgestalt auf mich zukam, da wankten mir die Beine und ich fiel um. Doch bald beherrschte ich mich wieder, machte das Kreuzzeichen und redete diesen bösen Geist also an: „Im Namen Gottes frage ich, wohin willst du und was hast du vor?“ Der Dämon sagte unter drohenden Gebärden: „Ich will in ein ungebundenes Faß.“ „Was hat dies zu bedeuten?“ fragte ich weiter. „Es ist im Tale drinnen eine Frau die keinen Ehering trägt, d. h. ein ausgelassenes Leben führt, und die will ich in Besitz nehmen,“ gab der Teufel zur Antwort. Bei diesen Worten ging ein Schaudern durch meine Glieder. Diese höhnische, höllische Miene, diese drohenden, teuflischen Gebärden gewährten einen entsetzlichen Anblick. Dennoch raffte ich meine Kräfte zusammen und beschwor den bösen Geist im Namen des dreieinigen Gottes. Auf dieses hin wich der Dämon mit einem weiten Sprung zurück und verschwand keuchend und fluchend über die Halde hinauf, daß es unter seinen Füßen wie Feuer sprühte. Als ich nach langer Anstrengung meinen Weg weiter verfolgte, um, wenn möglich noch in Meiden Messe zu lesen, sah ich in der Nähe mehrere Fußstapfen im Felsen eingedrückt.“

Die Leute hörten dem ehrwürdigen Pater ängstlich zu und Schaudern überfiel alle Anwesenden. Heute noch sieht man dort dreizehn Fußstapfen eingeprägt und nennt sie die Teufelstritte. G. Obrist.

210. Der Weihwasserstein.

Nicht weit vom hohlen Stein auf der Emser Schafalpe befindet sich ein Stein, der die Form eines Weihwasserbeckens trägt. Der Wanderer kann hier vorbeigehen, wann er will, selbst bei anhaltender Trockenheit findet er hier Wasser vorhanden. Der Grund der Benennung „Weihwasserstein", ist folgender:

Sepp, der fromme und brave Hirt vom hohlen Stein, hatte ein außerordentliches Glück mit seiner Schafherde. Von den Schafen, die er im Anfang des Sommers in seine Obhut nahm, fehlte im Herbst kein einziges. Als man ihn einstmals fragte, was er tue, daß er solches Glück in seiner Herde habe, gab er folgende Antwort: „In der Emser-Schafalpe ist eine besonders gesunde Quelle, welche die Schafe vor jeglichem Uebel bewahrt." „Ja dieses Wasser vermag wohl dann und wann innere Krankheiten abzuhalten, aber kann die Schafe nicht vor äußern Gefahren schützen," wendete man ein. Der gute Sepp antwortete: „Wissen sie, dieses Wasser wird nicht innerlich, sondern äußerlich angewendet und vermag die Herde innerlich und äußerlich zu schützen. Nämlich morgens und abends, nachdem ich meine Andacht verichtet habe, besprenge ich meine Herde mit diesem Wasser und niemals habe ich Unglück."

So kommt es, daß dieser Stein seither und stets der Weihwasserstein genannt wurde. G. Obrist.

211. Der hohle Stein.

In der Schafalpe von Ems beim Turtmanngletscher hütete ein Hirte seine Herde. Er übernachtete in der Nähe in einem Schlupfwinkel, der ihm vor Sturm und Wetter nicht genügend Obdach bieten konnte. Doch murrte er nicht und schickte sich ins Unvermeidliche. Eines Abends hörte er eine Stimme, welche ihm zurief: „Fliehe, fliehe!“ Er folgte dem Rufe und lief eine Strecke weit. Da hörte er ein Tosen und Krachen. Er wandte sich um, sah einen Felsblock den Berg herunterkollern und dort schiefliegend sich niederlegen. Wie er sich von seinem Schrecken erholt hatte und alles wieder ruhig war, ging er hin und sah, wie der Fels nach unten ausgehöhlt war und Raum genug für ihn und seine Gehülfen bot und zugleich durch sein herüberhängendes Dach Schutz vor Sturm und Unwetter bot. Seither ist die Steinhöhle die Wohnung des Schafhirten, nicht von menschlicher Hand gebaut, sondern von unsichtbarer Hand dort aufgestellt als ein Dankeszeichen für die Gottergebenheit und Treue des Hirten. Fr. Zehnder.

212. Das Räuberhaus.

Zu Mühlackern bei Agarn steht ein altes Steingebäude, welches früher ein Wirtshaus war, dessen Wirt ein Raubmörder gewesen sein soll. Da die alte Landstraße bei die-

sem Hause vorbeiführte und der Weg für die Fuhrleute und Fußgänger von der Leukersuste bis dahin immerhin lang genug war, daß sie wieder Durst verspürten, so kehrte beinahe jeder dort ein, er mochte bei Tag oder bei Nacht ankommen. Aber jeder trat aus dem Hause nicht mehr heraus. Es wurden sogar viele Reisende und Fuhrmänner im Laufe der Zeiten vermißt. Doch brachte man das Verschwinden derselben in Verbindung mit den Räubern, die im nahen Pfinwald versteckt waren, die Gegend durchzogen und die Wanderer ermordeten. Eines Abends kam wieder ein müder, hungernder Wanderer zu diesem Wirtshaus. Er hätte schon gern seinen Hunger gestillt und seine müden Glieder ausgeruht; aber da hörte er im Innern des Hauses ein eigentümliches Geräusch und ein leises Wimmern und Stöhnen. Um nicht gesehen zu werden, schlich er um das Haus herum. An einer Ecke war eine kleine Oeffnung. Er schaute hinein und was sah er? Einen Mann auf dem Boden liegen, dem das Mordsgesindel eben den Kopf von dem Rumpfe getrennt hatte. Zitternd vor Angst machte sich der Wanderer davon und machte bei der Gerichtsbehörde des nächsten Ortes Anzeige von dem Vorfalle. Doch diese machte sich nicht viel daraus; im Gegenteil sie tadelte den Wanderer, so brave Wirtsleute in üblen Ruf zu bringen. Die Untersuchung unterblieb und das Wirtsvolk betrieb sein Geschäft je länger desto dreister, so daß es sich nicht mehr scheute, während des Tages auf offener Straße die Leute anzufallen.

Eines Abends gingen mehrere Männer nach dem Wirtshaus zu Mühlackern. Nicht weit davon hörten sie ein Jammergeschrei. Zugleich sahen sie einen Reisenden die Straße entlang fliehen, den zwei Männer, Angestellte des Hauses, verfolgten. Sobald die Räuber die Anwesenheit der

herankommenden Männer wahrnehmen, kehrten sie wieder nach Hause zurück. Der Reisende erzählte ihnen nun, daß er in das Wirtshaus nicht habe einkehren wollen, daß er vielmehr seines Weges vorwärts gegangen sei, daß er aber plötzlich hinter sich Schritte gehört habe von Männern, die ihn verfolgten, daß er dann fürchterlich gejammert und um Hülfe geschrieen habe. Sofort gingen nun diese Männer in Begleitung des Fremden zur Gerichtsbehörde. Am folgenden Tage wurde die Hausuntersuchung vorgenommen. Die mitgenommene Mannschaft umschloß das Haus, die Behörde untersuchte das Innere des Räuberhauses. Zwei Zimmer waren verschlossen und mußten erbrochen werden. In einem dieser Zimmer fand man geraubte, blutgetränkte Kleidungsstücke, Messer, Beile und andere Mordwaffen. Im andern Zimmer lagen die geraubten Gegenstände. Dann ging man in die Kellerräume hinunter. Im hintersten Winkel des Kellers war die Erde etwas aufgewühlt. Als man die Stelle näher untersuchte, fand man daselbst mehrere Leichen eingescharrt. Sofort wurden die Räuber gefesselt und eingekerkert. Nach einem strengen Verhör gestanden sie, mit den Räubern in Pfin im Bunde gewesen zu sein, worauf sie zum Tode verurteilt wurden. Fr. Zehnder.

213. Die Pfandgabe.

Das Leukerfeld gehörte früher der Gemeinde Erschmatt. Dieselbe mußte einst ein ziemlich bedeutendes Geldanleihen machen, um eine Schuld abzutragen, welche demnächst an einem bestimmten Tage einbezahlt werden mußte. Da die Gemeinde augenblicklich das erforderliche Geld nicht zur

Verfügung hatte, gingen die Vorsteher von Erschmatt zu einem Ratsherrn nach Leuk. Dieser versprach ihnen, die notwendige Summe zu leihen unter der Bedingung, daß ihm die ganze Summe an einem bestimmten Tag und zu einer bestimmten Stunde des Tages zurückbezahlt werde. Werde die Bedingung nicht ganz genau erfüllt, so solle das ganze Leukerfeld ihm gehören. Die Erschmatter willigten in den Vertrag ein und kehrten nach Hause. Als der Zahltag erschien, schickten die Erschmatter zwei Männer nach Leuk. Dort angekommen, fragten sie nach dem Herrn, dem sie das Gold abzugeben hatten. Die Hausleute entschuldigten sich und sagten: „Der Herr ist soeben ausgegangen; er wird aber bald wiederkommen." Die beiden Männer warteten Stunde um Stunde — solange bis die festgesetzte Stunde verstrichen war. Erst jetzt trat der Herr in die Stube. Als die Erschmatter dem Gläubiger die betreffende Summe auf den Tisch zählen wollten, weigerte sich dieser das Geld anzunehmen; er halte sich streng an den Vertrag und die festgesetzte Stunde sei verstrichen. So mußten die Männer mit ihrem Gelde zurückkehren und das schöne Leukerfeld war um ein Linsenmuß verkauft worden.

Seither sah man oft einen glühenden Körper nach allen Richtungen des Feldes hinrennen. Auch wollte einst ein Mann in der Nacht nach Leuk zurückkehren. Da sah er vor sich ein gesatteltes Pferd. Um schneller nach Leuk zu kommen, bestieg er dasselbe. Mächtig holte der schöne Renner aus und bald war die Grenzlinie des Feldes erreicht. Da gewahrte der Reiter mit Entsetzen, daß das Pferd immer größer wurde und über die höchsten Bäume hinausragte. Der Reiter versprach, eine Wallfahrt machen zu wollen. Siehe, da lud das Pferd sanft den Reiter ab und

galoppierte wieder feuerschnaubend feldeinwärts der Ostgrenze des Leukerfeldes zu. Fr. Zehnder.

214. Das Pferd als Schiedsrichter.

Als die zwei Gemeinden Erschmatt und Bratsch eine gemeinsame Kirche bauen wollten, war heftiger Streit unter ihnen, wo selbe sollte aufgebaut werden. Natürlich wünschten beide Gemeinden die Kirche in ihrer Mitte. Als alle andern Mittel zu keinem Verständnisse führen wollten, kam man überein, ein Pferd mit Kalk zu beladen und da die Kirche zu bauen, wo dasselbe würde stehen bleiben. Gesagt, getan; ein der Gegend unkundiges Pferd trug ohne Führer die Ladung auf den Platz hin, wo die Kirche jetzt steht, stellte sich gegen Sonnenaufgang und begann dreimal hell zu wiehern. — Auf dieses Zeichen wurden die Leute einig und bauten eine schöne Kirche. R. W. S. Nr. 38.

215. Die Abrechnung.

Dazumal hielten es die jungen Leute gerade so wie heute. Um dem Verbote und der Aufsicht der Gemeindebehörde zu entgehen und ungestörter über die Schranken hinaus lustig sein zu können, beredeten junge Leute von Leuk einen verborgenen Tanz in dem 1½ Stunden von Leuk entlegenen Weiler Pfin.

Nachdem die fröhliche Gesellschaft sich mit Tanzen ermüdet hatte und es schon hoch herging, begann das junge Volk ein loses Pfänderspiel, während ein bejahrtes Mütter-

chen ihnen küchelte. Da stach ein frevelhafter Uebermut eines der Mädchen und es rief mit der Hand in den Schoß der Pfandhalterin langend: „Dieses Pfand, das ich in der Hand halte, soll dem Päschol im Galgenwald ein Küchlein bringen.“ Und sie zog den Gegenstand hurtig aus dem Schoße. Der junge Bursche aber, dem es angehörte, wurde kreideweiß und das Mädchen desgleichen; denn es waren Liebhaber und Liebhaberin und Päschol hing schon seit drei Monaten am Galgen im sogenannten Galgenwalde.

Doch der Stolz war größer als der Schrecken und der Bursche wollte um keinen Preis seinen Mut bei der Liebsten in ein schiefes Licht bringen. So nahm er denn ein Küchlein, warf ihr noch einen langen durchbohrenden Blick zu und verschwand dann im Schatten der Nacht.

Wie er nun durch das Dunkel dahinschritt und sich dem Galgen näherte und kein Laut ertönte als das Rollen des Illflußes, der Flügelschlag herumflatternder Nachtvögel und das ächzende Geräusch des Windes, der sich an den Felsgebilden brach, da legte es sich ihm wie mit eisernen Reifen schwer um die Brust. Und wie er auf den freien Platz gelangte, wo das Gerippe von Päschol am Galgen hing, da bedurfte es seines ganzen jugendlichen Uebermutes und Trotzes, um den Toten nach seiner Pflicht mit den Worten anzureden: „Päschol, ich bringe dir ein warmes Chiechli.“ Da rauscht ein Windstoß durch den Wald und das Gerippe bewegt sich, die Gebeine schlagen klappernd aneinander und es antwortete mit hohler Stimme: „Blas mär's.“ Der Bursche aber rief, den letzten Rest seines Trotzes zusammennehmend: „Es ist schon gekühlt.“ Der Tote aber rief mit drohender Stimme: „Es ist besser, du habest gesagt, es sei gekühlt, sonst hätte ich dich zu Staub und Asche zerrieben. Du sollst wissen und denken, daß ich für meine Missetaten

genug getan habe; ich lade dich in drei Tagen ins Tal Josaphat ein."

Da war es aus mit dem Stolz und dem Uebermut. Kalter Schweiß trat dem Burschen auf die Stirne, die Haare sträubten sich, mühsam schleppte er sich nach Leuk; dort ließ er den Pfarrer rufen. Er beichtete wie ein Sterbender und erzählte den Vorfall, den Geistlichen um Rat bittend.

Der Pfarrer verharrte lange in ernstem Sinnen und Schweigen. Dann entspann sich folgendes Zwiegespräch: „Hast du ein Patenkind?" „Ja, ein Mädchen, das als unschuldiges Kind gestorben ist." „Hast du ihm jemals etwas Gutes getan?" „Nur ganz gering, ich schenkte ihm einmal ein warmes Kleidchen." Da sprach der Beichtvater ernst: „Gehe heim und bereite dich auf den Tod vor, ich aber will in meinen Gebeten bei deinem unschuldigen Patenkinde Fürbitte für dich einlegen."

Der Bursche, an Leib und Seele gebrochen, kehrte heim und bereitete sich ergeben auf die große Reise in die Ewigkeit vor. Doch je näher die entscheidende Stunde des dritten Tages heranrückte, desto heftiger erwachte die Liebe zum Leben und der Schrecken vor dem ungehofften Sterben in der Vollkraft des Lebens. Stunde um Stunde verrann. Verzweifelnd wälzte sich der Unglückliche auf seinem Lager. Hundertmal in der Stunde verfluchte er seinen Uebermut. Da schlug die Turmuhr in langen dumpfen Schlägen die zwölfte Stunde. Jeder Hammerstreich fiel ihm wie ein Zentnerstein aufs Herz. Die Haare sträubten sich und kalter Schweiß bedeckte seinen Körper. „Hilf mir, verstorbene Seele meines Patenkindes, hilf!" rief er verzweifelnd aus.

Und wie der zwölfte dumpfe Schlag verklungen, da öffnete sich geräuschlos die Türe, eine weiße Gestalt trat unhörbar in die Stube, nähert sich dem Tische, hebt ihren Arm, läßt

ihn sausend auf den Tisch fallen und ruft mit drohender Stimme: „Da nimm das Kleid, unverschämter Pate, hättest du mir dieses gute Werk nicht getan, wäre es dir schlimm ergangen. Einmal bin ich für dich ins Tal Josaphat gegangen und kein Mal mehr.“ So sprach der Geist und verschwand.

Der Bursche aber dankte Gott und der Seele seines Patenkindes, daß es ihm so gnädig ergangen, sagte allem Stolz und Uebermut ab und tat von da an viele gute Werke für die Lebenden und die Abgestorbenen.

R. Loretan.

216. Der Kastlan.

Ein Bäuerlein war einst in Geschäften nach Sitten gegangen, um die nötigen Sachen für seinen Hausbedarf, wie Polenta, Werg, Lampenöl und einige Stäbe Eisen einzukaufen. Er hatte alles hübsch auf sein Wägelchen geladen und demselben sein Bergmaultier vorgespannt. Auf der Heimreise überfiel ihn die Nacht viel schneller, als er erwartet hatte. In einer unwirtlichen Gegend gesellte sich zum nächtlichen Fuhrwerker ein Strolch, der mit der einen Hand die Wagenleiter, mit der andern die Zügel des Zugtieres erfaßte und einen Teil der bessern Ladung abverlangte. Unser Bauer wollte es aber nicht verstehen, so wohlfeil seine mit barem Gelde eingekaufte Ware abzugeben. Er griff nach seinen Eisenstäben und schlug so unsanft auf die Finger und die Arme des Strolches ein, daß Seufzer auf Krachen folgten. Der Strolch entfloh und der Bauer setzte unbeanstandet seine Reise fort. — Am folgenden

Tage (Sonntag) besuchte der Bauer Geschäfte halber eine Nachbargemeinde. Nach dem Gottesdienste verkündete der Weibel auf dem Ausrufungsplatze: „Indem der Herr Kastlan, in letzter Nacht spät heimkehrend, die Finger verrenkt und einen Arm gebrochen hat, wird der angesagte Familienrat heute nicht gehalten." R. W. S. Nr. 54.

217. Der verlorene Wald.

Im Pfinwald besaß die Gemeinde Salgesch einen flotten Wald. Unter der Landstraße daselbst ist ein kleiner Bezirk genannt zur Leimgrube. Es geht die Sage, ein Herr aus Leuk ging einst mit den Salgeschern einen Markt ein. Er bot ihnen für die Bäume, die auf Lehm stehen, eine schöne Summe. Die Bürger von Salgesch gingen den Markt ein, meinend die Bäume, die im Bezirke zur Leimgrube sich befinden. Aber halt, der Herr verstund es anders. Es kamen seine Arbeiter und wollten die schönsten Nußbäume, die dazumal wie ein schöner Kranz das Dorf Salgesch umgaben, fällen. „Halt, halt, ihr habt hier nichts zu tun," rief man ihnen zu; doch schon haben sie den größten Baum beinahe gefällt, als sogleich einige stämmige Männer aus Salgesch diesen Bübchen den Weg nach Leuk zeigten. Nun gabs Gericht. Da aber im Kontrakt geschrieben stund, „die Bäume, die auf Lehm stehen", so haben die Salgescher verloren, denn das ganze Dorf und seine nächste Umgebung steht, wenn man einige Meter tief gräbt, auf einer Schichte Lehm. Die Salgescher mußten nun den Atem leise ziehen und boten dem Herrn, damit er ihnen nicht die schönen Nußbäume nehme, einen großen Bezirk im Pfinwald an; der

Herr ging darauf ein und heute noch zeigt man den Wald, den die Salgescher in diesem unliebsamen Streit verloren haben. G. Mathier.

218. Die reichste Tochter.

Es geht die Sage, ein gewisser Prois (Preux), ein schöner Bursche, kam öfters in der Woche in das Dorf Salgesch. Das fiel den jungen Leuten auf und sie fragten sich, was der wohl hier zu tun habe? Alsbald stellte es sich heraus, daß er um die reichste Jungfer werbe, welche zwanzig Kühe wintern konnte, ein schönes Rebland hatte und dabei noch die allerschönste Maid in ganz Salgesch war. Dem wollten sie schon passen, aber sie haben ihn nie bekommen, bis es zu spät war. Am Vorabend vor der Heirat fragte die Verlobte den Verlobten, wie viel Kühe er denn eigentlich wintern könne. Er antwortete: „Wenns gut geht, bis morgen abends einundzwanzig“. Und wirklich, er hatte recht, denn eine hatte er selbst und zwanzig erhielt er durch die reiche Heirat. G. Mathier.

219. Lisür, der große Räuber im Pfinwald.

In dem von jeher berüchtigten Pfinwald wohnte lange Zeit ein großer Räuber mit Namen Lisür. Seine Wohnung soll er bei dem sog. Berüschohubel aufgeschlagen haben. Lisür war ein Mann mit geteiltem Herzen, ein Wolf im Schafpelz, unter dem ein berüchtigter Räuber steckte. Bei

Tag verkehrte er ganz freundlich mit den Leuten, ganz besonders mit den nahe wohnenden Salgeschern, denen er sogar die Gastfreundschaft zur Schau trug. Brach aber die Nacht heran, dann lauerte er bei der unheimlichen Pfinwaldstraße dem unglücklichen Wanderer auf, tötete ihn, beraubte ihn und begrub dann den Leichnam in einem abgelegenen Winkel des Waldes.

Mit diesem Lisür soll nun ein gewisser Mathier aus Salgesch so intim gewesen sein, daß Lisür sogar Gevatermann dieses Mathier wurde.

Mathier pflegte, gegen die Sitte seiner Ortsleute, immer sehr frühe in die sog. Pfinwaldgärten zu gehen. Selbstverständlich machte Mathier seinem Gevatermann jedesmal eine Visite. Auf einen kühlenden Tropfen Wein konnte Mathier immer rechnen. Leider wiederholte sich diese Visite allzu oft und allzu früh. Lisür mußte unstreitig bei dieser Morgenfrühe an einer Arbeit sein, bei der er ungestört sein wollte. Als Mathier einmal wieder so früh kam, sagte Lisür wild zu ihm: „Komme mir nicht mehr so früh, ansonst fehlt es dir einmal." Mit diesen Worten lud er ihn wie gewöhnlich zum Schoppen ein. „Nun trinke," sagte der versteckte Räuber, nachdem er eine große Pistole (Krug), wie er ihn nannte, gefüllt hatte. „Herr Gevatter," sagte Mathier, der merkte, daß heute anderes Wetter los sei, „der Krug liegt in guter Hand, trinken Sie heute einmal zuerst." Wie der Räuber den großen Krug zum Munde führte, schlug Mathier mit seinem Stocke ihm den Krug ins Gesicht, daß er niederfiel.

Mit Blitzesschnelle eilte er aus dem Keller, bestieg seinen Schimmel und ritt dem Dorfe zu. Kaum hatte Mathier die sog. Profenschingscheune hinter sich, da sah er Lisür auf einem schwarzen Bock schon ganz nahe. Zwei, drei

Sätze noch und Mathier fühlte, wie mit einem Säbelhieb der linke Flügel seines Frackrockes davon flog. Es wäre um ihn geschehen gewesen, hätte er nicht Leute um Hilfe gerufen. Auf das Erscheinen der herbeieilenden Arbeiter verschwand Lisür. Dieser Mann mußte beseitigt werden. Aber wie? Man kam überein, ein Gemeindemahl zu veranstalten und ihn dazu einzuladen. Damit er ja nichts merke, daß man etwas im Schilde führe, bat man ihn, seine Dienstmagd als Köchin kommen zu lassen. Dankend nahm er von der Abordnung die Einladung an und gewährte zugleich die Bitte, die Magd als Köchin ziehen zu lassen.

Nachdem man mit der Köchin, die den Plan der Leute begünstigte, sich besprochen, sagte sie, seine Kraft bestehe darin, daß er, solange er mit den Füßen den Boden berühren könne und mit zwölf Messern bewaffnet sei, unüberwindlich bleibe. Der Tag kam. Alles war im Gemeindehause versammelt. Als Ehrengast nahm Lisür den Ehrenplatz ein, nahe um ihn hatten zwölf der stärksten Salgescher Platz genommen. Während des Essens fehlte dem einen oder andern Salgescher, der absichtlich später eintrat, das Tischmesser.

Deshalb trat bald der eine, bald der andere Bediente zu Lisür hin mit dem Gesuche: „es fehlt uns ein Messer, könnten Sie uns vielleicht mit einem dienen?“ Als man so das letzte Messer ausgelockt, sprang man auf ihn los, packte ihn, ohne ihn Boden berühren zu lassen, trug ihn aus dem Gemeindehause auf einen bereit gehaltenen Wagen, um ihn nach Sitten zu bringen und da der Gerechtigkeit zu überliefern.

F. Pichel.

220. Der kleine Hirt in der Arbittetaalpe.

Rechts vom Zinalgletscher im Eifischertale liegt die Alpe der Gemeinde Salgesch. Von den Eifischern wird sie Arbitteta genannt. Im zweiten Stafel Luchalet befindet sich eine Hütte, bei welcher das Kühervolk gegen drei Wochen mit dem Vieh zu weilen pflegt. In dieser Hütte errichteten die Aelpler einst eine Art Galgen. Man wollte im Uebermaße des Mutwillens versuchen, wer am längsten daran zu hangen vermochte. Nachdem alle, vom Sennen angefangen, daran gehangen, kam die Reihe an den kleinen Hirten. Kaum hatte er die Schlinge um den Hals gelegt, da fing das Vieh draußen fürchterlich an zu wüten. Ganz erschrocken rannten die Küher vor die Hütte, um zu sehen, was denn das zu bedeuten habe. Auch der kleine Hirt wollte hinauseilen. Unglücklicher Weise war der Stuhl unter seinen Füßen umgefallen, die Schlinge zog sich enger und fester um seinen Hals, so daß er bald die Besinnung verlor. Bald darauf kehrten die Küher, die draußen alles Vieh still liegen und gemütlich wiederkauen sahen, in die Hütte zurück. Mit Entsetzen sahen sie, daß der kleine Hirt bereits schon kalt als Leiche am Galgen hing. Man band den starren Leichnam los und begrub ihn auf dem naheliegenden Hügel. Als man das Grab mit Erde zumachen wollte, wurden die Schollen immer wieder zurückgeworfen. Man begann neuerdings das Grab mit Sand uud Steinen auszufüllen — umsonst; das Grab spie alles wieder heraus. Da sprach der fromme Schafhirt: „Lernet hieraus, wie Gott selbst nach dem Tode noch diejenigen bestraft, welche mit ihrem Leben mutwillig spielen.“ Das Grab ist heute

noch offen und der Hügel hieß von da an der Toten=hügel. F. Pichel.

221. Der Mörderstein im Pfinwald.

In dem großen Wald zwischen Siders und Leuk auf der Mittagseite des Rhonetales, genannt Pfinwald befindet sich eine gespaltene Fluh, der Mörderstein, welcher diesen Namen folgender schaurigen Sage zu verdanken haben soll: Ein Mörder, dem ein durch diesen Wald ziehendes Kind in die Hände fiel, stellte bei diesem Felsen, der dazumal noch ganz war, folgende Fragen an das Kind: „Was ist schöner als der Tag?“ Das Kind antwortete: „Der Mutter Blick!“ Mörder: „Was ist edler als Gold?“ Kind: „Der Mutter Herz!“ Mörder: „Was ist süßer als Honig?“ Kind: „Der Mutter Milch!“ Mörder: „Was ist weicher als Flaum?“ Kind: „Der Mutter Schoß!“ Mörder: „Was ist stärker als der Tod?“ Kind: „Der Mutter Liebe!“ Mörder: „Was ist härter als Stein?“ Kind: „Des Mörders Herz!„ — Da habe der Mörder das Kind mit solcher Gewalt an den Felsen geschleudert, daß derselbe entzwei gespalten wurde, wie zum schrecklichen Andenken noch zu sehen ist. T. W S. Nr. 47.



II. Legenden und Märchen.

222. Die Walliser und der Heiland.

Als unser Herr noch im Judenlande wandelte, sagte eines guten Morgens St. Petrus zu ihm: „Sieh, lieber Herr, du mußt doch ein rechter Tor sein, daß du des Dankes halber, den du einheimsest, aller Welt im Judenlande helfen magst. Schau, die Ohren der Tauben, die du öffnest, öffnen sich nur, über dich Schmähreden anzuhören; die Zungen, die du lösest, werden deine Ankläger. Je mehr Augen du sehend machst und je mehr Hände du heilst, desto mehr Spione durchbohren dich, um Arges an dir zu entdecken, desto mehr Finger umfassen Steine, um sie nach dir zu werfen. Wäre ich der wundertätige Meister, der du bist, längst schon hätte ich den Staub von meinen Füßen geschüttelt und zeigte dankbareren Ländern meine Kräfte." Um dem Jünger diesmal nach Gefallen zu sein, nahm der Herr seinen Stab zur Hand und beide durchzogen Gutes tuend die Welt. So kamen sie bis in die Alpen und alsogleich machte der Meister alle Kranken gesund. Das Volk aber wußte ihm Dank dafür. Hinter der Hand des Meisters fragte Petrus, den des Volkes Wohlwollen und Dankbarkeit kitzelte, das Volk, welchen Wunsch sie noch hätten, damit er den Herrn in ihrem Namen bitten könne. Die Leute hätten aber in den Tälern statt der Gletscher gerne Feld und Acker gehabt und taten es dem Jünger zu wissen. Dieser lief zum Meister, trug ihm die Bitte vor und der

Bitte folgte die Tat. Wo früher dumpf der Firn gebrüllt, dehnten sich jetzt herrliche Felder aus, auf denen der Herr üppige Gräser sprießen ließ. Nach einiger Zeit kam die Stunde des Abschieds. Bevor der Heiland weiter zog, fragte er das Volk, ob sie noch eine Bitte an ihn hätten. Und richtig, neue Plage, neue Klage! Weil die kühlen Firne verschwunden waren, wurde es jetzt viel heißer in Tal und Berg und die Gräser auf den Matten wurden dürr und rot unter den Strahlen der Sonne. Da sollte nun der Meister wieder raten und helfen. Dieser sprach: „Die Sache liegt sehr einfach, hier muß gewässert werden. Nur besteht die Frage, soll ich es tun oder wollt ihr es tun?“ Alle sagten: „Herr, du hast bis anhin weise an uns getan, walte und schalte du auch weiter.“ Nur der Walliser blieb stumm und kam nicht aus dem Sinnen und Wägen. Hinter des Herrn Rücken schlich Petrus zu den Wallisern, tupfte ihnen auf die Schultern und sprach: „Laßt nur getrost den Herrn walten; er meint es gut mit euch und wird euch nicht stiefmütterlich behandeln, denn er ist ja so zu sagen ein Walliser.“ „Was, ein Walliser ist er?“ riefen die aus dem Wallis, „wo wird er sein größeres Können herhaben? Nein, da dem so, so wässern wir selbst!“ Seit dieser Zeit wässert in der übrigen Schweiz der Heiland, im Wallis aber wässern die Walliser selbst. Wenn aber ihre Matten im Sonnenbrande rot werden, klagen sie nicht, denn der Heiland hätte es auch nicht besser machen können. Selbstverständlich! Er ist ja ein Walliser, warum sollte er es besser können als die andern Walliser? Wenn er ein Fremder wäre, ja dann . . . . !

Adr. Weger.

223. Das isländische Moos.

Das isländische Moos, das auf den hohen Alpen wächst, hat Röhrchen und Blätter, welche ganz verdorrt aussehen. Die Sage erzählt, diese Röhrchen und Blätter seien ehemals voll Milch gewesen. Solange die Kühe davon zu fressen bekamen, mußten die Sennen dreimal im Tage melken. Als nun einst die Alpleute einen lustigen Tanz hatten, verwünschte einer aus ihnen, der sehr ungern die fröhliche Gesellschaft verließ, dieses Kraut, weil er am hellen Mittag zum Melken heimgehen mußte und stieß die Verwünschungsworte aus: „Ich wollte, es würde verdorren — das leidige Gras!"

Am andern Morgen sah man das Gras wirklich verdorrt. Die Hirten gafften einander an und sagten: „Der Dreck ist dürr." Daher hat nun auch das isländische Moos unter dem Volke den Namen Dürrgrag oder Blatterian.

Die gleiche Sage wird auch in Stalden von der Mattwaldalpe erzählt, wo ein lustiger Senn verdrießlich sprach:

„Verfluchtes Gras, Muttrina und Hahnenfuß,
Daß ich dreimal in dem Tage melken muß!"

R. W. S. Nr. 2

224. Der Name des Dorfes Bellwald.

Nach der Erschaffung der Welt sagte eines Tages der Herrgott zum Engel Michael: „Schnüre dein Bündelein und stecke hinein, was zu einer Reise nötig ist; ich will mir mal ansehen, was ich geschaffen. Du magst mich begleiten." Der Engel ließ sich so was nicht zu zwei Malen sagen, sondern war mit Freuden dabei. Bald streiften die

beiden die Kreuz und die Quere durch aller Herrenländer und machten ihre Bemerkungen über das Geschaffene. Der Engel aber war vor Bewunderung lauter O und Ach! So schritten sie durch Italien herauf und stiegen über den Albrun ins Wallis nieder. Die Lorbeerhaine Italiens und die wildherrliche Schönheit der Twingen hatten es ihnen aber ganz besonders angetan, so daß ihnen das übrige Goms nicht gerade besonders gefiel, als sie auf der Binnegge einen freien Ausblick darüber hatten. Besonders eine baumlose, wilde Klamm jenseits Ernen, deren nackte Felskanten von den Fluten der Rhone gepeitscht wurden und darüber eine steinige, von der Sonne kahlgebrannte Halde waren nicht nach ihrem Geschmacke. Zum ersten Male kam hier der Engel aus dem Staunen heraus und lachte spöttisch: „Da hast du mal was Schönes geschaffen, Herr!“ Etwas unwirsch antwortete dieser: „Was nicht ist, kann noch werden. Schau!“ Und sogleich waren Tobel und Halde mit dem herrlichsten Walde bekleidet und beide erstrahlten in morgenfrischer Schönheit, wie Brautleute in ihrem Geschmeide. Wie aber die zwei Reisebummler nach Ernen kamen, erscholl ringsum in allen Dörfern Sturmgeläute und aus allen Häusern stürmten Bewaffnete hervor. „Was gibts, was gibts?“ fragte der Herrgott einen vorüber stürmenden Bauer. „Ja, was gibts?“ gab der Bauer eilfertig und wenig höfisch zurück, „hast denn keine Augen im Kopfe, daß du den Wald nicht siehst, der da drüben plötzlich aus dem Boden gewachsen und den jetzt jede Gemeinde für sich anspricht.“ „So, ja so pfeift der Wind?“ sagte der Herr zu Michael, „jetzt können wir zum Entgelt für jene Guttat mitteln gehen und vielleicht blutige Köpfe holen, denn der Bauer versteht keinen Spaß.“ Sie schritten also dem umstrittenen Walde zu, der vom Geschrei und

Waffengeklirr wiederhallte. Der Herrgott bot sich sodann den Zänkern als Schiedsrichter an. Nach einigem Wortgeplänkel wurde das Anerbot des Fremden angenommen und die Teilung in Minne geschlichtet. Als die beiden Vermittler verreisten und bei Lax noch einmal einen Blick auf die verlassene Gegend warfen, fragte Michael: „Aber was ist das für ein Dorf?" „Welches?" fragte der Herr. „Jenes oberhalb des neuen Waldes," sagte Michael, mit dem Zeigefinger seine Worte begleitend. „Welchen Teil ließest du ihm zukommen?" „Wo hatte ich nur meinen Kopf?" sagte der Herr. „Die habe ich ganz vergessen. Aber Schuld sind sie eigentlich selbst, warum sind sie nicht zur Verteilung gekommen, die Furchtsamen. Wegen eines kleinen Handels nicht kommen dürfen!" Nach einigem Sinnen aber sagte er: „Billig ist es aber nicht, daß alle Dörfer aus meiner Durchreise einen so großen Nutzen ziehen, nur dieses Dorf leer ausgehen soll. Wald kann ich ihm freilich keinen mehr geben, der ist verteilt; aber als kleines Entgelt für den ihm entgangenen Wald heiße es fürder Bellwald." Adr. Weger.

225. Ahasver.

In der einen Hand ein Paar zerrissene Schuhe hin und herpendelnd, in der andern Hand einige Groschen, die ihm ein Kunde an ein Paar Schuhe bezahlt hatte, klimpernd, wollte Ahasver gerade in sein Haus eintreten, als am untern Ende der Straße ein schreiender und die Hände ballender Volkshaufe herandrängte. Der Meister blieb stehen. Gleich wurde ein über und über mit Blut überronnener

Mensch sichtbar, der die Last eines Kreuzes auf seinem Rücken daherschleppte. Nahe am Hause des Meisters brach er zusammen, aber mit Stricken und Stöcken wurde er aufgetrieben. Jetzt schritt er an seinem Hanse entlang und wieder drohte er zu fallen; da hielt sich die tastende, zitternde Hand des Verurteilten an der Mauer des Hauses fest. Der zu Tode Gehetzte wollte ein wenig ruhen. Da sprang Ahasver herbei, stieß den Gemarterten weg von seinem Hause, mißachtete den blutunterlaufenen Blick des Gequälten, der um Mitleid flehte. Aber kaum hatte er den Heiland — denn dieser war der Verurteilte — mit erbarmungsloser Faust hinweggetrieben, als ihn auch schon das göttliche Strafgericht erreichte. Er fühlte den Fluch des Himmels durch seine Glieder rinnen. Nimmer konnte er eintreten in sein Haus, um einen Zehrpfennig einzustecken; ein grausiges, unheilvolles Verhängnis trieb ihn weg vom Hause seiner Väter. Er, der den Erlöser nicht ruhen ließ am Pfosten seines Hauses, sollte ferner nicht mehr rasten an irgend einer Stätte der Erde. All sein Reisegeld besteht in den wenigen Groschen, die er an jenem Unglückstage erhalten hatte. Wenn er aber sein Geld für karges Brot verauslagt, wird es ihm immer wieder auf unheimlich wunderbare Weise ersetzt. Wie dazumal, pendeln heute noch jene zerrissenen Schuhe in seinen Händen hin und her. In seiner rasenden Eile findet er keine Zeit, sich ihrer zu entledigen. Er wurde so ausgerüstet schon mehrere Male im Wallis gesehen. Als er das erste Mal durchs Rhonetal hinauf auf die Grimsel kam, grünten rings an den Bergen ausgedehnte Weinberge und Obstgärten und zwischen den Obstbäumen versteckt lagen lachende Weiler und Dörfer mit tausend freudigen Menschen. Doch sollt' es nicht immer so bleiben. Nach fünfhundert Jahren kam Ahasver wieder,

aber verschwunden waren Dorf und Leute, Weinberg und Obstbaum. Berg und Tiefe waren besetzt mit dunkelgrünen Tannen und Vögelein, so zahlreich wie die Sterne am Himmel, nisteten in den dichten Aesten und in zahllosen Liedern sangen sie des Ewigen Lob. Nach wieder fünfhundert Jahren sah des Juden Auge weder Busch noch Baum, ringsum nur totes Gestein, weit und breit leblose Wüste! Da entrollten bittere Tränen seinen Augen, weil er sah, daß alles starb, alles verdarb, nur einzig sein müder, morscher Leib die gramzerrissene Seele nicht abschütteln konnte. Immer heftiger weinte er, so daß seine Tränen einen kleinen See bildeten. Gott erbarmte sich aber seiner. Er offenbarte ihm, daß, wenn er das vierte Mal die Grimsel überschreiten werde, sein heißester Wunsch erfüllt werde, dann sei das Ziel alles Lebens nahe, das Weltende gekommen, dann werde er sterben. Adr. Weger.

226. Die St. Kümmernus in Naters.

Im Beinhaus neben der Pfarrkirche in Naters fand man ein sonderbares Schnitzwerk, das eine Person in Lebensgröße an ein Kreuz genagelt vorstellte. Die Statue war mit drei oder vier verschiedenfarbigen alten Röcken bekleidet. Am Kopfe fielen große, schwarze Augenbraunen und ein kräftiger Schnur- und Kinnbart auf. Das Gesicht war mit lebhaften Farben bemalt und stark lackiert, daß es den Anschein hatte, die Haut wäre naß von Schweiß und die großen, schwarzen Augen naß von Tränen.

Eine Legende erzählt, die hl. Kümmernus sei eine

schöne Königstochter gewesen, die ihr königlicher Vater an einen Menschen verloben wollte, der ihr mißfiel. Sie hatte überhaupt keine Neigung zum Ehestand und wollte ihr Leben Gott widmen. Weil sie aber auf die eigene Kraft, allen Versuchungen zu widerstehen, zu wenig Vertrauen hatte, nahm sie ihre Zuflucht zu Gott. Und sie wurde erhört; ihr Mund, ihre Nase und Augen wurden groß und entformten sich entsetzlich; kohlschwarze Augenbraunen und ein gewaltiger Stutzbart vollendeten die Entstellung ihres einst so schönen Antlitzes. Als der Vater das Spiel merkte, ließ er im Zorn seine Tochter an ein Kreuz nageln.

Man erzählt ferner, die St. Kümmernus habe einst von Naters davonlaufen wollen. Zum Glück begegnete sie auf ihrer Flucht zuoberst im Dorfe einem Manne, dem sie noch länger zu bleiben versprach, wenn ihr alle sieben Jahre ein neues Kleid gegeben würde. R. W. S. Nr. 26.

227. Das Zittern der Aspe.

Als ich einst bei einigen schlanken, hochgewachsenen Aspen vorüberging und dem seltsamen Zittern ihres Laubes, das bei dem geringsten Luftzug immer in eine rauschende Bewegung gerät, zusah, sagte ich zu einem alten Manne, der mein Begleiter war: „Das ist doch ein seltsamer Baum! während die übrigen Bäume in der Nähe ruhig stehen und kein Blatt sich daran bewegt, zittert dieser immer." „Das kommt," erwiederte mein Begleiter, „vom Fluche Gottes her; denn aus dem Holze der Aspe soll das Kreuz, an welchem unser lieber Heiland gestorben, gezimmert worden sein. Alle Geschöpfe haben mit seinem bittern Tode Mitleid gehabt.

Aber die Aspe hatte kein Mitleid, da er an ihrem Holze seufzte, litt, zitterte und starb. Darum hat der göttliche Heiland sie verflucht: So wie ich an deinem Holze in der dreistündigen Todesangst zitterte, so sollst du, solange ein Baum von deiner Art irgendwo auf der Welt ist, auch immer zittern, zum schrecklichen Gedenkzeichen. Darum zittert die Aspe immer so sehr". T. W. S. Nr. 68.

228. Ein Märchen.

Vor Zeiten wurde ein Außerberger von seiner Gemeinde nach Sitten zu einem fahrenden Schüler geschickt, daß er ihm eine Quelle oder einen Brunnen verkaufen und mitgeben wolle, denn sie hatte auf ihrem Berg große Wassernot. Der Schwarzkünstler gab ihm eine wohlgeschlossene Schachtel mit dem strengen Verbot, daß er ja nicht darüber gehen solle bis an dem Ort, wo man die Quelle haben wolle. Wie er nun kam bis zur Leukerbrücke, da wandelte ihn ein Wunder an, die Schachtel zu öffnen, um zu sehen, was darin wäre, daß er endlich das strenge Verbot vergaß und hineinguckte. Aber kaum hatte er geöffnet, da flog ein großer Brummel heraus und nicht weit davon in die Erde — und seht! eine prächtige Quelle rauschte aus dem steinigen Erdreich hervor und stürzte in kurzem Laufe, ohne jemanden etwas zu nützen, in die Rhone. Wie mancher hat, wenn er diese herrliche Quelle aus den Felswänden ob der Leukerbrücke, an einem so nutzlosen Orte gesehen, gewünscht: Ach, hätten wir doch auf unserm dürren Berge diesen Brunnen.

T. W. S. Nr. 42.

229. Der künstliche Gletscher.

Weil Außerberg wasserarm und daher in trockenen Sommern in arge Not gerät, beschlossen die dortigen Leute einst, sich einen Gletscher in der Nähe anzulegen. Gedacht, getan. Die sämtliche arbeitsfähige Bevölkerung machte sich auf den Weg nach dem Baltschiedertal, hackte und sägte vom dortigen Gletscher große Eisstücke ab und trug diese in Rückenkörben und Käsekräzen heraus an den Fuß des Winwannihorns. Dort wurden die Eisstücke ringsum aneinander geklebt — wahrscheinlich mit Schusterpappe — und der Gletscher war da. Allein dieser künstliche Gletscher strömte soviel Kälte aus, daß im Frühjahr die Baumblüten und die zarten Rebschößlinge im nahen St. German gefroren. Dies war des jungen Gletschers Tod, denn der Wein war den Außerbergern denn doch lieber wie das Wasser. Sogleich trugen die gewitzigten Leute den Gletscher wieder an die frühere Stelle zurück. Die Reben in St. German aber haben seither immerhin dann und wann Frostschaden gelitten – natürlich wenns ihnen zu kalt war. R. v. Roten.

230. Der Stein.

In dem großen Kampf zwischen den Engeln des Himmels wurde ein aufrührerischer Engel vom heiligen Erzengel Michael gegen die Hölle hinuntergeschleudert, fiel aber noch auf Erden auf einen Stein und brach an demselben einen Backenzahn sich aus. Seitdem hat der Stein einen eigentümlichen Klang, so oft man mit einem Eisenhammer drauf schlägt. Der Stein aber liegt am Südende des Weges,

der vom Albenwald vor zen Stadeln nahe bei den ersten Aeckern und Wiesen nach Zeneggen hinaufführt.

Fr. Lagger.

231. Die singende Tanne.

Alle Male, wenn die Glocken von Reckingen des Tages das Ave ins Tal hinausriefen, hörte man hoch oben im Hohbachwalde eine wundersame Weise ertönen. Anfangs wußte niemand, woher der Gesang kam, aber bald hatte man's herausgefunden, daß der Gesang aus einer Riesentanne erklang. Lange Jahre hörte man die geheimnisvollen Melodien und schon hatte man sich an die lieblichen Töne gewöhnt.

Eines guten Tages wurde die Tanne von einem Reckinger Schnitzler gefällt. Der Gesang verstummte. Der Schnitzler aber schnitzelte aus dem glattesten Holzblock eine Statue der allerseligsten Jungfrau Maria. Die Statue gelang ihm wie kein zweites Bildnis und kein Bild weit und breit wurde gefunden, das sich mit diesem Bildnisse in himmlischer Anmut und seelischer Hoheit hätte messen dürfen.

Der Schnitzler aber schenkte das Kunstwerk der Kirche von Reckingen. Als die Statue am Hochaltar ihren Platz einnehmen sollte, bewegte sie ihre Lippen und noch einmal hörten die Leute die herrlichen, langvermißten Gesänge. Ob dieser wunderbaren Milde und Güte der Himmelskönigin weinte alles Volk aus seliger Wonne Jubeltränen und pries Gott und die himmlische Jungfrau.

Adr.. Weger.

232. Der Kornfluch.

In den Tälern von Goms war früher gar großer Ueberfluß an Korn und Brot. Niemand hungerte, denn an jedem Halme auf dem Acker sproßten zwölf schwere Aehren. Aber Ueberfluß macht Ueberdruß und Uebermut.

Vor der Reife ging eines Tages eine reiche Mutter, ihr jüngstes Kind an der Hand führend, hinaus auf's Feld, um ihre Matten und Aecker zu besichtigen. Stolz stund sie an einem ihrer Felder, auf dem sich fingerdicke Halme unter der Last der Frucht zur Erde neigten. In stiller, heimlicher Freude überschlug sie bei sich den diesjährigen Gewinn der Ernte, denn sie war nicht weniger habsüchtig als stolz.

Wie sie so sann und rechnete, kam ein Bettler an sie heran, rühmte den schönen Acker und die prächtige Frucht und in seinen Worten lag versteckt die Bitte um ein Almosen.

Das Weib aber fuhr ihn mit harter Rede an und rief: „Lieber will ich mein Korn an die Hunde wegwerfen, als an dich verschwenden, du garstiger Bettler! Gleich machst du, daß du mir aus den Augen kommst."

Gleich nachher entwürdigte sie in schändlichem Undanke gegen Gott die goldene Frucht. Sie raufte eine Handvoll Aehren und reinigte damit ihr Kind. Sogleich brach die Strafe über sie herein. Wie sie wieder aufblickte, stund vor ihr nicht mehr der arme, hinfällige Bettler, sondern ein Engel mit strahlendem Antlitze und leuchtendem Gewand. Mit furchtbar drohendem Blicke wandte er sich an das Weib und sprach: „Wohlan, ich bin gesandt worden von Gott, daß ich dich prüfte zum letzten Mal. Du hast die Probe nicht bestanden. Lieber wolltest du das Brot den Hunden geben als einem Armen. Und zuletzt hast du die

Gabe Gottes, die heilige, schlimmer entehrt als ein Hund. Geiziges, schändliches Weib, höre nun die Strafe: Fortan wachse auf jedem Halme statt zwölf Aehren nur mehr eine Aehre. Diese aber läßt Gott nicht mehr wachsen um der Menschen willen, sondern aus Liebe zu den Hunden, die Gottesgabe besser ehren als die Menschen."

Der Engel verschwand. Am Himmel aber ballten sich schwarze Wolken zusammen und ein schweres Unwetter brach los, Hagel und Schlossen prasselten auf die Felder herab. Als der Sturm vorübergegangen war, fand man, daß der Hagel an jedem Halme elf Aehren zerschlagen hatte und nur eine einzige stehen ließ. Seit diesem Tage wächst auf jedem Kornhalme nur mehr eine Aehre.

Adr. Weger.

233. Die Königstochter Leona.

Hoch oben auf dem Matterberg soll vor Jahrhunderten und Jahrtausenden das Paradies gewesen sein. Dort teilten einst in schwindelnder Höhe der Aar und der Steinbock, die Gemsen und Grattiere friedlich das Revier mit dem Schneehuhn und dem Geier; Blumen sproßten ringsumher, uralte Bäume verbreiteten ihre Schatten, rieselnde Bäche und mächtige Flüsse ergossen sich malerisch in die Tiefe. Boras nannte sich König in diesem Reiche, der, hoch erhaben über dem Treiben der Sterblichen, von seinem Wolkensitze aus Frühling, Sommer und Herbst, aber keinen Winter spendete. Und in der erhabenen Herrlichkeit dieses Paradieses wuchs die Königstochter, die schöne Leona auf. Ihre einzige Gesellschaft war der gestrenge Herrscher, die

stummen Blumen und die unverständigen Tiere. Und doch — sie kannte ja nichts anderes — sie war glücklich, denn ihr Herz war hart und kalt wie die Felsen ihres Reichs.

Hätte sie nur wenigstens verstehen können, was die Bächlein murmelten! Sie plauderten und plauderten rastlos fort und Leona folgte den kleinen, herzigen Wellchen und freute sich, wenn sie in weißkräuselnden Flocken über die Kiesel dahinhuschten. So überschritt sie die Grenzen von ihres Vaters Reich und ging weiter mit den Wassern, bis sie einen Wald betrat, der ganz andere Bäume hatte, wie das Paradies; und die Sonne schien so lustig durch die Zweige, die Vögel sangen auf den belaubten Aesten der Bäume und am Ende des Waldes saß auf einer Rasenerhöhung ein trautes, kosendes Liebespaar. Wie sie einander anschauten, die beiden jungen Leutchen! O so glücklich und selig, wie sie es im schönen, einsamen Paradies niemals gewesen. Es mußte doch schön sein, sich von jemand geliebt zu wissen. Im Innern ihrer Seele schien etwas sich zu erwärmen, und sie blieb wie gebannt auf der Stelle stehen. Dann aber gedachte sie des Verbotes ihres Vaters, niemals Edens Grenzen zu überschreiten, weil es ihr Unglück bringe, und sie schickte sich eilig zum Rückweg an. Aber jetzt wußte sie, was ihr fehle. Auf einsamer Höhe zu tronen, selbst umringt von paradiesischer Herrlichkeit, das war nicht Glück. „Das Glück ist die Liebe," flüsterte sie vor sich hin und klomm höher und höher empor.

Jetzt stand sie wieder in ihres Vaters Reich; aber es war nicht wie zuvor. Die schimmernden Sonnenstrahlen schienen ihr kalt, die Blumen farblos, die Tiere so stumm und die plätschernden Wasserfälle drängten so sehnsuchtsvoll nach dem Tale hin, und sie verstand jetzt ihre Sprache und ihr Murmeln. Sie freuten sich, bald ins Tal zu gelangen,

wo die Menschen einander helfen und lieben, und wo es so viel mehr zu erzählen gab als hier oben.

In sehnsuchtsvolle Träume verloren, stand Leona inmitten des Paradieses, da weckte sie die Stimme ihres Vaters, der zürnend rief: „Pflichtvergessene Tochter Edens, du hast es gewagt, hinauszutreten aus meinem Reich, zu dessen Hüterin du bestimmt bist. Von dir geht der ewige Frühling hier oben aus, und wenn du hinuntersteigst zu dem Menschenvolke, dann wird es hier oben kalt und frostig. Du hast die Blumen und die Tiere zu hüten, du hast die Aufsicht über die Quellen, Bäche und Flüsse zu führen. Dafür bist du die glückspendende Herrin in diesem Reiche. Entfernst du dich, so werden die Bäche und Flüsse zu Glas und deines Bleibens ist nicht mehr im Paradiese. Fühlst du nicht, wie kalt es schon geworden?"

Trauernd senkte Leona das Köpfchen, und eine heiße Träne wollte aus dem Herzensgrunde aufsteigen. „Was sollte sie aber auch dort unten, wo die Menschen weilten. Diese waren ja glücklich ohne sie; Niemand trug Verlangen nach ihr, Niemand kannte sie," so dachte sie entschlossen, und sie murmelte: „Verzeihung, Vater, es soll nicht wieder geschehen." Aber sie mußte sich doch rasch abwenden und die Hand auf's Herz drücken, denn sie fühlte einen Schmerz, für den sie keinen Namen hatte.

Beruhigt setzte König Boras wieder die Reisen in seinem Reviere fort, und Leona blieb allein. Ach, wenn doch nur ein einziges Wesen die schönen, herrlichen, aber einsamen Paradiesesauen belebt hätte! Ein Wesen, wie die Menschen da unten im Tale! Es war so schön, so schön gewesen, das Glück der Liebenden zu sehen. Die Sonne hatte keine schöneren Strahlen, als den Blick der Liebe in den Augen jenes Paares. Und das sollte sie nie, nie mehr

schauen. Rastlos durcheilte ihr Fuß die Fluren. Sie pflückte die schönsten Blumen und warf sie hinab in die Tiefe, um einen Wanderer heraufzulocken, und die Blumen senkten sich in den Schnee und wurden zu Alpenrosen, und an die Grenze, die sie von den Menschen schied, pflanzte sie kalte und doch weiche, verlockende Blumen und nannte sie Edelweiß. Und immer wilder wurde das Sehnen ihres Herzens nach — Wärme; sie strömte solche nur aus, ohne selbst davon berührt zu werden. Und immer üppiger sproßten die Edelweiß; immer höher hinauf ragten Alpenrosen an den öden Abhängen; da hörte sie eines Tages einen Laut, den sie noch nie vernommen. Es war der Gesang eines schönen, jungen Wanderers. Er hatte die Blumen weiter und weiter verfolgt, und war bis nahe an Boras Reich gekommen. Auf einmal erblickte er den prachtvollen Kranz von Edelweiß. Aber eine tiefe Schlucht trennte ihn davon. Der Gesang verstummte, und der Wanderer schaute hinüber. Da stand das herrliche Königskind und heißer und heißer brannten dessen Gefühle der Sehnsucht nach einem andern Herzen. Und drüben auf der Felszacke stand der kühne Jüngling, der sich herauf gewagt, und schaute sie wie Hülfe erflehend an. „Führt kein Steg hinüber zu dir, du holdes Zauberbild?“ fragte er beklommen.

Sie schüttelte traurig das schöne, von ungefesselten Haaren umwogte Köpfchen, aber wie sehnend breitete sie die Arme nach ihm aus. Da faßte er seinen Mut zusammen und begann mit Lebensgefahr hinabzuklettern an der steil abfallenden Felsenwand. Mit angstvollen Blicken verfolgte das Mädchen jeden seiner Tritte und wagte sich weiter und weiter vor an den Rand, bis die Grenze des Reiches überschritten war. Leona dachte jetzt nur an den kühnen Fremdling, und da er einen Augenblick auf einem

Vorsprung rastete, da brach sie ein Edelweißsträuschen und warf es ihm zu. In demselben Augenblick verfinsterte sich der Himmel; kalt und eisig wurde die Luft, und die Bäche und Flüsse bedeckten sich mit Glas.

Schnell eilte König Boras herbei, und riesige Schneemassen umgaben ihn plötzlich. Er rollte eine dieser Massen vor sich her und wälzte sie auf den unglücklichen Jüngling. Mit einem Schreckensruf stürzte dieser in die Tiefe. Die pflichtvergessene Tochter verbannte er in den See, der heute noch den Namen Leona führt. Dort weilt sie in der Tiefe und nur, wenn die Alpenrosen und Edelweiß blühen, erhebt sie sich aus den Fluten und irrt unstät und suchend am Ufer umher.

Das Paradies war aber und blieb verschwunden und nur in dreimal sieben Jahren um die Mitternachtsstunde kehrt die alte Herrlichkeit auf eine Stunde zurück. Wer es aber wagt, einen Blick hineinzuwerfen, der kehrt niemals nach Hause zurück. König Boras kann seinen Groll nicht vergessen und schleudert jeden Verwegenen unerbittlich in die Tiefe.

M. Bach-Gelpke.

234. Die Engelmesse.

In der Hungerlialpe (Turtmanntal), früher Bossingen geheißen, lebte vor Zeiten im Orte Zenhäusern eine Familie, welche während des Jahres weder zum Gottesdienst, noch zu den heiligen Sakramenten ging. Der pflichtgetreue Pfarrer von Leuk fühlte sich veranlaßt, einmal diese Familie aufzusuchen und sie an ihre Christenpflicht zu mahnen. Er griff also zu seinem Bergstock und stieg hinauf in die Hungerli-

alpe. Dort angekommen, fand er nur die Kinder zu Hause: Auf die Frage, wo die Eltern seien, antworteten die Kinder, die Eltern seien in die hl. Messe gegangen. Das kam dem Pfarrer unverständlich vor, und er ließ sich von den Kindern den Ort zeigen, wohin die Eltern zur Messe gegangen seien. Die Kinder führten den Pfarrer hin zu einem großen Steine, der an einer Seite etwas ausgehöhlt war und zum Weihwasserbecken diente. Daselbst fand der Pfarrer die Eltern knieend, die Hände zum Himmel erhoben. Nachdem dieselben, wie zum Schluße der Messe, ihre Hände gesenkt, trat er zu ihnen und sprach: „Warum kommt ihr nicht zum pflichtgemäßen Gottesdienst nach Leuk und warum vernachlässigt ihr den Empfang der Sakramente?“ Sie antworteten: „Wir glauben unsere Pflicht erfüllt zu haben, wenn wir hier zur Messe gehen.“ „Ja, zur Messe,“ sagte der Pfarrer, „unmöglich; es ist ja kein Priester hier, kein Kelch und keine Meßgewänder.“ „Herr Pfarrer,“ sprach der Vater zu ihm, „stellen Sie sich mit Ihrem rechten Fuße auf meinen linken und schauen Sie über meine rechte Schulter himmelwärts.“ Der Pfarrer tat es und sah in luftiger Höhe einen Altar errichtet. Heilige umgaben den Altar und ein Engel brachte das hl. Meßopfer dar. Nachdem der Seelsorger diese Erscheinung gesehen, ging er mit den Leuten in ihre Wohnung zurück. Nach einem kurzen Aufenthalt verließ er in Begleitung des Familienvaters die Hütte. Zu Leuk in später Abendstunde angekommen, blieb der Begleiter in der Nacht beim Pfarrer. Am folgenden Morgen wohnte der fromme Talbewohner der hl. Messe bei. Während der Aufhebung der hl. Hostie rief der Talbewohner: „Halten Sie! halten Sie!“ Nach der Messe fragte ihn der Pfarrer: „Warum dieser Ruf?“ Er antwortete: „Weil Sie den hl. Leib des Herrn, unseres

Heilandes zu äußerst an den Zehen gehalten haben, daß ich fürchtete, Sie ließen ihn herunterfallen." Auch machte der Pfarrer mit seinem Begleiter einen Grabbesuch auf den Kirchhof. Während beide über den Kirchhof gingen, sprang der Begleiter über einzelne Gräberhügel. Als der Pfarrer dies bemerkte, fragte er: „Warum hüpfen Sie über einzelne Gräber?" „Sehen Sie, mein lieber Seelsorger," antwortete er, „nicht überall die offenen Gräber und die Verstorbenen, welche sich erheben?" Der Pfarrer erkannte nun, daß er es hier mit einem außerordentlichen Manne zu tun hatte, der außerordentliche Wege ging, aber nicht als gewöhnliches Vorbild dienen kann. Fr. Zehnder.

Vergl. Engelmesse im Aletsch, T. W. S. Nr. 10.

235. Die bestrafte Verwegenheit.

Ein Mädchen, welches in einer Abendsitzstube, wo eifrig die Spindel gedreht und viel von Totenerscheinungen, Bozen und Kobolden erzählt wurde, sich mit seiner Furchtlosigkeit brüstete, ging in seiner Verwegenheit soweit, daß es vor der ganzen Gesellschaft sich anerbot, wenn's eine ordentliche Wette gelte, wolle es in dieser finstern Nacht auf den Kirchhof gehen und es wagen, seine Spindel in den Grabhügel der letztverstorbenen Person zu stecken. Gesagt, getan; — die angebotene Wette wurde angenommen. Da das Mädchen aber lange nicht zurückkehren wollte, so wurde der Gesellschaft Angst, es möchte ihm etwas begegnet sein. Es machten sich also einige auf, um nachzusehen, warum es so lange nicht zurückkehren wolle. Da fanden sie das-

selbe, als sie auf den Friedhof kamen, tot auf dem Grabe liegen. Es hatte sich ohne Zweifel, als es die Spindel in das frische Grab steckte, seine Schürze in der Uebereilung damit angeheftet und, weil es bei der finstern Nacht dies nicht wahrnehmen konnte, so glaubte es, der Tod habe es erfaßt und wolle es nicht mehr loslassen; — darum hatte es vor großem Schrecken ein tötlicher Herzschlag gertroffen.

T. W. S. Nr. 69.



Sagen in der Volkssprache.

236. Dr Tifol als Bafi.

Im Wallis vor weiß Gott wie viele Jahru, ich bi noch a chleine Buob g'si, wa ich va discher altu Zähllata g'hört hä, soll in ar schönu Alpu, wa d'Chie fast bis an nu Büch im Chrüt g'wattot und g'nuog Milch und Nutz gigä heipt, oich an erzschlechte Senno, abar oich grad das Gägunteil, an grundbrave Hirt g'si sy. Wesch im Jahr das meist Unglück heint g'häbet, so ist d'Schuld am böschu Senno g'si, und daß der Segu=Gottes no nit völlig g'flieht ist, hät mu dum bravu Hirt zuo schribu mießu. Hät der Hirt wellu betu, so hät der Senno, wenn er oich noch guoter Lünu g'sin ist, g'neitot und g'schlafu; ist er abar lünige und eirichtige g'si, so hät er d'ruber g'spottot und g'räsonirt. We der Hirt uber d's Veeh gibetot und gig'krizgot hät, so hät der Senno g'fluochot — d's Veeh gibriglot und alle Tiflu ubergä; we der Hirt am Morgu und Abu, vor am Bild old Chrizifix schini Andacht verrichtot und dernach mit Wichwasser schich g'segnot hät, so ist der Senno wie d's Veeh ufg'stannu und ga liggu ohni Chriz und Haggo — und du Hirt an Pfaff und dumme Tifol g'scholtu; ja nu usg'schoru, daß ers hät fast mießu verbergu und chum Zit g'häbet hät, an guoti Meinig z'machu. Und we der Hirt oich hät wellu der Milch sorg hä, damit d'Lit ihri Sach berchome — so hät der Senno ohni Borgu und Gwissu drangitribu; nummu guot essu und trichu, chochu und

chiechlinu, d'Nidla obun ab näh, die best Sufi brüchu und darzuo nummu fülenzu wellu — as wenn er nur Büch und kei Seel hätti, churz und guot, bloß schiner böschu Natur g'folget, i Wortu und Werku. Ja er hät sogar mit dum Böschu, Gott b'hietisch derfür, an Pakt g'macht, er welle mu schich mit Hut und Haar ubergä, we der Tifol ihm nummu de Summer durch lä zuocho, was schini Begirlichkeit wünsche. Mu cha us dem was chunt, schließu, was er bigehrt hät. „Mießiggang ist aller Laster Afang!" All's Abmahnu vam bravu Hirt hät nit verfangu. Einest an am Abund hät er die schrecklichstu Wünsch gita. D's Leida, Gott b'hiet isch derfür, hät guoti Ohru, diz Mal hät er mu nit vergebu g'rieft und schini Hut angibotu. A's schrecklich's Wetter ist entstannu; der Wind hät alli Balgge und Türini angu nuf und zuo g'schlagu und durch alli Chleck gipfifot, as wenn a schuppu Chatze rawwoti; der Blitz hät Fir g'schlagu und der Donner g'chrachot, daß as Grüsu g'sin ist, und g'regnot hät's, as we sus mit Zubru ilöschti. Da hät der Sturm uf eimmal d'Hittutür angu nuf g'schreckt — und — Jekos, Maria und Josef! hät der Hirt g'schruwu — was ist das? Mitti in ner offunu Tür — ist as jung's und karjosgikleidots Wibsbild g'stannu — und hinner ihr hät's so starch giblickt (giblizgot) as wes im baru Fir stiehndi — und d'ruf hät's eis uf d's andra gidonot (gidonrot), daß der Bodu gizitrot hät. A schreckliche Uftritt, der ihm hätti söllu zer Warnig sy, aber hät, lieber Gott, bi ihm kei Indruck g'macht. Derwil der Hirt gibetot hät und mu vor Chlupf die Bei wie an Treta gigangu sind, ist der Senno mir und dier nit, freidig wie an ar bikanntu Persoh entgegu gigangu und hät scha frindlich in d'Hitta zum Fir zuo g'fiehrt. Wesch dum Hirt g'nochet hät, so ist mu z'chalt und z'heiß cho und ist

ra us um Weg g'flieht, so g'schwind er hät mögu. Der Senno hät ra zwar immer Basi g'seit, aber dem Hirt ist schi fir cho, as wes der lebendig Tifol wäri, de so hübschi und reizundi G'stalt schi hät g'häbet, so hät schi doch as u'heimlich's G'sicht und Oigu wie gliehendi Chole g'häbet, b'sunderbar, we schi schich gegu du Hirt kehrt hät — aber gegu du Senno hätti kei Hex verfiehrerischer schich zeigu kennu. O armi Fleiga, die höllisch Spinna hät dich scho ingletschot und in ihr Wub gizogu, du bist ufehlbar verloru; so hät der Hirt z'ihm selber gideicht. — „Will die hinacht hie blibu?“ hät der Hirt g'frägt. „Was anderst,“ hät der Senno g'antwortot. Hirt: „Aber wa ga schlafu?“ — Senno: „Das fräg, da wa wier!“ Hirt: „Da gan ich in d'Schier ga schlafu.“ — Senno: „Und nimmst alle g'segnote Grimpol mit dir, uf das mini Basi nit viel hät.“ — Am Nachtag ist die Basi niene umha g'si und vor der Hütta hät as Chrizifix und d's Wichwasserg'schirr g'legu, dem der Senno d's heilig Grimpol g'seit hät, der schiner Basi im Weg g'si ist. „Ja, ja,“ hät der Hirt z'ihm selber gideicht, „entweder ist schini Basi a Hex oder der Tifol selber; de numu sottigi chönnunt d's Heiliga und d's G'segnata nit lidu. Ja, ja, fir a churzi Zit hät der Senno jez was er wellu hät, aber dar nah welti mu nit tüschu, b'hiet mi Gott derfür!“ Von da — ist schi alli Abund uheimlich wie a Nachtgschiwwata in d'Hütta zum Senno g'huschot und am Morgu ebu so uheimlich verschwunnu. Us dum täglichu Biträgu vam Senno hät mu chennu schließu, was schini Basi und nächtlichi G'sellschafteri fer eini g'sin ist. We mu der Hirt g'seit hät, er selle schich doch bikehru, jez sys noch Zit; die Zit rücke scho, wa schini Hut in die Gerwi mieße, so hät der Senno ihm ins G'sicht g'lachot und nu usg'spottot, er selle mu mit sottigum Pfaffug'schwez,

schwigu. — Endli ist der letzt Tag van der Summerig oich cho. Am Vorabund häts aber es Hexuwetter g'macht, daß mu kei Hund hätti dörfu usjagu. Es ist aber a Warnig g'si fer du Senno. „Weißt wer bi nam sotti Wetter cho ist? Das schrecklich Wib will ebu bi sottigum Wetter verreißu! Und weißt, warum schi cho ist? Und was du versprochu häst? Mach di reißfertig!" — So ist dum Seno fircho, as we ihm etlis das ins Ohr rünetti. Ebu da schi mit andre heint wellu ab Alp fahru, ist plötzlich, was du ganzu Summer nie g'sche ist — schini Basi in d'Hitta cho. Dum Senno heint die Bei ang'fangu schlotru und im G'sicht ist er äschubleich wordu —. zum Hirt hätsch g'seit: „Mit dir hä ni nit z'schaffu, du chaist ga — aber ich und der Senno hei noch mit andre z'rechnu, der bliebt hie." Und mit dische Wortu hätsch nu am Arm ergriffu und ins Stubji g'schreckt und hinter schich die Tür zuog'schlagu. Im nämlichu Oigublick hät mu as schrecklich's Gipolter und G'hammer und Weh- und Mordio-G'schrei g'hört. Der Hirt hät vor Chlupf schier kei Bei mache chönnu. Doch ist er endli zum Schlussulloch van der Stubutür ga ing'seh; — und, Jekos, Maria und Josef! was hät er da Erschrecklich's g'seh! — Abbas, das nit usz'sprechu ist! — Am Bodu ist der Senno wie an gikrizigte Herrgott ufg'naglote g'si. Schini schreckli Basi hät gritjundu uf ihm g'hocket und mit am großu bluotigo Messer nu lebendig g'schindtot. — Us ihrum Chopf hät mu ditlich Horu und us ihre Zewu Chlawe g'seh ussa lotzu. Der Tifol hät d'Hüt wellu, die er mu so oft versprochu hät. So gäru der Hirt us Mitlidu — nu g'rettot hätti, so hät nu der Schrecku chraftlos g'macht und d'Angst hät nu zer Flucht gitribu. Er ist g'liffun und g'liffu, bis er nimme hät g'hört jamm'ru und schriju und wie er z'rugg-

lozzet hät, da hät die Basi die bluotig Hüt van ihrum Liebhaber — vam Senno, grad ebu ufs Hittudach usg'sprei-tot. Der Tifol tuot nit vergebu, er will schi Loh hä! B'hiet isch doch Gott derfür! T. W. S. Nr. 82.

237. Dr Geist im Erbji.

Härt am Wald ob Chäschermattu am Riedberg steit in am ganz einsamu Güetji as chleis schwarzus Holzhüschi, in dem es vor einigu Jahru oich soll uheimli g'si sy. Mittsch uber Tag soll mu sus da hä ze Pfeistru g'seh ussa lotze, wa sust doch kei Mensch noch im Hüschi, noch Güetji umha g'sin ist. Oft hei die, weli dum Wasser glotzet oder selber in ner Nacht da umha g'wässerot heint, sus wie an altvätrische Ma über d'Wasserleitu g'seh hin und her ga. — Amal hät da oich an Eiguntümer in der Nacht g'wässerot; wie er ebu hät wellu das Teilholzji istellu, so hät er g'spirrt, daß mu as wer hinnerrücksch a liechte Stoß git. In der Meinig, es sy a wohlbikannti Persoh, rieft er: „Wer ist da?" Und wie er hinner schich g'seh hät — so ist da schi ver-storbu Schwager libhaftig vor ihm g'stannu; un wil er nu ang'redot hät, so hät der Tote oich z'Recht g'häbet ihnu anz'redu. Was mu der Verstorbno all's g'seit hät, ist nie bikannt wordu; nur einigi Sache hät er van ihrer Unner-redung usg'seit. Unner andrum — daß mu da a Wasser-fuhr g'macht hei, die ung'recht sy, und mu wieder innu rechtu Rüs leitu selle; und noch mengs andra und darnach hei mu niemals meh as was g'spürt oder das mindost Dingelti vermerkt. T. W. S. Nr. 83.

238. D'fleigunde Drache.

Van de altu Litu hät mu früehjer viel va g'firige, fleigendu Drachu g'hört, die van eim Berg zum andru g'flogu sy. We mu so eine im Flug g'seh hei, so sy in ner Luft vora a grüsige schwarze Chnubul oder Chnollo erschinu, der a länge g'firige Schwanz nagizogu hei. Wie schich so a grüsige Dracho an am Gebirg g'nächrot hei, so mieße schich der Berg wegu dum schrecklichu Gift, so er usdunste und vor schich blase, wo er ihn mit selbum anspeije, öffnu, damit er in deschi Abgründu die Goldadre und Goldbrunne uffuoche, und durch Lecku an dene schich ernähru chönne; de sottigi Drache lebe nur va Goldadru; und we der Goldbrunnu vom Dracho ufg'leckote sy, so mieße schich d's Gibirg der Gwalt van Gift wieder öffnu; schi spanne de ihri schrecklichi Fecka üf und fleige üs den Abgründu umbruf wieder zuo andre Gebirgu. T. W. S. Nr. 84.

239. D's Geisterträgu.

In Brigerberg ob de Bleiku, wa d' altu Straß uber du Simpelberg g'angu ist, soll vor altu Zitu eu a große Schatz gsi sy, uber denu as vornehms Fräuli g'wachot hei, old dabi so lang hei wartu mießu, bis eine chome, der no reine Jüngling und in ner Temperwuchu giboru sy — scha ufum Rig bis zu num g'wissu Zil trägu möge. We das so eine im Stand ist z'tuo, der würdi scha, nämli die Wächteri, erlösu, eu du ganzu Schatz bercho und bis an ne nintu Grad glickli si. We aber so eine scha nit zum b'stimmtu Zil trägu möchti, wil schi immer schwerer

und schwerer chome, ja z'letzt so schwer, daß der Träger, bivor er zum b'stimmtu Platz chomme, meine, es ligge an ganze Berg uf ihm; wenn er de, bivor er zum Zil wäri, scha fallu ließi, so würdi schi ihnu verwischu, daß er bis zum nintu Grad nimme glickli sy chönti. So soll eu amal us Bigird vam Geld, dem die ubrigu Bedingnissi nit g'fehlt hätti, eine es versucht hä, scha bis zum Zil z'trägu und um du großu Schatz z'gwinnu und glücklich z'werdu. Bivor er scha hät uf du Rig g'nu, hei die Geisterjungfräu mit ufg'hobne Händu und mit Tränu inne Aeuge scharpf gibittot, wenn er scha de fallu ließi, doch ja es nit wagu selle, scha dahi z'trägu, sust mache er beidi unglickli. Leider aber hät er di Prob nit b'stannu — schi ist mu so schwer cho, as wenn a ganze Berg uf ihm lägi — und scha, bivor er zum Zil chon ist, la fallu mießu; da hei die Geisterjungfräu ang'fangu grinu, daß Berg und Tal derva ertönt hei und wirkli si deschi Famili bis zum nintu Grad unglicklichi g'si. — Endli aber doch si eine cho in der Absicht, scha z' erlösu, aber nit us Gitz und Wuocher, us Begird zum Geld, numme um Guots z' tue und du Schatz meist unter d Armu z' verteilu. Glickli hei der die Geisterbrüt bis zum Zil gitreit. Da si schi plötzli in a schneewißu Chleid schön und liebli wie u Engel vor ihm g'stannu, ihnu mit de schönstu Dank- und Lobsprüchu überhäuft und ihm prophizijot, daß er und schini Nachkommu bis zum nintu Grad werde glickli si. Derna si schi wie a schneewißi Tüba vor schine Aeugu zum Himmel üfg'fahru.

T. W. S. Nr. 85.

240. D's Wetter ist guot.

Amal si an guote, brave Bur g'si, wa niemal über d's Wetter g'fuchtot hät, es hei megu si, wettigs es wellu hei. We's oich noch so ulustig's und leid's Wetter g'macht hät, so hei er allzit g'seit: „D's Wetter ist guot, d's Wetter ist guot!" — Zuo der Zit wa der Glicho g'storbun ist und Lich ufg'lägu hät, hei es erschrecklich's wüest's Wetter g'macht. Ja am Tag, wa mu nu hät sellu vergrabu, si schi's Grab halbvolls Regumasser g'si. Da heige die Totuwächter z'sämu g'seit: „Was würdi der Verstorbino, wenn er noch redu chönti, z' dischum abschüchlichu Wetter sägu? Würdi er hit oich no sägu: D's Wetter ist guot." Da heige schich der Toto, wan ner Lich ufg'lägu hät, üfg'häbet und mit lüter Stimme g'seit: „Ja, d's Wetter ist guot!" Und d'rüf schich wieder nieder g'leit und wieder an toti Lich g'si wie derfir.

T. W. S. Nr. 86.

241. Dr Bozo uf dem Hanig.

Uf dem Hanig der Grächer Alpu soll es selbst, wenn d's Sentum=Veeh da g'sin ist, dum Sennu und Hirt oft der Bozo g'macht hä. Eine, der da Hirt g'si ist, hät mer amal gizählt: „I weiß nit, ob all's wahr ist, was mu da vo nu Bozu gizählt hät; aber amal, das tuot mer niemu usredu, da hei wer's ich und der Sennu fer guot g'hert. Z'aller=erst häts in ner Nacht immer appas umha grumplot; bald häts an de G'schirru, bald am Sentum=Chessi wie mit am chleinu Hammerli umha g'klopfot. Z'letzst is unter d's Veeh gratu, so daß'sch heint ang'fangu brüllu und lärmu,

as wes Alls unuer. und über an andre füehri. Da hät d'Senni vor Zoru an Agsch ergriffu und ist vor du Stall glüffu und g'schworu und g'fluochot, daß mars recht gigrüset hät. — „D's Betu," hät's grüeft, „hilft hie glaub ich nit; ist der z'helfu, so will i der helfu und we's mi all's chostoti; ist der aber nit z'helfu, so träg dich der lebendige Tüfol uf d'unterst Hellblata, damit wir hie Ruow und Fried vor dir hei!" Da si's vor ihm verbi g'fahru, wie an g'firige Liechtstock. Aber des Abendsch hei wer duo amal doch Fried g'häbet." T. W. S. Nr. 88.

Die glich G'schicht erzählt mu oich vam Mettelbach zwischu Steihüs und Niederwald.

242. D'Wißle hassunt d's Pfifu.

Es ist an alti Zellata, daß d'Wißle oder Herumjini d's Pfifu nit lidu chönne. A mal hei oich a Ma in der Nähji bi ner Steirischu g'schlafu und wie ner erwacht ist, so hät er vili Wißle us de Löchru van dische Steirischinu g'seh fürcha cho und oigunblicklich wieder verschlifu. Da ist mu z'Si cho, a mu probieru z'pfifu; de er hei g'hört sägu — we mu de Herumjinu pfife, so chomi schi toubi — und chome immer meh und meh fircha und dem wa pfife allzit nähjer und nähjer. Wie er nu so einige Mal starch gipfifot hät, so sind immer meh und meh Wißle ussa cho, und z'letscht a sottigi unzahlbari Mengi, daß mu gidücht hät, bi jedum Stei lotze a Chopf van am Herumji ussa, ja daß mu fürcho ist, alli Steina um ihnu bewege schich und si bari Wißle. Da hät er va Chlupf, schi chönntinu afallu und fressu, schine Tschopo usgizogu — und den

nu ne darg'worfu und ist, was gist, was häst darfagliffu. Wie er nu später z'rugg cho ist, ga lotze, wasch mit dum Tschopo ächt g'macht heige, da hät er g'seh, wiesch du Tschopo z'chleine Sticku zerrissu heind — und wenn er nit du glicklichu Ifall g'häbet hätti, ne de Tschoppo darz'ghiju, so hättisch oich ihnu z'chleine Fetzu zerrissu und ufg'fressu.

T. W. S. Nr. 90.

243. U Hexug'schicht.

I Stalduried heimu oich a mal an g'wissi jungi Wibsperso far a Hex g'häbet, die d's Veeh verzäubrot hei. Eini van da hei a schöni frischkalbjoti Chuo mit am schönu üter g'häbet. Wie nuh diz Wib mit discher Chuo uber de Platz g'fahrun ist, hätsch z'ihra selber g'seit: „We doch d'Hex nit abba umha ist, dasch mar d'Chuo g'seh cha, sust verliertsch mar sicher d'Milch old tuotsch abbas Tifolsch d'ran erdeichu". Und richtig, wiesch mit der Chuo uber dun Platz g'fahru sind, da si d'Hex grad vor dum Hus g'sessu. Da hei d'Hex z'ihne g'seit: „Gebe che Gott Glick z'diescher Chuo." Da hei ihr d's Wib g'antwortot: „Ja du hellischi Hex, i weiß scho, wie du Glick wischost." Und oigublicklich si d'Chuo tot niederg'fallu. Da si d'Lit, die das g'seh heint, g'schwind zum Pfarrherr z'Staldu g'liffu und hei die vermeinti Hexe angiklagt, dasch ne grad die schö Chuo gitötet hei. Wie nu der Pfarrherr uf du Platz zer totu Cchuo cho si, hei er dum Volch g'seit mit zornige Blicku: „Lät mar das Mensch mit Fried, schi ist kei Hex, ja wenn ihr's wissu welt, es ist besser wa ihr — un wil ihr ihm heid d'Ehr g'stohlu, so hä sus Gott zuo gla z'ewwer Straf, daß der Tifol d'Chuo plötzlich er-

würgt hät. Und wenn ihr's nit glaubu wellt, so b'schouwet du Hals vanner Chuo." Und richtig hei mu um du Hals van ner Chuo zwei brandschwarzi Strife g'seh, as weh ellis mit g'firige Armu schich der Chuo um du Hals g'wunnu hätti, um scha z'erwirggu. Und so hät der Pfarrherr das arm' Mensch van der Hexustraf erlöst. T. W. S. Nr. 92.

244. Der Unnergang von Täsch.

Im Vispertal a Stund hinner Randa oder anderhalb Stund vor Zermatt ist as Dorf, das heißt Täsch. Friejer ist d's Dorf witer üssa g'si. Da si a richi Büri g'si, die hei in am großu Chessi Ancho g'sottu. Da si am Abund an arme Ma z'ihra cho, der scha gibetot hät, schi selti mu doch as Bitzji Ancho zum Almosu gä, de er hei uverschand Hunger. Aber d's gizig Wib si mit ihm ertoubet und hei mu g'seit: „Pack di weg, du Fülenzer und Tagdieb, du chaist dis Brot noch saift verdienu und bruchst nit ga umha z'bettlu." „O du uverständigs Wib!" hät ra der Bettler g'seit, „hättist du mir abbas z'Almosu gäh, so wä in dine Spisu der Segu Gottes g'si, daß du allzit g'nuog g'häbet hättist; wil du aber so unbarmherzig bist, so sollst du samt dine Spisu und dum ganzu Dorf verfluocht und vermaledit si." — Aber bi nam armu Volchji hei er duo z'Essun und Nachtherberg fundu. Wie er si ga liggu, hei er ihne g'seit: „Wenn ihr z'Nacht as scharpfs G'rumpol g'höret, so heit nummu kei Chlupf, euch g'scheht nix." In der Nacht häts erschrecklich g'kracht; an ganze Berg ist abg'stirzt und hät d's ganz Dorf zerstört und vergrabu. Wemmu jez der d's Täschgufer geit, so trifft man da a Brunno a, der grad

da ussa cho soll, wa a mal der Altar van der Dorfchircha soll g'standu hä.

Dana der Vispu ist e sie oich es Dorf und a G'meind g'si, die hät Schalli g'heißut. Da si an unsers Herrgottschtag 12 bimäntloti Vorsteher und 20 Paar Vorbrüte, alli im wißu Landtuoch, üssa zer Prozessio cho. So g'hört mu van alte Litu zällu. T. W. S. Nr. 93.

245. Hundert Jahr nur un Nacht.

Am Riederberg, Gibiet va Sant-Niklas, si einest a Ma g'si, der hei hundert Jahr lang und zwar im nämlichu Hus g'lebt. Nach schim Tod si amal die Totu-Prozessio bi dischum Hus verbi gizogu. As größers Chind hei ebu ze Pfeistru usg'seh, wa die Totu verbicho si. Uf eimal hei das lüt ufg'hoirot: „Ja währli, währli, da chunt bi miner Trüw üsche Großvater." Oich d'andru Huslüt si ans Pfeister g'liffu und hei ganz ditlich du Großvater b'chennt, der 100 jährige cho ist. Wie er nu grad unter de Pfeistru varbipassiert ist, hei er du Chopf uf eimal ufg'hebet und umbruf gegu d's Hus gizeicht und mit luter Stimm g'seit: „Da bini ich amal uber Nacht g'si!" — Er hät darmit ohni Zwifol wellu z'verstah gä: „Hundert Jahr oder a Nacht si glich viel gegun d'Ewigkeit." T. W. S. Nr. 94

246. Die Bettler drölunt aber Spis.

An einige Ortu g'hört mu zitumis, bevor es leid's Wetter chunnt oder oi nah an am großu Lindwetter in ne stoßundu

Chrachu oder Chinu oder Lawizügu d'Steischläg ga old horlowwinu. Alti Lüt hei dem Steidrölu — a mänge Ortu siemals g'seit: „Die Bettler drölunt aber Spis!" und we mu g'frägt hät, warum'sch dem so säge, so heintsch eim zer Antwort gigä: „Das chomme daher — vili Bettler sammle meh Spis, Almosu, als schi nötig hei, und lä scha ergrawu und g'chije scha den a weg. Ja es gäbe so verschämti Bettler, dene z'Almosu, wasch berchomunt, viel z'schlecht si und die Brot- old Chässtücklini a weg werfunt. Das lat aber Gott nit ung'straft, wil manchi Husarmi sottige Bettleru Almosu gänt, dasch ab ihrum Mul ersparunt und sus selber höchst notwendig hätti. Darum mieße sottigi udankbari Bettler, die die Gottesgabe so mißbrücht und verachtot, nach dum Tod alli die wegg'worfunu Stickli sammlu, die aber so schwer wie groß̈i Steina sye und schi uf die hochu Gibirgi trägu und wesch darmit fast umbrüf sind, trole ne die ganz schwer Bettulspis wieder du Berg ab bis in nu Grund — und das werde so oft g'sche und mießesch so oft um muf trägu, als Brosme in dem verachtototu Almosu g'si sye; darum säge mu — we die Steischläg cho si old es in ne Chrachu g'horlowinot hät: „Die Bettler drölunt aber Spis old heint du Spissack aber usg'löscht."

T. W. S. Nr. 96.

---

247. Rache, Rache!

Vor viele, viele Jahru soll in am Wirtschhüs in der Sustu a Chaufma va Meiland ermordet wordu si. — In ner Nacht si dischum Wirt der tot Chaufma immer erschinu und hei drimal g'schruwu: „Rache, Rache!" Dem

Wirt hät's Gwissu kei Ruow meh gla und hät die Erschie=nung dum Bichtvater angizeigt und d' Ursach, nämlich schis Verbrechu. Da hei mu der Bichtvater zer Lehr gigä, er selle, we der Geist d's nächst Mal chome, nu frägu: „Wa Rache, wa?“ Wie nu in der nächstu Nacht der Toto no e mal g'schruwo hät: „Rache, Rache!“ so hät er nu g'frägt: „Wa Rache, wa?“ Da hei mu der Geist zer Ant=wort gigä: „Z'Meiland, z'Meiland!“ Na dem hei er du Totu nimme g'hört schriju. — Er aber hei schich g'hietot, der na z'Meiland z'ga. No viele Jahru, da er dra gar nimme gideicht hät, was der Geist ihm g'seit, si er doch zuoffälliger Wis na Meiland g'reißt. In dem Wirtsch=hüs, wa er zuog'kehrt ist und übernachtet si, heimu am Nahtisch an ganze Chalberchopf ufgitreit und wie d'Reihe an ihnu cho ist, wa er schini Portio hät neh wellu, — da hei der Chalberchopf ang'fangu blietu und hei drimal g'schruwu: „Rache, Rache!“ — Da si er totubleiche cho und ag'fangu zittru, wie as Aspisläub. Da hei mu nu soglich ergriffu und er ohni Leignu uf der Stell bikennt, daß er vor so viele Jahru a Chaufma va Meiland ermor=det hei. Das Hüs aber, wo er in Meiland ist g'fangu wordu, hei ebu dischum Chaufma g'hört, denu er er=mordot hät. Mu hei ihm churze Prozeß g'macht und wie er's verdient hät, hingrichtot. No lang dernah heisch in dem Hüs, wa dische Mörder gwohnt hei, viele viereckochti Goldstück g'funnu, die er in ner nsg'holetu Wölbi=Binnu versteckt hät. (Die nämlich Zellota g'hört mu oi vam Brigerberg.) T. W. S. Nr. 97

248. Mit de Totu ist nit z'g'spassu.

Z'Natersch ist as steinalts und schüchlichs Beihus, wa a scharpfe Hufo Totuchöpf und Totugibei hoch üfgibigoti und üfgitischoti stähnt. So hoch die Biga van dische Totugibei ist, so sollsch noch ebu so teif ins Land oder unner d'Erda gah. Da brinnt oft halbi Nacht, ja sogar bis an nu lütteru Tag as Liecht, das frommi Persone da gehnt ga darträgu und anzündu zum Trost der abg'storbnu Seelu und darzuo bi dischum Liechtji bis i chibigi und späti Nacht da fer d'armu Seele tüend andächtig bätu. A mal hät an tückische Nachtbuob so an ar frommu und betundu Perso wellu ga an Bosheit antuo. Damit er scha recht erchlipfu chönne, hät er a frischg'schintoti Chuohhüt g'nu und die van obun umbri g'worfu, damit schra uber du Chopf achomme. Aber was g'scheht? Im nämlichu Dugunblick, wa er d'Hüt hät umbri g'worfu — heint d'Abgstorbnu scha ihm zrugg uber du Chopf ghit. Das hät du boshaftu Nachtbuob so erschreckt, daß er vor Chlupf schnedullundu ist heimcho — erchrankot ist —und in as paar Tagu ist a Lich g'si. Die abgstorbnu Seele heint ihru Wohltäteri an Aro uberg'häbut, damit ihra nüt z'leit g'schehje. Daher chunnt d's Sprichwort unner dum Volch: „Daß dem und dem nüt gscheh ist, ist as gfälligs Wunder! dem heint d'Abg'storbnu g'holfu! Schi lähnt nix uvergoltu!" T. W. S. Nr. 99.

249. D's Hotzhüs z'Natersch.

Es ist das vor alte Zitu as leids schüchligs Hüschi g'si. Durch d'Chuchi ist der Dorfwuor gangu. Und wil in ner

Chuchi keis Pfeister g'si ist, so hät mu bim Ingah am lüteru Tag fast gar kei Lütri g'häbet. Mu hät inner Fistri, nebu dum Wuor, der so schüchlich g'rüschot hät, mießu verbi ga und mu hät müeßu mit de Händu umha tappu far d'Stubutür z'finnu. Hät mu die endlich funnu und ufgita, so ist mu in a schwarzi, halbfistri und schweri Stuba cho, wa eim fast dun Tag het angfangu fürchtu, b'sunders, wenn eim z'Si cho ist, was alti Lit van dischum Hüschi gizählt heint — und wie es da inner Nacht uheimlich und voll Boze si selle. Mu seit, in ner Nacht hei mu's da oft g'hört in ner Stubu piste und towwu; hinner dum Ofu hei eis mengsmal g'sessu ohni Chopf; wesch in ner Nacht us old in d' Stubu gangu si, so si ne as Mannsbild ohni Chopf nahgigangu und endlich hinner dum Ofu verschwunnu. Oft heisch abbas g'hört hinner dum Ofu üssa drolu und und wesch g'lotzet hei, so si's bald a leide Totuchopf, bald wie as frisch abg'schlagus Meigjuchopfji und bald wie as jung's Buobuchopfji g'si. Bald as wemu a große Chasto zuoschlä — und darnach ufam Dotz Fleisch zerhacku g'hörti; bald z'schutzuwis erbärmli jammru — und nachuwärt immer weichri und weichri Stimm, as wemu as jungs Wibsbild ermordu täti. Oft hei mu uf der Dili wie a schwarze Hüfo Geld g'seh und wesch mit dum Stecku drüf g'schlagu hei, so si er zerstobu, wie a Schwarum chleini Blagfleige. Doch es giengi z'lang, alli die Bozug'schichte ufz'zällu; gnueg dannuva. D'Ursach, daß in dischum Hus so uheimlich g'si sige, chomm van am grüsige Mirder her, der hie vor uralte Zitu selle g'wohnt hä. Dische Mirder hei Jani g'heißu, an Usländer, der a Hiesigi g'heiratot hei. Er hei as halbg'wachsus Steiftöchterli bi ihm g'häbet, dem er scharpf find g'si si. D'Muotter hei allzit Chlupf far das arm Chind g'häbet, wil schi nu b'chennt hät, was er far eine ist g'si. Denn

amal si as Bettelbuobi ins Hüs cho und eu d's Almosu g'heischot. Da hei er mu g'seit: „Ja ich will der d's Almosu gä, daß di hitu nimme hungrot — chu mit mir, i will der hübschi roti Oepfel gä!" Da si es mit ihm in d'ober Stuba gangu; da hei er an große schwere Chastudeckul ufg'häbet und mu g'seit: „Da lotz, weli schöni roti Oepfel das sind, nimm was d'willt." Wie nu d's Buobi innu Chastu umbri hät grifu wellu, so hei er mu du Chastudeckel uf du Chopf g'schlagu und d's arm Chind so erwürgt. Darna hei er uf am Fleischtoz mu du Chopf abg'schlagu und du Chörper zerhakot und in nu Wuor g'hit. Du Chopf van dum Chind si er wit van dum Hus ina Bäumgrittula ga stellu. Aber eu dum armu Steiftöchterli ist es nit besser gangu. A mal hei er dum Meidji bifohlu, wa d'Muotter chrank si g'si, es selle mit ihm in d'Eya ga Holz reichu. „Ach la sus doch bi mir," hei d'Muotter gibittot und gebättot, „wer soll de mir in ner Chrankheit lotzu." „O es chunt bald z'rugg," hei der Mirder g'seit, „aber für dizmal muoß es mit mier cho." „Ach," hei d'Muotter flennundu g'seit, „de b'hüet di Gott, de g'sehn i di niemer meh!" Wie nu der Mirder as Stuck in d'Eya cho ist, so si er dum Meidji mit am offunu Messer nahg'lüffu. D's arm Meidji wä mu no antgangu, wenn es mit schine schöuu Haartretschu nit in ne Stüdu b'hanget wäi. So hät sus nu der Mirder g'fangu und ermordot und d's Fleisch vam Lib stuckwis abg'schnittu und in nu Rottu g'worfu. Dana dum Rottu heint mu Lüt zuog'seh und g'schruwu, aber er hei der glichu gita, as wenn er's nit g'höre, bis er schini bluotigi Arbeit hät fertig g'macht. Jez ist aber der Mirder ripse g'si und schnell der Obrigkeit angigä, ingizogu und lüt Verdiene hing'richtot wordu. — Aber schi grüsige Geist hät im Grab kei Ruow g'häbet und soll dum

Holzhüschi langi Zit zum nächtlichu Schreckn g'si si; darum mu vili eu d's Bozuhuschi g'seit heint.

T. W. S. Nr. 100.

250. Dr herzhaft Liebhaber.

In Täsch soll friejer uner du jungu Litu lang allzi die dumm Moda si g'si, nandru d'Nacht z'pliggu. Z'der Zit heigi fast all's d'ledigu Meidje im Winter d's Veeh g'hirtot. N'am Buob ist imul z'Si cho, schi als Verstorbne z'verchleidu und so morgund fruo du Hirteru untgegunt z'ga. Er het as groß wiß Hemd ang'leit, in a Totuschilla as Liecht gita und mit dischra uf dum Chopf ist er schi duo ga pliggu. Wie duo d'Hirtere dischu Totu mit du gfirigu Ougu, brinnundu Nasulechru und dum flammundu Mul g'seh heint, het eini na der andru Päch gige, daß die Deckja in nu Milchchibjnu gat a so gidonnot heint. Der Bozo hetschi fast la fallu va Lache, wenn er duo g'seh het, daß mu die Pliggata so guot g'ratu ist und alli, was gischt, was heſcht, mit denu poltrundu Chibjinu g'liffu sind, daß schi fast uber und uber gangu sind. Schini Liebsti het aber as was mießu merkn, de am Natag, wie der gestrig Pligger het sellu ga bätilitu, ist schi scho fruo, fruo in d'Chilchu gangu, ist uner uf ins Totubar g'schliffu und darmit dum Liebhaber entgegu g'schnaggot. Schi het z'ihra sälber scho mießu lache, wie der de welle loufu! Dische ist schints nit so chlupfige g'si. Zerst heigi der grad g'luogt, was da chome, demana sigider dum Totubar entgegugange, hei sus fest angigriffu und g'seit: „Firana hest im Turuloch ou Ruow, chast di hitu da wohl ou still ha!" und demana sus z'rugg in schi Platz gitreit.

Vo da an heigi die dummm Pliggerrustig an bitz uf-g'hert.

Al. Andenmatten.

251. Dr nächtliche Schriber.

D's Markathri, so as guot's Toschi, het mer niwli ou as Fis gizellt. Es sigi, das ou si verus gangu, amal spat mit er schweru Tregi z'rugg in d'Attermenzu cho. Duo g'seh jes obuna im altu Hischi as lutters Liecht. „Das ist mer jez no rächt, daß die no uf sind. I han a so an uverschante Durst, die gänt mer scho a Schluck z'trichu" hets z'ihm sälber gideicht und geit uf. Der Chorb heigis am Zu ang'stizt. „Wie i zer Stubuntir i, het z'obrost in ner Stubu uf dum Chläbtischji an alte Ma uf nam Chazu-balg (Pergament) g'schribu. A große heje Huot und a lange Fäckrock het er an g'ha. Das weiß i no titli, wie's hitu we. Ih, wie bin i erchlipft! Er het mir bim Finger gizeicht, i selle uf z'ihm lose. Mier ist aber nit über d's Lose g'si; i ha die Port zuo g'schlagu und bi g'liffu! No der d'Matte ab ist's mer na und gizeicht, i selle beitu. Aber, ih! weli Angst ha i bercho. Die Tschifra ist mer duo nimme z'schweri g'si. Der d's Sand i, uber alli Botsche wäg bin i gat a so g'stobu. I ha g'schwitzt, wie i us dum Bach chemi. Tschuderhafti Angst han i dasmal g'ha. Ja währli, lang darna han i's no g'spirt!"

Al. Andenmatten.

252. Hina git's a chalti Nacht.

A mal ist a Täscherjeger, der ou z'Jag wellu het am Abund spat in Täschalpu ga schlafu. Es sigi afu spat im Herbst g'si. Wie er z'Tufle in d's Lärju Josisch Schirli het wellu ga liggu, het da scho as Gottwärgi umhergigistrot und mu g'seit: „Tuo du nummu sche ischlifu, es git de hina a chalti Nacht." Schi sigi duo mit anandre afa teif ins Hew a bri g'schliffu, aber d's Gottwärgi heigi no all's, d'Schir- und Stalltirini z'ämunt gitreit fer obu druf. Z'chalt heisch duo nimme g'ha. Wie duo dische guot Täscherjeger erwachut ist und ist ga zum Lisch uslotzu, ist d's Gottwärgi ou grad lachundu der d'Alpa ufgangu und da um du Staful umher si a fine Stoß Gras afu g'si. Der guot Schnäggo het gat vam Herbst bis im Ustag g'schlafu. Darum seit mu no jez: „Hina gits a chalti Nacht," we mu schi z'an er g'herigu Näpsetu niederleggu will.

Al. Andenmatten.

253. Die dri Chartuspiler im Schallichi.

Der alt Bärtscho, das we der Großvater g'si vam Bärtschuwisi, wa da no läbt, ist friejer tichtig viel z'Jagd gangu. Der und d's Bärtschu-Josi, der Bruoder vam Wisi, heint appa wit umher am meischtu Gemschini g'schossu.

A mal sigi der, das het der Bärtscho sälber viel fer a sichri Wahrheit gizellt, morgund fruo vor Tag d'Schallunebi uf gegund d's Arrigscheiß gangu fer zu Tieru. Wie er uf zu Mäßweidu chome, g'seh er im Schallichi a groß'i Litri, wie van am großu Sant-Jahannsch Fir. Us Wunner,

was da fer as Fir si, geit er ab uf du Rand ga bri lotzu Und duo g'seht er z'undrost im Chi dri altvätrisch kleidoti Mannjini, wa an am großu rundu, steininu Tisch Charti g'spielt hent. Er hei keis Fir g'seh, aber es si so luter g'si, daß er von da bri d'Charte b'chennt hei. So wie eine fer z'spielu a Charta uf de Tisch g'schlagu hei, heigis z'allu Situ usg'firot, wiesch Fir schleti, es hei nu rächt gebläntot. So a bitz hei er nu zuog'lotzet und duo sigi's mu z'uheimli meh fircho; er heigi duo gideicht: „Spielet jez so lang, daß er wellt, i ga jez." No lengi Jahr derna hei er allzi gipaßet, ob er die Litri appa no g'sehjie, heige aber nie meh as was vermerkt. Al. Andenmatten.



Inhaltsverzeichnis.

I. Landes- und Ortssagen.

II. Legenden und Märchen.

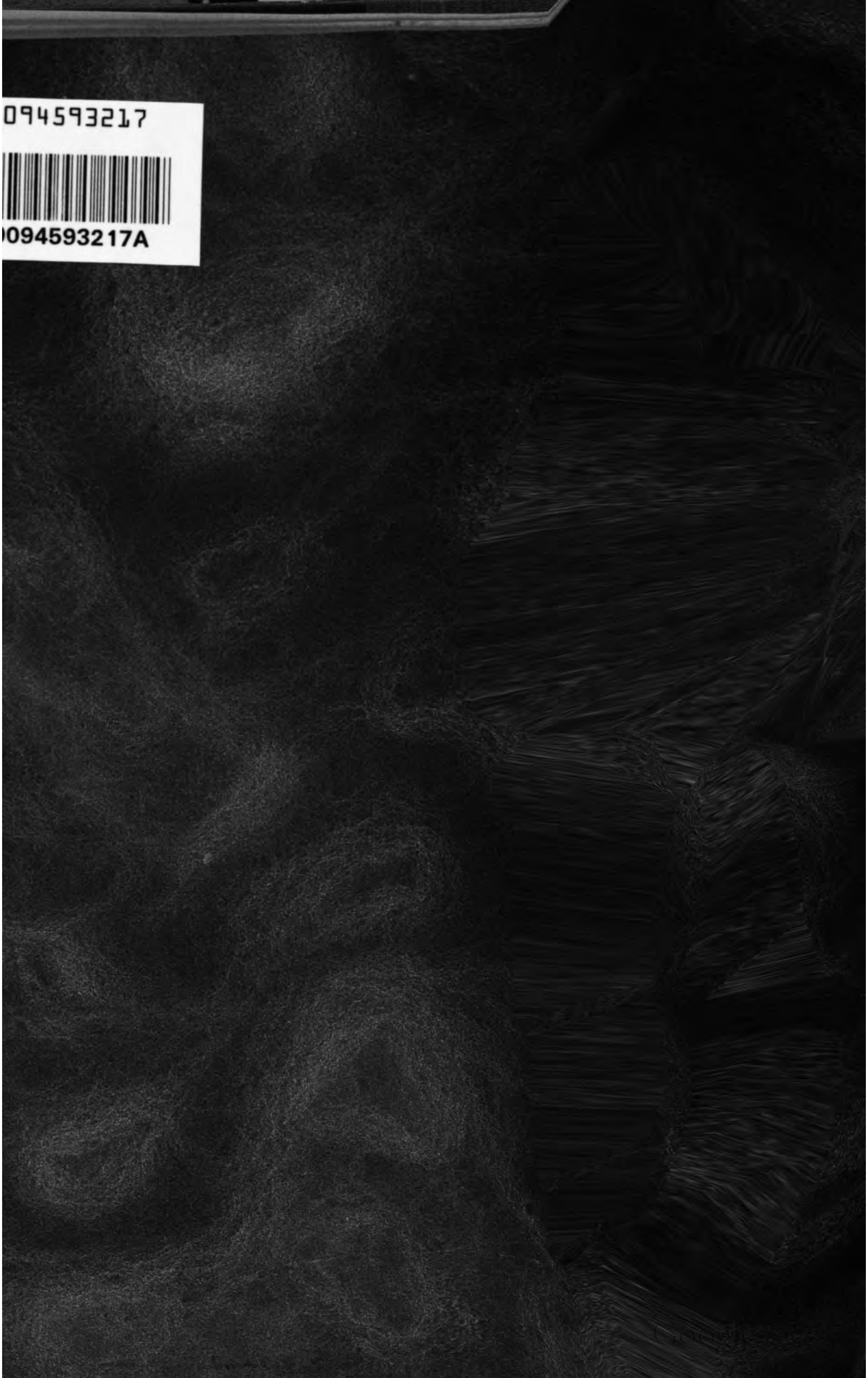
Sagen in der Volkssprache.

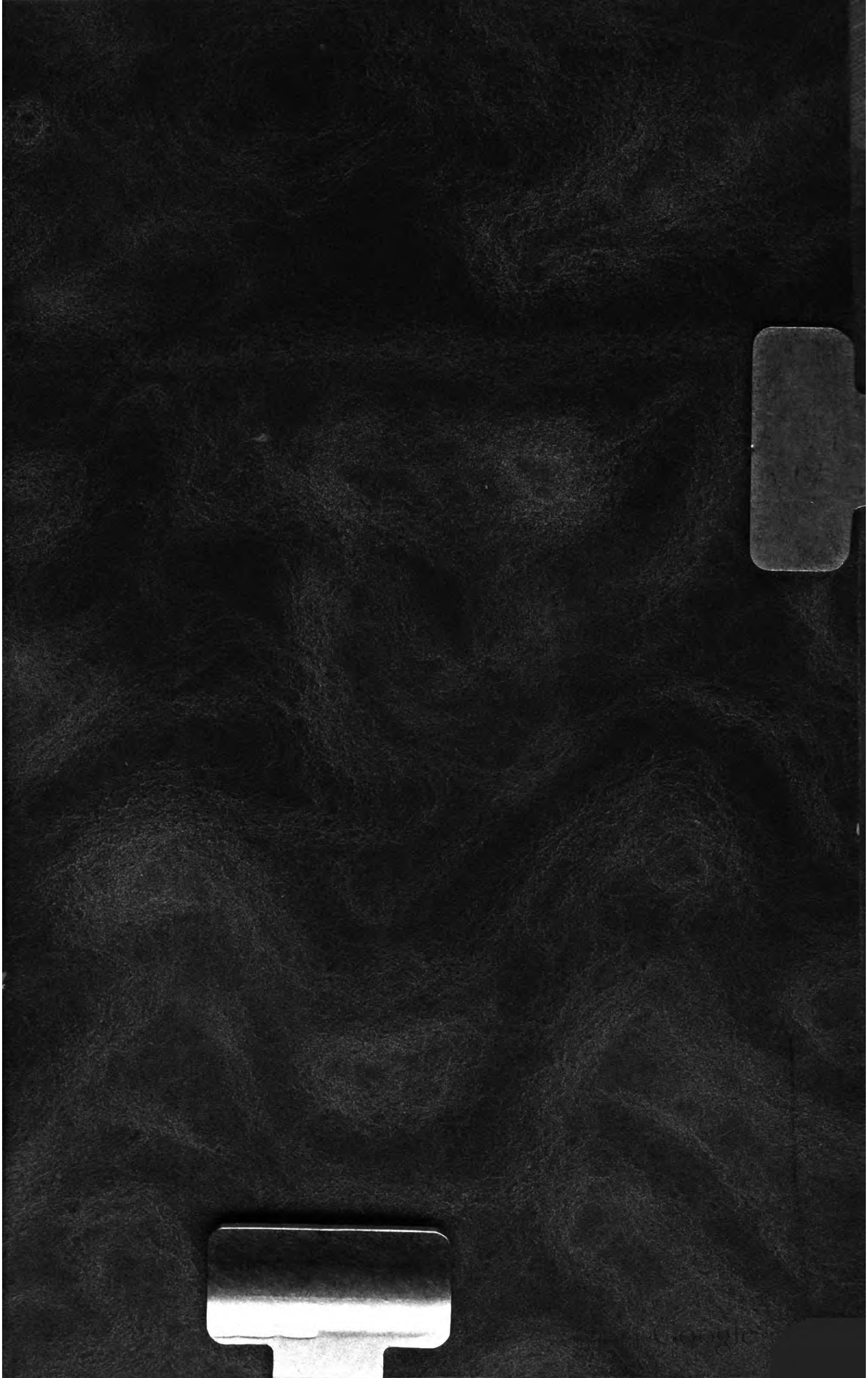


Beim Kassier des Geschichtsforschenden Vereins von Oberwallis (Professor Venetz in Brig) sind zu beziehen:

Heft II, III, IV, V des I. Bandes, Heft I, II, III/IV, V, VI des II. Bandes, Heft I, II, III, IV, V des III. Bandes der „Blätter aus der Walliser-Geschichte", à 1 Fr.; ferner:

Imesch. — „Die Kämpfe der Walliser gegen die Franzosen in den Jahren 1798 und 1799", à 1 Fr. 50.


094593217
0094593217A




89094593217
b89094593217a